



C.C. Bergius Entscheidung auf Mallorca

Scan by celsius232
K&L: tigger

Freeware ebook, Juni 2003

C. Bertelsmann Verlag GmbH,
München

Twens on the Road –

Vier Twens – zwei Studenten, eine Absolventin der Kunstakademie, eine Verkäuferin: Vier junge Leute ohne Geld möchten den grauen Alltag hinter sich lassen, möchten wenigstens für ein paar Wochen ausbrechen ...

Ein Trip, der anmacht –

Vier Twens auf der Flucht vor dem Alltag. Sie wollen nach Italien oder nach Spanien. Aber wie? Daß sie sich für Spanien entscheiden, hat seinen Grund. In Spanien läßt sich leichtes Geld verdienen. Mit Schmuggel zum Beispiel ...

Der Gefahr bringt –

Denn zwei der vier Twens verstricken sich in Schuld, in die Abhängigkeit von organisierten Verbrechen. Das erkennen beide erst spät, als sie mitschuldig werden am Tode eines Kindes ...

Der böse Folgen hat –

Sie können die Schuld nicht einfach abschütteln, sie nehmen sie auf sich. Sie zahlen ihren Preis für eine Sache, in die sie unverschuldet hineingeschliddert sind ...

C. C. Bergius

Entscheidung auf Mallorca

Roman

Vom Autor überarbeitete Ausgabe

Lizenzausgabe mit Genehmigung der
C. Bertelsmann Verlag GmbH, München
für die Bertelsmann Club GmbH, Gütersloh
die Europäische Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH, Stuttgart
die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien
und die Buch- und Schallplattenfreunde GmbH, Zug/Schweiz
Diese Lizenz gilt auch für die Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin – Darmstadt – Wien
Die Originalausgabe ist unter dem Titel »Bluejeans und Petticoats. Ein
Sommer auf Mallorca« erschienen
Umschlaggestaltung: Rudolf Schaber
Gesamtherstellung Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Germany • Buch-Nr. 022996

So unglaublich es klingen mag: das ganze Debakel des stud. rer. pol. Wulf Wesener begann mit einer fallenden Serviette. Hätte dieser blendend aussehende und stets auf sein Äußeres bedachte Münchener Student nicht an einem Mittag des Januar 1955 das exklusive Restaurant »Humplmayr« aufgesucht, und wäre nicht in dem Augenblick, da er den Speiseraum betrat, eine Serviette vom Schoß der attraktiven Düsseldorfer Geschäftsfrau Greta Fischhauer gerutscht, dann würde er wohl kaum in die unseligen und aufregenden Ereignisse verstrickt worden sein, die ihn an den Rand des Abgrundes führen sollten.

Doch es war so. Er sah das fallende Tuch und das eisblau schillernde Haar einer allein an einem Tisch sitzenden hübschen Dame und war mit wenigen Schritten neben ihr. »Pardon«, sagte er, hob die Serviette auf und legte sie auf den Tisch. »Der Kellner wird Ihnen eine neue bringen.«

Die Düsseldorferin warf ihm einen dankbaren Blick zu. Ihre wasserblauen Augen glänzten. »Sehr liebenswürdig«, erwiderte sie.

In der Annahme, der neu eingetretene Gast habe die Dame begrüßt, nahm ein hinzukommender Kellner einen Stuhl des Tisches zurück.

Wulf Wesener wurde verlegen. »Verzeihung«, sagte er, »hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich habe lediglich ...«

»Aber ich bitte Sie«, unterbrach ihn die selbstsichere Geschäftsfrau. »Sie dürfen gerne Platz nehmen. Ich will mich

natürlich nicht aufdrängen. Wenn Sie jedoch keine Verabredung haben, würde ich mich freuen ...« Sie machte eine einladende Geste.

Er war verblüfft.

»Wirklich«, fuhr sie aufmunternd fort. »Mir graulte ohnehin vor den nächsten Stunden. Ich hatte geschäftlich in München zu tun, und mein Flugzeug geht erst am Spätnachmittag.«

»Wenn es so ist«, antwortete Wulf Wesener jungenhaft und stellte sich vor.

Sie reichte ihm die Hand und nannte ihren Namen. An ihrem Handgelenk klirrten etliche Goldmünzen.

Das scheppert ganz schön, dachte er und nahm Platz. Scheint eine von den Wirtschaftswunder-Frauen zu sein.

»Sie sind Münchener?« fragte sie interessiert.

Er rückte seine Krawatte zurecht. »Ja und nein. Es kommt darauf an, wie man es nimmt.«

Die Düsseldorferin schaute ihn aufmunternd an.

Tolle Lippen hat sie, schoß es ihm durch den Kopf. Dabei dürfte sie schon an die Vierzig sein. Aber sie sieht glänzend aus.

Der Kellner trat an ihn heran. »Hat der Herr schon gewählt?«

»Nein«, erwiderte er. »Aber warten Sie ...« Er warf einen Blick auf die Speisekarte. »Ich nehme das kleine Gedeck. Und ein Viertel Beaujolais.«

Greta Fischhauer musterte ihr Gegenüber. Er wirkt männlich, obwohl er noch sehr jung sein dürfte, dachte sie.

Als der Kellner gegangen war, sah sie Wulf Wesener lächelnd an. »Sie sind mir noch eine Erklärung schuldig.«

»Ja, richtig! Sie fragten, ob ich Münchener sei. Es kommt darauf an, wie man es nimmt. Ich bin Student und fühle mich immer dort zu Hause, wo ich mich gerade aufhalte.«

»Sie sind also gewissermaßen ein Vagabund.«

Seine Gesichtsmuskeln zuckten. »Unsere Generation besteht mehr oder weniger nur aus Vagabunden, weil wir das, was man

mit Heim und Heimat bezeichnet, nicht kennengelernt haben.«

Die Düsseldorferin sah ihn verwundert an.

»Nehmen Sie nur mich. Meine Wiege stand in Hamburg. Nach dem großen Bombenangriff ging es nach Berlin. Von dort nach Sachsen. Dann nach Österreich. Anschließend nach Thüringen – immer dorthin, wohin mein Vater seinen Betrieb gerade verlagern mußte, bis wir schließlich mit den letzten Habseligkeiten in Württemberg landeten. Dreiundzwanzig Jahre bin ich alt. Zwölfmal habe ich den Wohnort gewechselt. Muß ich mich da nicht in Köln als Kölner und in München als Münchener fühlen? Schon, damit ich irgendwohin gehöre!«

Seine letzten Worte klangen aggressiv.

Wie verändert er ist, dachte sie betroffen. Als er die Serviette auf den Tisch legte und mich verbindlich anlächelte, machte er einen ganz anderen Eindruck.

Wulf Wesener schien zu fühlen, was die Düsseldorferin dachte. »Hab' ich Sie erschreckt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Doch, doch«, beharrte er. »Ich sehe es Ihnen an. Bitte, entschuldigen Sie. Aber bei bestimmten Themen gehen mit mir die Pferde durch.«

»Bei welchen?«

»Bei allen Gesprächen über unsere Generation.«

Sie gab sich verständnisvoll. »Ich glaube, ich verstehe Sie.«

Er lachte überheblich. »Nach den wenigen Sätzen?«

»Ja. Ihre kurze Schilderung machte mir deutlich, warum die heranwachsende Generation so sein muß, wie sie ist.«

»Und wie ist sie?«

»Ich würde es so formulieren: Die heutige Jugend ist voller Ideale, weil ihr wenig Ideales gezeigt wurde und vorgelebt wird. Und sie ist voller Opposition, weil sie nicht weiß, wie und wo sie ihre Ideale offenbaren soll. Im Unterbewußtsein erwächst daraus eine Auflehnung: Der Geist des Widerspruches und der Verachtung wird geboren.«

Wulf Wesener lachte. »Ich wollte, das hätte mein Alter Herr gehört.«

»Warum?«

»Weil er genau das Gegenteil von dem behauptet, was Sie sagen. In seinen Augen sind wir morbide Geschöpfe, die nach Negermusik herumhopsen und sich an krächzenden und versoffenen Stimmen erfreuen. Er kennt nur Arbeit, Aufbau und Planung. Und natürlich Bankkonten. Seine Familie aber kennt er nicht.«

Die Düsseldorferin sah ihn zweifelnd an. »Haben Sie jetzt nicht übertrieben?«

»Nicht die Bohne!«

Greta Fischhauer sah ihn nachdenklich an. »Sie erinnern mich an meine Nichte. Sie studiert in Hamburg, macht aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sagt, was sie denkt, und – schießt vielfach über das Ziel hinaus.«

Wulf Wesener zuckte die Achseln.

»Wie Sie!«

»Wie ich?« fragte er gedehnt.

»Ja. Denn ist es nicht Ihr Herr Vater, der Ihnen das Studium ermöglicht? Verdanken Sie es nicht ihm, in diesem Lokal essen zu können?«

»Nein!« antwortete er triumphierend. »Mein Vater zahlt ausschließlich das Studium. Alles andere verdiene ich mir selber: angefangen von der Kleidung bis zu den Privatvergnügungen, zu denen ich ein gelegentliches Essen im ›Humplmayr‹ zähle. Mir gibt es etwas, hier sitzen zu dürfen. Andere erholen sich auf dem Fußballplatz – ich hier.«

»Das kann ich verstehen«, sagte sie.

»Mein Alter Herr nicht. Der tobt, wenn er hört, daß ich fünf Stunden Zeitungen stapeln, um das Geld, wie er es nennt, zum Fenster hinauszuschmeißen.«

»Was Sie wirklich tun, wenn Sie Ihre Suppe weiterhin kalt werden lassen.«

Wulf Wesener nahm den Löffel. »Da haben Sie recht. Sie gestatten ...«

»Aber bitte.« Greta Fischhauer beobachtete ihn. Ein netter Kerl, dachte sie. Und er ist gar nicht so problematisch, wie ich schon glaubte. Er muß nur richtig genommen werden. »Was studieren Sie eigentlich?«

»Betriebswirtschaft. Siebentes Semester.«

»Macht es Ihnen Freude?«

»Mehr, als ich zunächst annahm. Manchmal ist die Materie natürlich verdammt trocken. Dann möchte ich davonlaufen.«

Er unterdrückte ein Lachen.

Sie sah ihn fragend an.

»Ich dachte gerade an einen Kameraden, der ebenfalls Betriebswirtschaft studiert. Eines Tages bekam er das, was wir einen Koller nennen: er hielt es nicht mehr aus und mußte raus. Natürlich nicht nur aus München – Gott bewahre. Nach Italien wollte er!«

»Und hat er es geschafft?«

»Geschafft schon. Aber wie! Über den ASTA, eine Studentenorganisation, die Teppicheklopfen, Kinderverwahren und ähnliche Scherze vermittelt, wurde er zwei uralten Amerikanerinnen als Reisebegleiter zugeteilt. Er behauptet, die beiden wären so alt gewesen, daß Spinnweben wie Schleier von ihren Gesichtern gehangen hätten. Doch immerhin: er war in Rom und Neapel und hat einige Wochen am Tisch des Wirtschaftswunders gesessen, an dem für Studenten normalerweise kein Platz ist.«

»Das klingt reichlich zynisch«, bemerkte sie.

»Stimmt aber dennoch«, antwortete er und löffelte seine Suppe.

Greta Fischhauer sah ihn prüfend an. »Sie waren noch nicht im Ausland?«

Wulf Wesener schüttelte den Kopf. »Dazu reichen die Nebeneinkünfte nicht.« Er hob sein Glas. »Auf Ihr Wohl.«

Sie stieß mit ihm an und blickte nachdenklich vor sich hin, als sie ihr Glas absetzte. Mich könnte es reizen, ihn zu einer Auslandsreise einzuladen, überlegte sie. Wenn ich wüßte, daß er mich nicht falsch verstehen würde ...

Der Kellner brachte das Gedeck. »Wünschen Sie eine Nachspeise, gnädige Frau?«

»Vielleicht später«, erwiderte sie. »Ich hätte aber gerne noch eine halbe Flasche Wein. Einen Beaujolais, bitte.«

Wulf Wesener, der gesehen hatte, daß die Düsseldorferin Weißwein trank, blickte verwundert auf.

»Das durfte ich doch?« fragte sie, als der Kellner gegangen war.

Ihre Augen verwirrten ihn. Sie schienen sich verfärbt zu haben. Er wurde unsicher.

»Bitte, seien Sie mein Gast. Ich kann es als Geschäftskosten verbuchen«, fügte sie schnell hinzu. »Und ich brauche keine Zeitungen zu stapeln, um mir dieses Vergnügen gönnen zu können.«

Er lachte. »Wenn es so ist, sage ich nicht nein, sondern herzlichen Dank!«

Sie machte eine Bewegung, als vollführe sie einen Knicks.

Jetzt macht sie auf neckisch, dachte er. Aber warum nicht? Ich wollte, Miriam hätte etwas von ihrer Art. Sie würde es dann leichter haben.

Ohne es zu wollen, verglich er seine Freundin mit Greta Fischhauer. Größere Gegensätze konnte er sich nicht vorstellen. Die Düsseldorferin war attraktiv, Miriam apart; an ihr war alles still und verhalten. Wenn man in ihr schmales, von einem Pagenkopf umrahmtes Gesicht schaute, glaubte man auf den Grund ihrer Seele zu blicken.

Ich werde Miriam heute abend necken, nahm er sich vor. Indem ich ihr lang und breit von Greta Fischhauer erzähle, die ich noch hübscher schildern werde, als sie es ist. Die an ihrem Handgelenk scheppernden Goldklunker werde ich natürlich

verschweigen. Die sind zu protzig. Wenn ich die erwähne, würde Miriam mich auslachen.

»Mir kommt gerade eine verrückte Idee«, unterbrach die Düsseldorferin seine Überlegungen. »Hätten Sie nicht Lust, nach Spanien zu reisen?«

»Ich?« fragte er verblüfft.

»Ja. Ich habe des öfteren in Barcelona zu tun. Wenn Sie wollen, können wir uns dort treffen. Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht falsch«, beeilte sie sich hinzuzufügen. »Mir würde es eine ehrliche Freude bereiten, Ihnen ein wenig von der Welt zu zeigen. Meine Nichte habe ich schon zweimal mitgenommen. Einmal nach Barcelona und einmal nach Istanbul. Mich kostete das keinen Pfennig. Zahlte alles das Finanzamt. In den Geschäftsbüchern deklarierte ich sie als Dolmetscherin. Das könnte ich bei Ihnen genauso machen.«

Wulf Wesener sah aus, als platze ihm der Schädel. »Das wäre toll«, erwiderte er burschikos. »Nach Spanien, haben Sie gesagt?« Er streckte die Hand über den Tisch. »Kneifen Sie mich mal. Ich muß wissen, ob ich träume.«

Er mißdeutet mich nicht, dachte sie erleichtert und entsprach seinem Wunsch. Ganz leicht nur. Er fühlte es kaum.

»Und Sie machen sich nicht über mich lustig?«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich meine ... Es könnte doch sein, daß Sie sich einen Scherz erlauben.«

»Es wäre ein übler, finden Sie nicht auch?«

»Du lieber Gott, man sagt schnell etwas und ...«

»Ich habe es nicht schnell gesagt«, unterbrach sie ihn. »Im Gegenteil. Ich habe es mir sogar sehr genau überlegt. Schon allein, weil ich Gefahr laufen könnte, in ein merkwürdiges Licht zu geraten.«

Er stutzte. »Da haben Sie recht. Auf den Gedanken wäre ich aber niemals gekommen.«

Sie hielt ihre Hand über den Tisch. »Dafür danke ich Ihnen.

Und die Sache ist hiermit abgemacht, ja?«

Er zögerte. »Ich weiß nicht ...«

»Nur keine Gefühlsduseleien aufkommen lassen! Schlagen Sie ein! Es macht mir Spaß. Und wie gesagt: es kostet mich nichts. Als angehender Betriebswirtschaftler wissen Sie das. Sie brauchen also keine Hemmungen zu haben.«

Den Bruchteil einer Sekunde zögerte er. Dann aber ergriff er ihre Hand, beugte sich über den Tisch und deutete einen Handkuß an.

Er hat gute Manieren, dachte sie. Ich freue mich schon darauf, ihm Barcelona zu zeigen. Sie öffnete ihre Handtasche und reichte ihm eine Visitenkarte.

Er betrachtete die Karte nachdenklich und las halblaut: »Südfrüchte en gros. – Ich kenne Ihren Werbeslogan: ›Eßt mehr Früchte ...‹«

»... und wir bleiben gesund«, fiel Greta Fischhauer lachend ein.

Wulf nickte. »Ein nahrhaftes Hinterland, wie?«

»Ich bin zufrieden«, erwiderte sie. »Aber jetzt müssen Sie mir Ihre Adresse geben, damit ich Ihnen schreiben kann, sobald ich übersehe, wann ich wieder nach Spanien reisen muß. Können Sie sich jederzeit frei machen?«

»Wäre ich ein Student, wenn ich das nicht könnte?«

»Am besten wird es sein, wenn ich Ihren Hin- und Rückflug in Düsseldorf buche. Ich schicke Ihnen dann die Flugscheine, und wir treffen uns in Barcelona im Hotel Majestic.«

»Ich soll sogar fliegen?« Sein Gesicht war vom Wein und von der Aufregung gerötet. »Mir kommt das Ganze wie ein Märchen vor. Wie lange werden Sie in Barcelona zu tun haben?«

»Es wird Sie hoffentlich nicht enttäuschen: höchstens zwei bis drei Tage. Ich bin kein Student, sondern das Opfer eines Terminkalenders.«

»Ein schönes Opfer«, erwiderte er galant. »Und zwei bis drei

Tage – du lieber Gott, Sie wissen ja gar nicht, wie glücklich mich allein schon der Gedanke macht, einmal aus der Tretmühle herauszukommen. Wirklich!«

Wulf Wesener wäre erschrocken gewesen, wenn er gewußt hätte, welche Folgen der einer Laune entsprungene Vorschlag haben sollte. Aber das deutete sich in keiner Weise an. Verständlich also, daß er wenige Stunden später, nachdem er Greta Fischhauer bis an die Abfertigungsrampe des Münchener Flughafens begleitet hatte, voller Seligkeit in das Stadtzentrum zurückfuhr. Er brannte darauf, mit Miriam zu sprechen. Und mit Harald Forster und dessen Freundin Peggy Bouhl.

Seit über einem Jahr trafen die vier sich fast täglich im Café Schmid in der Amalienstraße, gleich hinter der Universität. Wenn das Geld ausgegangen war, und das war unangenehm oft der Fall, wurde ihnen dort über die Runden geholfen. Abgesehen davon lag das kleine Studenten-Café ausgesprochen günstig. Von der Universität war es nur ein Sprung, und von der Kunstakademie, die Miriam Tauber besuchte, waren es nur wenige Schritte. Und nicht weit entfernt lag die Technische Hochschule, an der Harald Forster Architektur studierte. Nur die temperamentvolle Peggy, die in einem Fotogeschäft in der Nähe des Hauptbahnhofes beschäftigt war, hatte einen weiteren Weg. Ihr machte das aber nichts aus. Im Gegenteil. Zumeist wählte sie sogar Umwege, um in möglichst viele Geschäfte schauen zu können. Kaufen konnte sie sich allerdings nur selten etwas, aber sie stellte sich täglich erneut vor, daß sie es könnte. Sie hatte eben eine rege Phantasie und war ein rechter Wirbelwind.

So gesehen, paßte sie gut zu Harald Forster. Sie besaß im Übermaß, was diesem fehlte. Nicht umsonst nannten ihn seine Freunde »Professor«.

Im Wesen wie im Aussehen glich Harald Forster Wulfs Freundin Miriam; sie hätten Geschwister sein können. Harald

war nur größer, dunkler und schlanker. An ihm wirkte alles gotisch: der schmale Kopf, die feingliedrigen Hände und seine langen, immer in blauen Niethosen steckenden Beine. Etwas anderes als *blue jeans* und einen dunklen Rollkragenpullover trug er eigentlich nie. Im Sommer wie im Winter. Einen Mantel schien er nicht zu besitzen.

Aber er besaß einen alten Fiat, den er für 170 Mark erstanden und knallrot gestrichen hatte. Der Wagen war sein Hobby. Sehr zum Kummer Peggys, weil in der Regel auf eine Fahrstunde zwei Arbeitsstunden kamen.

Wulf Wesener, dem Harald Forster seiner vielfachen »Schnapsideen« wegen den Spitznamen »Schnaps« gegeben hatte, bewunderte die Geduld des Freundes, der oftmals in irgendeiner Seitenstraße drei bis vier Stunden am Motor seines auf den Namen »Wastl« getauften Wagens arbeitete. Aber er schätzte die bedächtige und besonnene Art, mit der Harald Forster alle Probleme anging, und er war daher gespannt, was dieser zu dem geplanten Spanienflug sagen würde.

Der »Professor« wird Augen machen, dachte er, als er am Geschwister-Scholl-Platz aus der Straßenbahn sprang, um durch die Halle der Universität zur Amalienstraße zu gehen. Wie aber erst Miriam! Und Peggy!

Als er das Studenten-Café erreichte, fing es an zu schneien. Ärgerlich schaute er in die Höhe und dachte: Das hat gerade noch gefehlt. Wenn die Düsseldorfer Maschine in einen Schneesturm gerät und abstürzt, ist es aus mit dem Traum.

Mit einem letzten Blick zum grau verhangenen Himmel öffnete er die Tür des Cafés. Wie immer warf er der hinter dem Büfett stehenden Inhaberin einen Gruß zu und stieg die wenigen Stufen zu dem rückwärts im Halbdunkel liegenden Lokal hinauf.

Zu seiner Verwunderung war Harald Forster allein. Er saß lässig zurückgelehnt, hatte die Pfeife im Mund und las in einer Illustrierten.

Wulf trat an ihn heran.

Harald blickte auf und nahm die Pfeife aus dem Mund. »Hallo«, sagte er mit der ihn kennzeichnenden belegten Stimme.

Wulf streifte seinen Mantel ab. »Allein?«

»Du sagst es.«

»Und wo steckt die holde Dämlichkeit?«

»Dreimal darfst du raten.«

»Red keinen Unsinn, Professor. Ich habe glühende Kohlen auf der Zunge.«

»Dann spuck sie aus.«

Wulf Wesener stieß ihn vor die Brust. »Spann mich nicht auf die Folter! Wo sind Miriam und Peggy?«

»Wo sollen sie schon sein?« Harald strich über sein zotteliges Haar. »Winterschlußverkauf!«

»Ach, du lieber Gott.«

»Peggy kam aufgeregt hier hereingestürmt und stöhnte: ›Ich muß unbedingt zehn Mark haben. Ich hab' etwas ganz Entzückendes entdeckt. Spottbillig, sage ich dir. Zwei Mark habe ich als Anzahlung ...‹« Er seufzte. »Erspar mir weitere Details.«

»Du hast ihr die zehn Mark gegeben?«

»*Ich?*« Harald lachte.

»Also Miriam!«

»Und Peggy hat sie mitgeschleift!«

»Unglück über Unglück! Daß Peggy es nicht lassen kann. Aber das sage ich dir: Du sorgst dafür, daß Miriam das Geld zurückbekommt.«

Harald Forster sog an seiner Pfeife. »Sonst noch Wünsche?«

»Was hat Peggy denn wieder aufgetrieben?«

»Na, was schon? Petticoats! Natürlich besonders entzückende. Du kennst ihren Spleen. Einen Schrank voller Seligkeit. Jetzt aber zu dir: Was ist mit den glühenden Kohlen?«

Das Servierfräulein trat an den Tisch.

Wulf bestellte zwei Coca-Cola.

Harald spitzte die Lippen. »Spendierhosen? Erzähle! Großes muß sich ereignet haben.«

»Mensch, Professor! Riesiges, Bombastisches, Phänomenales hat sich ereignet!«

»Vergiß deine Rede nicht, Schnaps. Angesichts dieser Tatsache muß ich bekennen, daß Wastls Tank leer ist! Mitten im Verkehr tat er sein letztes Schnauferl. Jetzt steht er allein in fremder Straße. Fünf Mark, und er wäre gerettet.«

Wulf schüttelte den Kopf und griff in die Tasche seines Jacketts. »Mit Peggy und dir wird es noch ein böses Ende nehmen. Damit's nicht gar so schlimm wird, reduziere ich auf zwei Mark. Einverstanden?«

»War wohl doch nicht so bombastisch, was sich ereignet hat.«

»Täusch dich nicht.« Wulf machte eine gewichtige Miene. »Halt dich fest, Professor: Ich fliege nach Barcelona!«

Harald nahm die Pfeife aus dem Mund und sah den Freund entgeistert an. »*Wohin* fliegst du?«

»Nach Barcelona!«

Der angehende Architekt ergriff Wulfs Rechte und befühlte den Puls.

Der Freund entzog ihm die Hand. »Wollen wir wetten?«

Harald schob die Pfeife zwischen die Zähne und lehnte sich zurück. »Erzähle!«

»Stell dir vor: Ich aß heute mittag im Humplmayr ...«

»... lerntest dort den lieben Gott kennen und speist mich mit lächerlichen zwei Mark ab?«

»Nicht den lieben Gott, sondern eine phantastische Frau habe ich kennengelernt!«

»Da wird sich Miriam aber freuen.«

»Frau hab' ich gesagt! An die Vierzig wird sie sein. Aber mit ...« Er machte eine geldzählende Bewegung und beugte sich vor. »Ich kann dir sagen, die hat vielleicht Brillanten!«

»Und die schenkt sie dir?«

Wulf rang die Hände. »Willst du mir zuhören, oder nicht?«
»Ich gelobe es.«

»Dann unterbrich mich nicht.« Er nahm einen Schluck Coca-Cola und erzählte, was er erlebt hatte – beginnend mit der fallenden Serviette und endend mit der Verabschiedung Greta Fischhauers am Flughafen. »Na«, schloß er strahlend, »was sagst du? Ist das nicht wie im Märchen?«

Harald, der einen Arm über die Stuhllehne gelegt hatte und immer tiefer gerutscht war, rekelte sich hoch. »Wie im Märchen schon. Nur – entschuldige, das Ganze ist doch ‘ne Schnapsidee. Die Düsseldorferin hat das wahrscheinlich nur gesagt, um dich loszuwerden.«

»Unsinn!« Er zog seine Brieftasche. »Hier ist ihre Visitenkarte. Ich sage dir: das ist keine Frau, die einen Studenten an der Nase herumführt!«

»Dann möchte ich wissen, welches Interesse sie daran hat ...«

»Was weiß ich!« unterbrach ihn Wulf. »Ich hab’ ihr eben gefallen.«

»Und du bist davon überzeugt, daß sie keine Gegenleistung erwartet?«

»Nie und nimmer. Ich fress’ einen Besen, wenn ich mich täusche.«

Harald klopfte seine Pfeife aus. »Dann kann ich nur sagen: Du bist ein Glückspilz. Herzlichen Glückwunsch! Und schreib uns ‘ne Postkarte.«

Wulf leerte sein Glas. »Glaubst du, daß Peggy sich von ihrem Chef einen Fotoapparat leihen könnte? Ich möchte in Spanien gerne ein paar Aufnahmen machen.«

»Sprich mit ihr. Versuchen kann sie es.« Harald blickte auf seine Armbanduhr. »Mensch, es ist ja schon sieben. Ich hab’ Peggy und Miriam gesagt, daß sie nicht hierher, sondern in den ›Hahnhof‹ kommen sollen.«

Die Pfälzer Weinstuben waren gegen Monatsende oft die

letzte Rettung der vier. In den gemütlichen Räumen konnten sie stundenlang bei einem Glas Wein sitzen und so viel Brot essen, wie sie wollten. Und da die sauber gescheuerten Tische sehr lang waren, bestand immer die Möglichkeit, mit Gästen in Berührung zu kommen, die ihre Freude daran hatten, sich mit Studenten zu unterhalten und sie zu einem »Viertel« einzuladen.

Als die beiden Freunde das Café verließen, fegte ein scharfer Schneesturm durch die Straßen.

»Armer Wastl«, jammerte Harald.

»Wo hast du ihn stehen?«

»In der Von-der-Tann-Straße. Gott sei Dank in der Nähe der Tankstelle.«

»Wirst du ohne mich fertig?«

»Klar. Lauf vor.«

Wulf schlug den Mantelkragen hoch und lief davon.

Der hat's heute aber eilig, dachte Harald Forster. Na ja, er kann's nicht erwarten, Miriam von seinem Glück zu erzählen.

Das war richtig. Aber es gab noch etwas anderes, was ihn bewegte. Der Schneesturm ließ ihn an das Flugzeug denken, mit dem Greta Fischhauer davongeflogen war. Er wollte den Flughafen anrufen, um zu erfahren, ob die Maschine Düsseldorf erreicht habe.

Als er fünf Minuten später aus einer Telefonzelle heraustrat, pffte er munter vor sich hin. Mit sich und der Welt zufrieden, suchte er den »Hahnhof« auf.

Die dunklen Augen Miriams erhielten einen weichen Glanz, als sie Wulf kommen sah. Sie liebte ihn über alles, auch wenn sie es nicht sagte. Sie brachte es einfach nicht fertig, über ihre Empfindungen zu sprechen.

Darin war Peggy ganz anders. Mit Miriam war sie überhaupt nicht zu vergleichen. Miriam war eine aparte Erscheinung, der man ansah, daß sie sich künstlerisch betätigte. Sie war gut gewachsen und bevorzugte dunkle Kleidung. Besonders gerne

trug sie enge schwarze Hosen und dunkle Pullover. Wie Harald, dessen Schwester sie hätte sein können.

Peggy hingegen liebte grelle Farben. Sie war groß und blond, hatte blaugrün schimmernde Augen und eine Figur, um die sie attraktive Mannequins beneiden konnten. Peggy wußte das. Vielleicht zu sehr.

Wulf begrüßte die beiden Freundinnen.

»Wo steckt Harald?« fragte Peggy.

»Er holt Wastl.«

»Wenn er den verdammten Blechesel doch nicht hätte«, erregte sich Peggy. »Der bringt mich noch zur Verzweiflung.«

»Die dir gut zu Gesicht steht«, erwiderte Wulf kaltschnäuzig und wandte sich mit einer Wärme an Miriam, die man ihm nicht zugetraut hätte. Er strich über ihre Wange und sah sie besorgt an. »Du siehst blaß aus. Fehlt dir etwas?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab' einen aufregenden Tag hinter mir. Bin von Pontius zu Pilatus gelaufen. Und weißt du, warum? Die ›Galerie Margot‹ will meine Bilder ausstellen!«

»Ist das wahr, Miriam?«

Ihre Augen strahlten.

»Dann hättest du es ja geschafft!«

»So einfach ist das nicht. Die Sache hat nämlich einen Haken: Ich muß zunächst fünfzehnhundert Mark aufbringen.«

Einen Augenblick lang sah Wulf sie entgeistert an. Dann empörte er sich: »Das ist doch eine unglaubliche Schweinerei. Von Künstlern verlangt man ...«

»Sei nicht ungerecht«, unterbrach ihn Miriam. »Ich kann von einem Kunsthändler nicht erwarten, daß er Rahmen, Kataloge und was alles zu einer Ausstellung gehört, aus eigener Tasche bezahlt. Im übrigen kommt das Geld ja wieder herein. Einige Bilder werden immer verkauft.«

»Dann können diese unverschämten Heinis die Unkosten doch vorstrecken!«

»Und was ist, wenn kein Bild verkauft wird?«

»Du hast doch gesagt, daß immer einige verkauft werden.«

»In der Regel! Es kann aber auch mal anders sein.«

»Und in diesem Fall soll der Künstler das ganze Risiko übernehmen? Saubere Geschäftsmethoden!«

»Das hab' ich ihr auch gesagt«, mischte sich Peggy ein. »Die Kerle werden Miriam aufs Kreuz legen.«

»Natürlich!« Wulf fuhr erregt durch sein dichtes Haar. »Laß die Finger davon, Miriam.«

»Bestell dir lieber ein Glas Wein«, erwiderte sie gelassen.

»Zunächst möchte ich wissen, woher du die fünfzehnhundert Mark nehmen willst?«

Sie zuckte die Achseln. »Das weiß ich noch nicht. Ich bin heute deshalb schon den ganzen Tag herumgelaufen.«

»Und mit welchem Erfolg?«

»Null.«

Er schlug sich plötzlich vor die Stirn und rief: »Mir kommt ein Gedanke.«

Peggy lachte. »Vorsicht, nicht anstoßen! Er fängt an zu spinnen.«

Wulfs Augen leuchteten. »Vielleicht kann ich dir helfen, Miriam.«

»Du?«

»Auf die Schnapsidee bin ich gespannt«, sagte Peggy und gab der in der Nähe bedienenden Kellnerin ein Zeichen. »Schnell, Zenzi, einen Rotwein für den Herrn. Und zwei Körbe Brot. Er gebiert einen großen Gedanken.«

Wulf stemmte die Arme auf den Tisch. »Ich lernte heute mittag jemanden kennen, mit dem ich mich – und das ist meine Überraschung – in aller Kürze in Barcelona treffen werde.«

»Wo?«

Er ergriff Miriams Hand. »Du wirst es nicht für möglich halten, aber ich fliege nach Spanien!«

Sie sah ihn ratlos an.

Peggy schrie vor Wonne. »Das ist einmal etwas ganz Neues.

Wirklich, Schnaps, das muß man dir lassen: Du wiederholst dich nie!«

Über Miriams Gesicht glitt ein Lächeln.

»Ihr glaubt mir nicht?«

Die Kellnerin brachte den Rotwein.

Er ergriff das Glas. »Trinkt! Stärkt euch! Ich habe euch eine tolle Geschichte zu erzählen. Prost!«

Miriam und Peggy nippten an ihrem Wein und sahen sich unsicher an. Sie wußten, daß es Wulf hin und wieder Spaß machte, sie zum Narren zu halten, spürten aber, daß die Dinge dieses Mal anders lagen.

Er setzte sein Glas ab und nahm ein Stück Brot aus dem Korb. »Also, paßt auf. Ich aß heute im – im ...« Er stockte und wurde verlegen.

»... Humplmayr«, führte Miriam den Satz trocken zu Ende.

»Es ist ja wohl nicht zu sagen«, empörte sich Peggy. »Der Herr speist im Humplmayr und ...«

»... du pumpst dir von Miriam Geld!«

Ihre Augen weiteten sich. »Hat Harald dir das erzählt?«

»Sei unbesorgt. Auch der Herr Professor nahm einen kleinen Pump auf. Und zwar bei mir!«

»Gut, daß ich das weiß.«

»Das kann ich mir denken. Aber zurück zu meinem Flug nach Barcelona. Im Humplmayr lernte ich eine phantastische Dame kennen, die Inhaberin einer Düsseldorfer Obstgroßhandlung. Mit einem Wort: Geld wie Heu!«

Peggy strich mit der Zunge über ihre Lippen. »Ich ahne, was kommt. Sie hat sich in dich verliebt und dich eingeladen, mit ihr nach Spanien zu fliegen.«

»Erzählst du jetzt oder ich?« fragte er ungehalten.

»Du!«

»Dann halt deinen respektablen Mund. – Verliebt!« wiederholte er ärgerlich. »Eine Vierzigjährige!«

Miriam sagte betont ruhig: »Erzähl weiter.«

Wulf war verstimmt. »Was soll ich da noch erzählen?«

Sie berührte seine Hand. »Bitte.«

»Na schön.« Er nahm noch einen Schluck Wein und berichtete von Greta Fischhauer. Zunächst lustlos, schließlich aber in derselben begeisterten Art, mit der er zu Harald gesprochen hatte.

Als er endete, rief Peggy: »Das muß ja eine tolle Frau sein. Und du meinst, von ihr die fünfzehnhundert Mark für Miriam erhalten zu können?«

»Wenn ich mit der Tür ins Haus falle, bestimmt nicht. Das muß sich ergeben. Versuchen werde ich es auf jeden Fall. Sie hat, das beweist ihre Einladung, viel Verständnis für Studenten. Wahrscheinlich durch ihre Nichte.«

Peggy umarmte die Freundin. »Wäre das nicht phantastisch?«

Miriam machte sich frei und blickte nachdenklich zu Wulf hinüber. Ihre Augen waren ohne Glanz.

»Was hast du?« fragte er unsicher.

Mit kaum hörbarer Stimme antwortete sie: »Du willst dich wirklich mit dieser Düsseldorferin treffen?«

»Denkst du, ich würde verzichten? Warum sollte ich das?«

»Das weißt du nicht?«

»Jetzt werd nicht drollig«, wandte sich Peggy an Miriam.

»Du wirst doch nicht eifersüchtig sein.«

Miriam schwieg.

Wulf schüttelte den Kopf. »Ich versteh' nur noch Bahnhof.«

Peggy wies zum Eingang. »Dem Himmel sei Dank, der Retter naht.«

Wulf schaute hinter sich und entdeckte Harald, der sich ungeniert den Schnee aus den Haaren rieb und seinen Rollkragenpullover abklopfte.

»So ein Sauwetter«, sagte er, als er an den Tisch trat. Im nächsten Moment stutzte er jedoch und blickte von einem zum anderen. »Nanu, hängt der Haussegen schief?«

»Ja!« ereiferte sich Wulf. »Und wer trägt wieder einmal die Schuld? Peggy!«

»Ich?«

»Hättest du nicht den Quatsch mit dem Verlieben gesagt, wäre Miriam nicht eifersüchtig geworden.«

Miriam wurde rot. »Werde nicht kindisch.«

»Ist doch wahr«, brauste Wulf auf. »Wenn ...«

»Schweig!« unterbrach ihn Harald, setzte sich neben ihn und ergriff Wulfs Glas.

»Das ist mein Wein!«

»Gewesen! Ich nehme ihn als Anzahlung für die Schlichtungsverhandlung, die ich hiermit eröffne.« Er leerte das Glas, stellte es zurück und warf Miriam einen verständnisvollen Blick zu. »Geht es um die Reise nach Barcelona?«

Sie nickte.

»Du bist dagegen?«

»Was heißt dagegen? Muß es mich nicht bedrücken, wenn ich erfahre, daß Wulf mit einer ...« Sie schwieg und öffnete ihre Handtasche.

»Das versteh' ich«, erwiderte Harald.

»Jetzt halt aber die Luft an«, erboste sich Wulf. »Hast du vorhin nicht erklärt, ich sei ein Glückspilz? Und hast du mich nicht beglückwünscht?«

»Gewiß.«

»Na also!«

Peggy wandte sich an Wulf. »Eine Frage auf Ehre und Gewissen: Könnte die Düsseldorferin irgendwelche Hintergedanken haben?«

»Würde ich das für möglich halten, dann bliebe ich hier.«

»Und wenn sie nun doch ...?«

»Dann würde ich ihr den Unterschied zwischen einem Studenten und einem Call-boy klarmachen.«

Peggy wandte sich an die Freundin. »Na bitte! Wozu regst du dich auf?«

Miriam wußte nicht, wohin sie schauen sollte.

»Zufrieden?« fragte Harald.

Fast unter Tränen lächelnd, nickte sie.

Wulf ergriff ihre Hand.

Als Frau besaß Miriam, was dem Mann fehlt: Instinkt. Und der sagte ihr: Ich verliere Wulf, wenn er sich mit der Düsseldorferin in Barcelona trifft. Dabei vertraute sie ihm und war auch davon überzeugt, daß er ihr die Wahrheit gesagt hatte. Und doch war etwas da, das sie warnte und zwang, den Versuch zu machen, ihn zurückzuhalten.

Sie hatte aber keinen Erfolg. Auch nicht, als sie ihn in einer verschwiegene Stunde inständig bat, nicht nach Spanien zu fliegen.

Greta Fischhauer hatte ihm tatsächlich einen Hin- und Rückflugschein geschickt. Und zusätzlich 300 Mark, da es ihr, wie sie schrieb, unter Umständen erst ein oder zwei Tage später möglich sein würde, nach Barcelona zu kommen. »Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht falsch«, hatte sie hinzugefügt. »Ich möchte nur dafür sorgen, daß Sie gegebenenfalls nicht ohne Mittel sind.«

Miriam war entsetzt gewesen. »Schick zumindest das Geld zurück«, hatte sie ihn aufgefordert. »Du verstrickst dich in Dinge, die unübersehbar sind. Sei vernünftig!«

Zunächst hatte er sie ausgelacht, später aber gedroht: »Wenn du willst, daß wir im Krach auseinandergehen, dann mach nur so weiter.«

Da hatte sie geschwiegen. Aber ihr rannen Tränen über die Wangen, als sie wenige Tage darauf das Flugzeug starten sah, in das Wulf mit einem kleinen Koffer und einer Leica eingestiegen war, die Peggy sich von ihrem Chef geliehen hatte.

Wulf war so aufgeregt gewesen, daß er Miriam, Harald und Peggy, die ihn zum Flugzeug begleitet hatten, kaum noch beachtet hatte. Er hatte nur Augen für das Flugzeug gehabt und

unentwegt von seinem Glück und vom herrlichen Reisewetter gefaselt. Bis eine Lautsprecherstimme die Fluggäste ersuchte, sich zur Maschine zu begeben. Ein eiliger Händedruck, eine letzte, flüchtige Umarmung und – fort war er gewesen.

»Paß bloß auf den Apparat auf«, hatte Peggy hinter ihm hergerufen. »Fünfhundert Mark sind kein Pappenstiel!«

Als Wulf davongestürmt war, hakte sich Harald bei Miriam ein. »Komm«, sagte er und zog sie an das große Fenster der Empfangshalle. »Nimm's nicht so tragisch. In ein paar Tagen ist er wieder da.«

Sie blieb stehen. »Sei ehrlich, Harald: Wärest du geflogen?«

Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, sagte dann aber bestimmt: »Natürlich!«

»Auch wenn ich dich gebeten hätte zu bleiben?«

»Dann auch!« erwiderte er. Seine stets belegte Stimme klang anders als sonst.

Wulf kam sich in den nächsten Stunden wie im siebenten Himmel vor. Er wußte kaum, wohin er schauen sollte. Die Erde lag wie ein Teppich unter ihm, der langsam zurückgezogen zu werden schien. Manchmal glaubte er, das Flugzeug stehe still. Nur das orgelnde Brummen der Motoren erinnerte ihn daran, daß die Maschine flog.

Er begriff nicht, wie schnell alles vor sich ging. Der Schwarzwald war kaum überflogen, da tauchte Basel schon unter ihnen auf. Seitlich ragten die Bergriesen der Schweiz empor. Und dann ging es dem Lauf der Rhone entlang. Sie überflogen den *Golfe du Lion*, und eine Stunde später sah er den Tibidabo, den Hausberg der Metropole Kataloniens, unter sich liegen.

Ein Taumel ergriff ihn, als nach der Landung der erregende Klang der fremden Sprache an sein Ohr klang. Und seine Begeisterung steigerte sich noch, als er im zweistöckigen Omnibus der spanischen Luftverkehrsgesellschaft in das

Stadttinnere fuhr. Alles verwirrte ihn: die Maulesel und die altmodischen Kraftwagen; die aufgedonnerten Schönheiten, die inmitten zerlumpt aussehender Gestalten einherstolzten; die halbverfallenen Häuser und die im Zentrum der Stadt immer breiter, gepflegter, grüner und bunter werdenden Prachtstraßen mit ihrem Reichtum ausstrahlenden Bauwerken. Er wußte nicht mehr, wohin er schauen sollte, und blickte ratlos um sich, als er den Bus auf dem Paseo de Gracia verlassen mußte.

Wenn ich wenigstens wüßte, wo das Hotel liegt, dachte er und kam sich wie ein Provinzler vor. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er den Mut fand, sich an einen Herrn zu wenden. »Pardon«, sagte er. »Hotel Majestic?«

Der Angesprochene lachte und wies auf das Gebäude, vor dem sie standen. »Aquí!«

»Entschuldigung«, stammelte Wulf. »Ich scheine keine Augen mehr im Kopf zu haben.«

»Qué dice?«

»Ich sah vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr.«

Der Fremde zuckte die Achseln. »No entiendo.«

Wulf begriff, daß der Spanier ihn nicht verstand, nickte ihm zu und sagte übermütig: »Schon gut.«

Der Herr klopfte ihm verständnisvoll auf die Schulter. »Buena máquina.« Er zeigte auf Wulfs Leica. »Usted alemán?«

»Si, Alemán!«

Der Spanier strahlte und klopfte ihm erneut auf die Schulter.

»Buenas tardes!«

»Buenas tardes!« antwortete Wulf und betrat in bester Laune das Hotel, in dem ihm der Portier bedeutete, daß ein Zimmer mit Bad für ihn reserviert sei. »Mit Balkon zum Paseo«, betonte er. »In der fünften Etage. Da haben Sie die beste Aussicht.«

»Herzlichen Dank. Ist Frau Fischhauer schon angekommen?«

»Nein«, erwiderte der Portier. »Für sie ist aber ebenfalls ein Zimmer reserviert. Gleich neben dem Ihren.«

Verdammt, dachte er. Sollte Miriam recht behalten?

Sie sollte es nicht. Die Düsseldorferin erschien weder am nächsten noch am übernächsten Tag. Sie kam überhaupt nicht, sondern schickte ein Telegramm.

»Unvorhergesehene Zwischenfälle zwingen mich, nach Griechenland zu reisen«, teilte sie ihm mit. »Machen Sie sich einige schöne Tage. Ich schreibe Ihnen nach München. Herzliche Grüße und viel Vergnügen, G. F.«

Im ersten Augenblick war Wulf betroffen und fragte sich: Was nun? Dann aber rieb er sich die Hände. Ist ja alles in bester Ordnung! Ich besitze die Rückflugkarte, habe 3000 Pesetas in der Tasche und kann Miriam nun beweisen, daß sie sich unnötige Sorgen gemacht hat. Wenn sie dieses Telegramm, das ich ihr sofort per Luftpost schicken werde, in Händen hält, dann weiß sie, daß ich allein bin und sie mir unrecht tat. Aber darauf kommt's ja nicht an. Hauptsache, ihr fällt ein Stein vom Herzen. Sie ist ein so feiner Kerl. Ich werde ihr etwas Schönes kaufen.

Als erstes ließ er sich einen Briefumschlag geben, kritzelte einige hastige Worte auf die Rückseite des Telegramms und bat den Portier, den Brief aufzugeben. Dann erkundigte er sich nach dem Zimmerpreis.

»Zweihundertfünfzig Pesetas mit voller Verpflegung. Alles inbegriffen.«

Fünfundzwanzig Mark, dachte er. Das geht. Da kann ich fast zehn Tage umherstrolchen.

Auf den Gedanken, in ein preiswerteres Hotel zu ziehen, kam er nicht.

Typisch für ihn, würde Harald gesagt haben. Vornehme Hotels und Restaurants sind sein Spleen.

Er blieb aber nicht in Barcelona. Als er zwei Tage später in glänzender Laune durch die Hauptstraße stolzierte, entdeckte er im Fenster eines Reisebüros ein Plakat, das für die Insel Mallorca warb.

Das wäre 'ne Sache, dachte er. Ich sollte mich erkundigen, was die Überfahrt kostet.

Kurz entschlossen betrat er das Büro. Die Auskunft, die er erhielt, erschien ihm günstig. Nur 550 Pesetas, etwa 55 Mark, kostete die Hin- und Rückfahrt auf einem der in der Nacht fahrenden Passagierdampfer, wenn er mit einem Liegesessel an Deck vorliebnahm und auf eine Kabine verzichtete.

Ich spare dadurch zwei Hotelübernachtungen, sagte er sich. So gesehen, ist die Fahrt billig.

»Darf ich für Sie buchen?« fragte der Beamte des Reisebüros.

Wulf zögerte. »Ist es in Palma sehr teuer?«

»Nein. Um diese Jahreszeit bekommen Sie ein gutes Zimmer mit voller Pension schon für hundert Pesetas.«

Er überschlug seine Ausgaben. Wenn er eine Woche auf Mallorca blieb, stand ihm noch eine schöne Reserve zur Verfügung, und er konnte Miriam etwas kaufen. »Ich nehme die Karte«, sagte er.

Als er wieder auf die Straße trat, hätte er schreien mögen: Ich, Wulf Wesener, stud. rer. pol. der Ludwig-Maximilian-Universität zu München, fahre nach Mallorca! Es ist nicht zu begreifen. Ein Glückspilz bin ich. Felix müßte ich heißen.

In seltener Hochstimmung bummelte er über den Paseo, um die Auslagen der Geschäfte zu betrachten, als sich plötzlich eine junge Zigeunerin an ihn herandrängte.

Ihre dunklen Augen blitzten. Sie bot ihm Lose irgendeiner Lotterie an, machte plötzlich jedoch »Sssst!« und zog sich in die Passage eines Geschäftes zurück.

Verwundert blickte er hinter ihr her.

Sie gab ihm das Zeichen, ihr zu folgen.

Einen Augenblick stand er unschlüssig da, dann aber siegte das glutvolle Aussehen der Zigeunerin. Ihr locker aufgestecktes blauschwarzes Haar glich einem Furioso. Sie trug eine flammendrote Bluse. Ein bis auf die Knöchel herabfallender

schwarzer Taftrock gab ihren Hüften weiche, geschwungene Linien. Sie war barfüßig, hatte feucht-glänzende Lippen und blendendweiße Zähne.

Was mag sie wollen, fragte er sich, als er auf sie zuing.

Sie drückte ihm ein Los in die Hand. »Alemán?«

Er nickte.

Sie deutete auf das Papier. »Studieren!«

Er warf einen Blick auf den Text. »Das ist Spanisch. Ich kann es nicht verstehen.«

»So tun, als studieren.«

Ich soll so tun, als ob ...?

Sie griff in eine Falte ihres Rockes, machte erneut »Sssst!« und schob ihm einen Brillantring zu. Dabei wies sie auf das Los. »So tun, als studieren. Brillante echt.«

Er war sprachlos.

Sie sah ihn verheißungsvoll an. »Brillante echt. Prüfen!«

Ihm wurde unheimlich zumute. Er wollte den Ring zurückgeben.

Sie schob seine Hand fort. »Prüfen! Brillante echt. Oro echt.«

Oro dürfte Gold heißen, dachte er und warf einen Blick auf den Ring. Wenn er Edelsteine auch nicht beurteilen konnte, der Brillant schien ihm mächtig zu funkeln. »Möglich, daß er echt ist«, sagte er. »Aber was soll ich damit?«

Die Zigeunerin wurde lebhaft. »Für Frau. Bueno. Echt. Billig.«

Wulf lachte. »Glaub' ich gerne. Ich hab' aber kein Geld.«

Sie sah ihn fragend an.

»Kein Geld! No money!«

»Du Alemán – du Geld. Brillante billig.«

Ein Herr betrat die Passage.

Die Zigeunerin riß den Ring an sich und deutete auf das Los. »Brillante billig«, flüsterte sie, während ihr Finger an einer Zahlenkolonne entlangglitt und bei der Zahl 3000 stehenblieb. »Billig. Brillante echt!«

Dreitausend, überlegte er. Das gibt's doch gar nicht. Das wären ja nur 300 Mark. In Deutschland dürfte der Stein mindestens 1500 bis 3000 Mark kosten.

Der Herr blickte zu ihnen herüber und verließ die Passage. Wulf wurde die Angelegenheit peinlich. Er wollte gehen.

Die Zigeunerin hielt ihn zurück. »Momente!« Erneut glitt ihr Finger an der Zahlenkolonne entlang. Diesmal zeigte sie auf die Zahl 30.000. »Precio original!«

Das Biest weiß sich zu helfen, dachte er. 30.000 Pesetas, 3000 Mark ist der Ring wert. Wenn ich jetzt Geld hätte, könnte ich ein Bombengeschäft machen.

Sie wies zum zweitenmal auf die Zahl 3000. »Billig. Brillante echt. Nehmen!«

»Ich hab' doch kein Geld.«

»Du Alemán – du Geld.«

»Nein«, erwiderte er beinahe wütend.

Sie sah ihn flehend an und drückte ihm den Ring erneut in die Hand. »Bitte, kaufen. Ich Not.«

»Ich hab' wirklich kein Geld! Wenn ich es hätte ...« Er unterbrach sich. Wozu reden? Sie versteht mich ja doch nicht. Ich bin es auch leid. Wer weiß, was mit dem Ring los ist.

Die Zigeunerin schien zu erfassen, was er dachte. Sie zeigte auf die Zahl 2000. »Ich Not. Bitte, kaufen.«

Wulf Wesener war verblüfft. Sie will nur noch zweitausend Pesetas? Da stimmte etwas nicht. Er schüttelte den Kopf. »Dann ist der Brillant nicht echt.«

Die Spanierin glich einer lodernden Flamme. »Brillante echt«, sagte sie erregt, nahm den Ring und fuhr mit dem Stein über das Spiegelglas eines Schaufensters der Passage.

Ratsch, machte es, und in der Scheibe war ein heller Streifen.

»Brillante echt!« wiederholte sie aufgebracht. »Und Oro ...« Sie nahm den Ring zwischen die Zähne und biß darauf, daß ihr die Stirnadern schwellen. Dann reichte sie den Ring zurück und wies auf zwei Vertiefungen im Gold. »Oro echt. Brillante

echt.«

Er konnte nur noch staunen.

Die Zigeunerin trat so nahe an ihn heran, daß er ihren Atem spürte. Ihre Augen blickten gehetzt. »Ich Not. Mein Mann ...«

Mit der Hand vollführte sie eine vielsagende Bewegung.

Aha, dachte Wulf. Der Ring ist geklaut.

»Alemán«, fuhr sie mit flehender Stimme fort. »Verstehen. Ich Not. Policía. Wohin? Kein Geld. Bitte, kaufen.«

Zum Teufel, fluchte Wulf insgeheim, das ist eine einmalige Chance. Gestohlen ist der Ring so oder so. Und irgend jemand wird ihn nehmen. Hätte ich doch nicht die Fahrkarte nach Mallorca gekauft. An dem Ring ließe sich verdienen, was Miriam für ihre Ausstellung benötigt.

Die Zigeunerin berührte seine Hand. Sie machte ein verzweifelteres Gesicht. »Bitte, kaufen.«

»Ich hab' das Geld wirklich nicht«, erwiderte er. »Leider!«

»Cómo?«

»Kein Geld! No money!« Er machte eine bedauernde Geste.

»Wieviel?«

Die muß verdammt in Druck sein, dachte er und überlegte blitzschnell, was er im äußersten Fall geben könnte. Wenn ich nur eine Nacht auf Mallorca bleibe, hätte ich 1500 Pesetas übrig. Für 150 Mark wäre der Ring geschenkt. Er hielt ihr das Los hin und zeigte auf die Zahl 1500. »Mehr hab' ich nicht.«

»Gut. Geben!«

Wulf war beinahe erschrocken. »Für fünfzehnhundert!«

Sie hob ihre Schultern. Es sah aus, als wollte sie sagen: Was soll ich machen?

Seine Hände zitterten, als er die Brieftasche zog und 1500 Pesetas abzählte.

Die Zigeunerin riß ihm die Scheine förmlich aus der Hand, steckte sie in die Falte ihres Rockes und eilte mit katzenartigen Bewegungen davon.

Ihm wurde es unheimlich zumute. Das Herz klopfte ihm in

der Kehle. Seine Hände waren naß. Er trat auf die Straße.

Vor ihm stand der Herr, der zuvor in die Passage geschaut hatte.

Aus, dachte er. Ich bin in eine Falle geraten. Er wollte schon davonlaufen, als er sah, daß sich der Herr umdrehte und weiterging.

Panische Angst erfaßte ihn und trieb ihn durch die Straßen. Ich muß wahnsinnig gewesen sein, haderte er mit sich. Gewiß, er hatte Miriam helfen wollen, war darum aber doch zum Hehler geworden. Er mußte heraus aus dieser Stadt.

Wulf Wesener hätte sich ohrfeigen mögen. Er sehnte die Stunde herbei, in der er den Ort verlassen konnte, auf den er sich wie ein Kind gefreut hatte.

Als er wie gehetzt in das Hotel zurückgekehrt war, ließ er sich als erstes die Rechnung geben. Er wußte, daß noch Stunden verstreichen mußten, bis er das Schiff nach Mallorca besteigen konnte, wollte aber alles tun, um jederzeit unauffällig verschwinden zu können.

Die Hotelrechnung betrug nicht 750 Pesetas, wie er geglaubt hatte, sondern 820. Irgendwelche Steuermarken waren hinzugekommen.

Das hat mir gerade noch gefehlt, dachte er aufgebracht, zahlte den Betrag und wollte eben auf sein Zimmer gehen, als er den Herrn, der in der Passage erschienen war, in der Empfangshalle sitzen sah.

Er glaubte, das Herz bliebe ihm stehen. Wurde er verfolgt, oder war es Zufall? Sein schlechtes Gewissen ließ ihn das Schlimmste befürchten. Eilig betrat er den Fahrstuhl und ließ sich in die fünfte Etage fahren.

In seinem Zimmer angekommen, versuchte er sich zu beruhigen. Du bist ein Idiot, sagte er sich. Wer soll schon hinter dir her sein? Zugegeben, du hast auf der Straße einen Ring gekauft. Aber warum nicht? Der Ring wurde dir angeboten, du hast ihn genommen und bezahlt. Aus. Denk lieber daran, daß du ein großartiges Geschäft gemacht hast. Tausend Mark werden zumindest dabei herauspringen. Miriam wird Augen

machen!

Nach einer Stunde hatte er sein Gleichgewicht zurückgewonnen, war er wieder der ein wenig leichtfertige, aber stets selbstsichere stud. rer. pol. Wulf Wesener.

Dennoch blieb eine gewisse Nervosität in ihm, die ihn schließlich trieb, das Zimmermädchen um Nadel und Faden zu bitten. Er wollte den Ring verschwinden lassen und wünschte dies um so mehr, als man ihm im Reisebüro gesagt hatte, daß Mallorca eine Art Freihandelszone sei, er also mit einer Zollkontrolle rechnen mußte. Aber auch so bestand Grund genug, den Brillantring gut zu verstecken, und er atmete erleichtert auf, als er ihn im Aufschlag seiner Hose eingenäht hatte. Er fand jedoch nicht den Mut, das ihm im Hotel noch zustehende Abendessen im Speisesaal einzunehmen. Dabei betrug seine Barschaft nur noch 90 Pesetas.

Es war verrückt, damit nach Mallorca zu fahren. Wulf wußte dies, aber was hätte er jetzt anderes tun sollen? Das einzig Positive, vom Besitz des Ringes einmal abgesehen, war der Gedanke: Ich bin dann wenigstens auf Mallorca gewesen und kann mitreden.

Zwei Stunden später dachte er anders. Das Schiff hatte abgelegt; es war eine milde Nacht, und es roch nach Tang und See. Am Horizont versank das Lichtermeer Barcelonas, und Wulf wäre restlos glücklich gewesen, wenn er nicht einen unbändigen Hunger verspürt hätte, der sich noch steigerte, als er einen Blick in den hellerleuchteten Speisesaal des Dampfers warf.

Er kam sich wie ausgesperrt vor und machte sich heftige Vorwürfe. Ich bin ein Idiot, sagte er sich. Kaum habe ich etwas Geld in der Tasche, da gebe ich es aus. Gut, ich wollte Miriam helfen, aber nun sitz' ich fest. Nicht einmal ein Abendessen kann ich mir leisten. Und morgen muß ich schon wieder zurückfahren. Dabei besitze ich einen Wert, um den mich mancher, der da im Speisesaal mit Freuden tafelt, beneiden würde.

Es dauerte nicht lange, bis er dachte: Geh hin und verkauf den Ring. Wer weiß, was mit ihm los ist. Auf Mallorca wird's genügend Deutsche geben, die über Geld verfügen.

Sein Entschluß stand plötzlich fest: er wollte etwas essen! Und wenn er die letzte Peseta auf den Kopf hauen mußte. Kommt Zeit, kommt Rat.

Kurz entschlossen betrat er den Speisesaal, natürlich den der 1. Klasse. Das Dinner kostete 45, die Flasche Rotwein 20 Pesetas. Was soll's, dachte er. Selbst wenn noch irgendwelche Steuermarken hinzukommen, werden mir 10 bis 15 Pesetas verbleiben.

Typisch für Wulf, würde Harald Forster gesagt haben. Wenn er nur 1. Klasse sitzen kann.

Als das Schiff am nächsten Morgen in den Hafen von Palma einlief, leuchtete der Himmel strahlend blau.

Wulf hatte kaum geschlafen; er sah aber dennoch frisch aus und war rasiert. Für fünf Pesetas hatte ihm ein Steward eine leerstehende Kabine zur Morgentoilette zur Verfügung gestellt.

Die Einfahrt in den malerisch gelegenen Hafen erregte ihn. In erster Linie allerdings der modernen Hotels wegen, die auf der gegenüberliegenden Seite der Anlegestelle unmittelbar am Wasser standen. In einem von ihnen wollte er wohnen. Irgendwie würde es weitergehen.

Mehrmals schon hatte er den Überschlag seines Hosenbeins abgetastet: Der Ring war da. Er wollte ihn erst herauslösen, wenn er den Zoll passiert hatte.

Die Kontrolle war eine reine Formalität. Er mußte seinen Koffer vorweisen, doch noch bevor er ihn öffnen konnte, hatte der Beamte mit Kreide ein Kreuz darauf gemalt und ihm zu verstehen gegeben, weiterzugehen.

Er nickte dem Zöllner zu. »Ihr macht's euch ganz schön bequem.«

Ein vor ihm gehender, grauhaariger Herr, der einen altmodi-

schen, blitzenden Kneifer trug, drehte sich um. »Wohin man kommt – Deutsche, nichts als Deutsche.«

»Das höre ich gerne«, erwiderte Wulf, der augenblicklich an den Verkauf seines Ringes dachte.

Der Herr zuckte die Achseln. »Geschmackssache. Wenn ich ins Ausland reise, möchte ich unter Ausländern sein.«

»Dann hätten Sie im Ausland geboren werden müssen«, frotzelte ein hinter Wulf gehender Passagier.

Der grauhaarige Herr blickte indigniert zurück.

»Verstehen Sie nicht? Dann gehörten Sie zu denen, die den Krieg verloren haben, könnten nach Deutschland fahren und wären unter Ausländern.«

»Willkommen in Palma«, warf Wulf trocken ein.

Der zwickervertragende Herr warf dem anderen einen giftigen Blick zu.

Dem schien das nichts auszumachen; denn er wandte sich an seine neben ihm gehende Frau. »Merkst du was? Feine Pinkels! Nehmen am Wirtschaftswunder teil und spielen die vornehmen Herren.«

Der Grauhaarige winkte ein Taxi heran und fragte Wulf: »Wo wohnen Sie?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Empfehle Ihnen das ›Impledo‹. Wohnte dort schon zweimal. Wollen Sie mit mir fahren?«

Wulf zögerte: »Ich benutze lieber den Bus.«

Der Herr lachte. »Das Taxi kostet darum keine Peseta mehr. Sie sind Student, nicht wahr?«

Wulf war verblüfft.

»Woher wissen Sie das?«

Er deutete auf Wulfs linke Wange. »Ihre Narbe hat Sie verraten.«

»Da muß ich Sie enttäuschen«, erwiderte Wulf. »Es stimmt zwar, daß ich Student bin, die Kerbe habe ich aber schon seit meiner Jugend.«

Der Grauhaarige kniff die Augen zusammen. »Erstaunlich. Ich dachte, es wäre ein Durchzieher. Aßmann«, stellte er sich vor. »Teutone.«

Wulf nannte seinen Namen und fügte »stud. rer. pol.« hinzu.

Der Teutone legte den Kopf zurück und blickte prüfend durch den unteren Teil seines Zwickers. »Dann ackern Sie nur fleißig. Tüchtige Betriebswirtschaftler sind heute gesucht. Los, steigen Sie ein.«

Als der Wagen anfuhr, nahm Wulf das Gespräch wieder auf. »Ich befürchte, daß ich alles andere als tüchtig bin.«

»Wieso?«

»Ich war gestern wahnsinnig genug, mein ganzes Geld für einen Wertgegenstand auszugeben. Ich war so begeistert, daß ich darüber den Verstand verlor.«

»Soso. Darf man fragen, um was es sich handelt?«

»Um einen Brillantring.«

Der Herr nahm den Zwickler ab. »Für Ihre Freundin?«

»Na, ja.«

»Und nun?«

»Ich werd' das Ding wieder verkloppen müssen.«

»Wenn ich eine Freundin hätte, würde ich den Preis jetzt drücken. Bin aber eingefleischter Junggeselle. Gott sei Dank! Zugegeben, manchmal etwas langweilig, sonst aber ganz schön. Die Mark behält ihren Wert.«

Wulf Wesener lachte hölzern. »Glauben Sie, daß man hier einen Ring verkaufen kann? Wenn nicht, müßte ich schon heute abend wieder zurückfahren.«

Der Teutone stutzte. »Ihr Tempo in Ehren, aber ...« Er blickte nachdenklich vor sich hin. »Sprechen Sie mit dem Portier des ›Implodo‹. Ich kenne ihn. Er macht gerne Nebengeschäfte. Wie alle Spanier. Im übrigen stehe ich für zwei Tage gerade. Wenn Sie Ihr Ding bis dahin nicht verkloppt haben, rauschen Sie ab und überweisen die Zeche auf mein Konto. Meine Adresse gebe ich Ihnen noch.«

»Sie wollen mir ...? Wie soll ich Ihnen dafür danken?«

»Indem Sie mich gegebenenfalls nicht auf mein Geld warten lassen.«

Eine halbe Stunde später saß Wulf neben dem Portier des Hotels »Impledo« in einem spärlich erhellten Raum hinter der Empfangsloge. Der rundliche Spanier schaltete eine grüne Bürolampe ein. »Zeigen Sie mir den Ring.«

Wulf nestelte am Aufschlag seiner Hose.

Die kugeligen Augen des Portiers rollten. »Warum das?« fragte er verwundert.

»Wegen der Zollkontrolle.«

Der Spanier schüttelte den Kopf.

Wulf gab ihm den Ring.

Die Finger des Portiers glichen kleinen Würstchen. Er hielt den Brillanten gegen das Licht und warf Wulf gleich darauf einen merkwürdigen Blick zu. »Woher Sie haben?«

»Den Ring?«

Der Spanier nickte.

»Woher soll ich ihn schon haben? Ich hab' ihn gekauft.«

»In Deutschland?«

»Nein.«

»In Spanien?«

»Ja. In Barcelona.«

»Tse, tse, tse!« Er schüttelte den Kopf. »Als Brillante?«

»Dachten Sie als Ziegelstein?«

Der Portier betrachtete ihn vorwurfsvoll. »Wissen Sie, was der wert ist?«

»Ich weiß es nicht genau, schätze aber dreißigtausend Pesetas.«

Der Spanier rang die Hände. »Madre Maria! Was Sie haben gegeben dafür?«

Wulf antwortete kühl: »Ich glaube, das spielt keine Rolle.«

»Vielleicht doch.« Der Portier gab den Ring zurück.

»Nun?«

»Der ist wert höchstens hundert Pesetas.«

Wulfs Augen weiteten sich.

»Höchstens hundert Pesetas! Mir tut sehr leid.« Der Spanier wies auf den Stein. »Das ist vidrio! Glas! Brillante unecht. Falsch. Man hat betrogen Sie.«

Wulf wurde blaß. Er war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Der Schweiß brach ihm aus. »Das kann nicht wahr sein«, stammelte er.

Der Portier erhob sich. »Doch. Bei uns jeder machen Geschäfte. Nicht alle gut. Viel Gangster auf spanische Straße. Leider. Sie sind geworden Opfer von Gangster.«

»Unmöglich!« brauste Wulf auf. »Ich hab' gesehen, daß man mit dem Brillanten Glas schneiden kann!«

Der Spanier klopfte ihm auf die Schulter. »Versuchen Sie!« Er schob einen Stapel Papiere zur Seite und wies auf eine Glasplatte, die auf dem Tisch lag. »Bitte!«

Wulf zögerte.

»Bitte, versuchen Sie«, forderte ihn der Portier erneut auf.

Wulfs Hand zitterte. »Also, wenn ich reingelegt worden bin ...« Er unterbrach sich und fuhr über das Glas.

Das kratzende Geräusch, das er erwartete, blieb aus.

»Was ich hab' gesagt?«

Wulfs Stirnaden schwellen. Wie gebannt starrte er auf den Brillanten. »Vielleicht muß ich ihn anders halten.« Er drehte den Stein zur Seite und fuhr erneut über die Platte. Vergebens. »Das begreife ich nicht«, stöhnte er außer sich. »Ich hab' gesehen und gehört ...«

»Natürlich.« Der Spanier nickte. »Immer dasselbe. Die Gangster haben zwei Ringe. Einer gut, einer falsch. Sie erst zeigen gute Ring, nehmen ihn dann fort, zeigen noch mal gute Ring, nehmen ihn wieder fort, zeigen dreimal gute Ring. Mehrere Male so hin und her, bis schließlich falsche Ring.«

Wulf stöhnte. »Genau so war es.«

»Zigeuner?«

»Eine Zigeunerin.«

»Was ich hab' gesagt? Viel Betrug!«

Wulf mußte an sich halten, um nicht aufzuschreien. »Und ich hatte geglaubt ...« Er ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Was soll ich jetzt machen? Außer meinem Rückkreiseschein und meiner Flugkarte habe ich nur noch zehn Pesetas.«

»Schlimm.« Die kugeligen Augen des Spaniers ruhten auf dem Fotoapparat, den Wulf sich von Peggy geliehen hatte. »Vielleicht Sie verkaufen die Kamera. Leica hier kostet teuer.«

Unwillkürlich griff Wulf nach dem Apparat. Ihm war spei-
übel. »Der gehört mir nicht«, erwiderte er fast tonlos.

Der Portier trat an ihn heran. »Schlau sein. Kamera verkaufen und in Deutschland neue kaufen. Für Leica, Sie hier erhalten achttausend Pesetas, vielleicht. In Deutschland aber kostet nur fünftausend Pesetas, vielleicht. Verdient dreitausend Pesetas!«

»Vielleicht«, fügte Wulf wie abwesend hinzu. Er stand noch völlig unter dem Druck des zunächst Gehörten und begriff nicht, daß ihm ein glänzendes Geschäft angeboten wurde.

»Si«, nickte der Spanier. »Más o menos – mehr oder weniger. Genau man weiß nie. Aber dreitausend Pesetas, ich glaube schon.«

Jetzt erst erwachte Wulf aus seiner Trance. »Was haben Sie da gesagt? Sie meinen, ich könnte für die Leica dreitausend Pesetas mehr erhalten, als sie in Deutschland kostet?«

»Man muß versuchen. Werden Sie mir geben Provision?«

In Gedanken sah Wulf die Zigeunerin vor sich. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er von ihr betrogen worden war und daß der Brillant, den er für wertvoll gehalten hatte, nichts anderes als Glas sein sollte. »Sie wollen eine Provision?« fragte er verwirrt. »Ich hab' Ihnen doch gesagt, daß ich nur noch zehn Pesetas besitze. Wie soll ich da ...«

Der Spanier rollte die Augen. »Doch nicht jetzt Provision!

Verstehen Sie nicht?«

»Ach so. Ja, natürlich. Entschuldigen Sie, ich bin völlig durcheinander.«

»Werden Sie zahlen fünfhundert, wenn Sie erhalten für Leica achttausend Pesetas?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Wulf. Ihm war im Augenblick alles egal. Er hätte auch tausend Pesetas bewilligt.

Der Portier strahlte. »Bueno«, sagte er. »Ich jetzt telefoniere mit ein gut amigo mio. Er wird kommen, und wir werden machen Geschäft. Dann alles gut.«

»Hoffentlich.«

Der Spanier verließ den Raum hinter der Empfangsloge und wies einen Pagen an, Wulf auf ein Zimmer zu führen.

Er hielt sich dort jedoch nicht lange auf, glaubte, in dem engen Raum nicht richtig atmen zu können. Voller Unruhe begab er sich auf die am Wasser gelegene Terrasse des Hotels, wo er sich einen Aperitif bestellte.

»Seco?« fragte der Kellner. »Trocken?«

Er nickte.

»Un Tío Pepe?«

»Das ist mir Wurscht.«

Der Kellner grinste und verschwand.

Wulf lehnte sich zurück und blickte zu dem Schiff hinüber, mit dem er gekommen war. Hoffentlich klappt die Sache, dachte er. Wenn, dann hab' ich mehr Schwein als Verstand gehabt. Welche Kleinigkeiten den Lauf der Dinge doch oftmals bestimmen! Wäre die Serviette nicht von Greta Fischhauers Schoß gerutscht, säße ich heute in München. Und hätte ich den zwickertragenden Teutonen nicht kennengelernt, versuchte ich wahrscheinlich jetzt, einen falschen Stein als echten Brillanten zu verkaufen. Wer weiß, was daraus geworden wäre.

Das eine aber stand fest: Wenn ich die Leica loswerde, halte ich mich mindestens einen Tag lang in Barcelona auf. Und wenn ich mir die Füße wundlaufe. Die Zigeunerin muß ich

finden. Sie soll ihr blaues Wunder erleben!

Der Kellner brachte den Aperitif. Ihm folgte ein modisch gekleideter hagerer Herr, der nachdenklich stehenblieb und die Tische musterte. Er trug eine seitlich geschlossene Sonnenbrille und machte den Eindruck, als könne er sich nicht entschließen, Platz zu nehmen.

Nicht gerade angenehm bei der Hitze, eine geschlossene Brille tragen zu müssen, dachte Wulf.

Der Herr setzte sich so, daß er die Sonne im Rücken hatte und die Terrasse überschauen konnte. Dann hob er die Hand und rief: »Jugo de tomate.«

Das dürfte »Tomaten-juice« heißen, überlegte Wulf gerade, als er sah, daß der Herr eine Zeitung entfaltete und zu lesen begann. Hoppla, dachte er, da stimmt etwas nicht. Wenn ich empfindliche Augen habe, dann setze ich mich nicht so, daß die Sonne auf die Zeitung scheint. Das vergrößert doch die Blendwirkung.

In diesem Augenblick erschien der Portier in Begleitung eines kleinen, aber stämmig wirkenden Spaniers.

»Señor Wesener«, sagte er, als er an Wulfs Tisch getreten war, »dies ist Alfonso, un amigo mio. Auf ihn ist gut verlassen. Alles reell. Nie schlechte Geschäfte. Immer beide zufrieden – Käufer und Verkäufer.«

Der Spanier reichte Wulf die Hand und grinste. Eine häßliche Reihe gelber Zähne wurde sichtbar.

Wulf erhob sich.

»Wollen wir in Ihr Büro gehen?«

»Warum?«

Er deutete auf den Herrn mit der Sonnenbrille.

»Der nicht stört«, antwortete der Spanier lachend. »Hier alle machen Geschäfte: Portier, Offizier, Minister.«

Wulf zuckte die Achseln und nahm wieder Platz. Auch die beiden Spanier setzten sich.

»Zeigen Sie Alfonso die Kamera.«

Wulf öffnete das Lederfutteral und schob den Apparat über den Tisch.

Die Augen Alfonsos blitzten. »Leica, muy bien.«

»Er sagt: Leica, sehr gut.«

Der Spanier betrachtete den Apparat eingehend. Dann fragte er etwas und zog einen Prospekt aus der Tasche.

»Er will wissen, welches Muster ist das?«

»Zwei/f.«

»Dos/f.«

Alfonso blätterte in dem Prospekt und unterhielt sich eine Weile mit dem Portier, der mehrere Male den Kopf schüttelte und schließlich die Schulter hob.

»Amigo mio sagt, achttausend Pesetas zuviel.«

»Wieviel will er geben?«

»Siebentausendsechshundert.«

Wulf wollte sich schon einverstanden erklären, als er bemerkte, daß der Spanier fragend zu dem Herrn mit der Sonnenbrille hinüberschaute. Nanu, dachte er, ich hab' doch gehaut, daß mit dem etwas nicht stimmt. Gut, daß ich das gesehen habe. Ein zweites Mal lasse ich mich nicht aufs Kreuz legen!

»Einverstanden?« fragte der Portier.

Wulf schüttelte den Kopf.

»Nicht?«

»Nein. Ich möchte ...« Er stockte. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich zunächst einmal in einem Fotogeschäft nach den hiesigen Preisen erkundige.«

»Warum? Amigo mio zahlt bar.«

»Möglich. Sie werden aber verstehen, daß mir mein Reinfall in Barcelona noch in den Knochen steckt.«

Der Portier redete hastig auf Alfonso ein und fragte schließlich: »Wieviel Sie wollen haben?«

Aha, dachte Wulf, sie lassen mit sich reden. Fordere mehr, damit auch du mit dir reden lassen kannst. »Achttausendfünfhundert«, erwiderte er bestimmt.

»Aber Señor! Das zuviel! Und nicht vergessen: Sie haben keine Peseta. Wie Sie wollen zahlen Hotel, wenn kein Geschäft?«

»Ganz einfach. Ich fahre dann ab. Und zwar noch heute!«

Der Portier machte ein bestürztes Gesicht und wandte sich an Alfonso.

Der schaute zu dem Herrn mit der Sonnenbrille hinüber.

Wulf legte augenblicklich die Hand an die Stirn und blickte verstohlen in die gleiche Richtung. Es gab keinen Zweifel, er hatte richtig beobachtet. Der Herr nickte.

Jetzt weiß ich, warum der Kerl trotz seines Augenleidens die Zeitung mit der Sonne im Rücken liest, dachte er grimmig. Er wird einer von jenen Drahtziehern sein, die sich die Hände nicht schmutzig machen wollen. Aber den Preis hat er akzeptiert. Um keine Peseta gehe ich herunter!

Wulf hatte sich nicht getäuscht. Wenn das Feilschen auch noch eine Weile währte, so erhielt er schließlich doch die geforderte Summe, und die Leica wechselte ihren Besitzer.

Kein Wunder, daß er in eine ausgelassene Stimmung geriet. 8500 Pesetas hatte er erhalten; er kam sich wie ein Krösus vor und jubelte insgeheim: Peggy wird staunen, wenn ich ihr das Geld in die Hand drücke. Wahrscheinlich macht sie dabei auch noch ein Geschäft; denn ihr Chef wird ihr bestimmt einen Rabatt gewähren.

Wenn er den Portier nun auch bat, ihm ein etwas größeres Zimmer mit Blick auf den Hafen zu geben, so wurde er doch nicht leichtsinnig. Im Gegenteil. Er schuf klare Verhältnisse.

Als erstes zahlte er die Provision. Dann fuhr er, einer Empfehlung des Spaniers folgend, zum Flugplatz, wo er beim Leiter einer deutschen Reisegesellschaft 5500 Pesetas gegen Deutsche Mark umtauschte, die er in einen Briefumschlag steckte, den er versiegelte und bei einer Bank deponierte, da er es nicht wagte, das Geld bei sich zu tragen. Er traute keinem Menschen mehr und wurde die verrückte Vorstellung nicht los,

der Sonnenbebrillte könnte ihn überfallen und berauben lassen. Die Tatsache, daß er einer Zigeunerin auf den Leim gegangen war, hatte ihm einen Schock versetzt, der ihn Gespenster sehen ließ.

Peggys Geld muß in jedem Falle sichergestellt sein, sagte er sich. Ich will kein neues Risiko eingehen.

Warum sollte er auch? Ihm war ein Gewinn von 2500 Pesetas verblieben, was wollte er mehr? Er saß auf der sonnendurchglühten Insel Mallorca, verfügte über Rückfahrkarte und Rückflugschein und konnte sich den Freuden des Entspannens hingeben, wenn er jetzt vernünftig zu Werke ging. Und das tat er. Noch in der gleichen Stunde zahlte er die Hotelrechnung für zehn Tage im voraus, einschließlich Steuermarken und allem Drum und Dran.

Nun konnte ihm nichts mehr passieren. Er nahm die ihm verbliebenen restlichen Pesetas und stöberte so lange in den Geschäften von Palma herum, bis er ein Geschenk für Miriam gefunden hatte: einen handgeschmiedeten Toledo-Armreifen, den er in den darauffolgenden Tagen immer wieder voller Glück betrachtete. Für Peggy erstand er einen bunten Schal und für Harald einen Weinbeutel aus Ziegenleder.

Dem zwickertragenden Teutonen gefiel Wulfs umsichtige Art. »Mir scheint, es ist manchmal ganz gut, wenn man Lehrgeld zahlen muß«, sagte er, als Wulf ihm von den getroffenen Absicherungsmaßnahmen erzählte. »Kommen Sie, ich lade Sie zu einer Flasche Wein ein.«

»Zur Belohnung?«

Der Grauhaarige legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das können Sie nehmen, wie Sie wollen. Im übrigen könnte ich Ihr Vater sein.«

»Wenn Sie nicht Junggeselle wären.«

»Stimmt!« Der Teutone schob ihn vor sich her. »Setzen wir uns auf die Terrasse. Die Luft ist hier herrlich.«

»Und duftet nach Tang, faulem Wasser und totem Seegetier«,

fiel Wulf unpoetisch ein.

Er kannte den Grauhaarigen inzwischen und wollte verhindern, daß dieser erneut in eine seiner endlosen Schwärmereien verfiel: Über den seidigen Himmel, die goldenen Sterne, den silbernen Mond und das Plätschern des Wassers.

Als sie auf die Terrasse traten, schlug ihnen lautes Gelächter entgegen.

»Oje«, sagte Herr Aßmann. »Die vier werden uns wieder an ihren Tisch lotsen.«

Gott sei Dank, dachte Wulf, der gerne bei den stets lachenden deutschen Paaren saß, die schon seit drei Wochen im »Impledo« wohnten und am Abend nur schwer den Weg ins Bett fanden. Einer der Herren war Arzt, der andere Jurist.

Der Abend ist gerettet, sagte sich Wulf. Der Teutone ist ja ein netter und hilfsbereiter alter Herr, aber stundenlang mit ihm zusammen zu sitzen ist eine ziemliche Tortur. Bewußt steuerte er auf den Tisch der Deutschen zu, und er sträubte sich nicht, als diese darum baten, ihnen Gesellschaft zu leisten.

»Sie sind ja wieder mächtig in Fahrt«, sagte der Grauhaarige.

»Wir haben auch allen Grund dazu«, erwiderte der Arzt und winkte den Kellner herbei. »Die schönen Tage in Aranjuez sind zu Ende.« Er wandte sich zurück. »Noch zwei Gläser.«

»Sie reisen ab?«

Der Jurist nickte. »Morgen.«

»Bei dem Wetter? Das würde ich mir noch zweimal überlegen.«

»Das haben wir schon vor acht Tagen getan. Wir haben versucht, eine Umbuchung unserer Flugscheine zu erreichen – nichts zu wollen. Die Maschinen sind auf Monate hinaus ausverkauft.«

Wulf stockte der Atem. »Was wollten Sie erreichen? Eine Umbuchung?«

»Nun ja. Die Karten haben nur für einen bestimmten Tag und für eine bestimmte Maschine Gültigkeit.«

Wulf war es, als legte sich ihm ein Ring um die Brust. Er wurde bleich.

Die Frau des Juristen sah es. »Was ist mit Ihnen?« fragte sie und wandte sich an ihren Mann. »Schnell, Harry, mit Herrn Wesener stimmt etwas nicht.«

Wulf gewahrte nur noch graue Schleier. Verwirrt bedeckte er seine Augen.

Die Frau des Juristen reichte ihm ein Glas Wasser.

Er trank. »Ich weiß nicht, was mit mir ... Mir war plötzlich ...«

»Haben Sie das schon mal gehabt?« unterbrach ihn der Arzt.

Wulf schüttelte den Kopf.

»Sie werden etwas gegessen haben, das Ihnen nicht bekommen ist.«

Wulf nickte, obwohl er wußte, daß die Worte des Juristen die Ursache seines jähen Schwindelanfalles gewesen waren. Du lieber Gott, dachte er, ich muß mit Blindheit geschlagen gewesen sein. Warum habe ich mir den Rückflugschein nicht angesehen? Wenn er nur für einen bestimmten Tag Gültigkeit besitzt, ist es aus.

»Sie sollten sich einen Moment hinlegen«, empfahl ihm der Teutone.

»Es wird das beste sein«, erwiderte er und erhob sich.

»Ich begleite Sie.«

»Nein danke. Es geht schon. Wirklich«, fügte er bestimmt hinzu, bat um Entschuldigung und verabschiedete sich.

»Schade«, sagte die Frau des Juristen, als er gegangen war.

Ihr Mann nickte. »Aber darum wollen wir uns den letzten Abend nicht verderben lassen. Prost! Auf daß wir im nächsten Jahr wieder zusammen sind.«

Wulf fühlte sich hundeeelend, als er sein Zimmer aufsuchte. Er ahnte, daß ihm eine furchtbare Feststellung bevorstand. Und er täuschte sich nicht. Auf seinem Flugschein war der 24. Februar als Rückflugtag eingetragen. Für sechs Tage hatte

Greta Fischhauer die Reise bemessen, neun Tage aber war er schon unterwegs. Der Rückflugschein war also verfallen, und er besaß nur noch wenige Pesetas, wenn er von Peggys Geld absah, das er bei der Bank deponiert hatte. An alles hatte er gedacht, in jeder Hinsicht hatte er sich abgesichert, um nicht nochmals in eine prekäre Lage zu kommen. Hätte ich doch auf dem Schiff eine Kabine genommen, dachte er. Dann würde man mich gefragt haben, an welchem Tag ich zurückfahren will, und ich wäre darauf aufmerksam geworden, daß Rückfahrkarten nur für einen bestimmten Tag Gültigkeit besitzen. Gewiß hätte ich mir den Flugschein dann näher angesehen.

Doch was nützten solche Überlegungen? Er hatte den Tatsachen ins Auge zu schauen und mußte versuchen zu retten, was zu retten war.

Wenn alle Stricke reißen, habe ich immer noch Peggys Geld, sagte er sich. Ich muß dann eben meinen Vater aufsuchen und mit ihm reden. Er wird zwar einen Mordsspektakel machen, aber Peggy erhält ihr Geld, und mir wird der Betrag im Laufe der nächsten Monate abgezogen.

Je klarer Wulf erkannte, in welcher scheußlichen Lage er geraten war, um so nüchterner wurde er. Vielleicht machte es das Wissen, sich mit einem Rückgriff auf Peggys Geld retten zu können, zum Teil lag es aber wohl daran, daß er sich sagen konnte: Dieses Mal habe ich keine Dummheit gemacht. Ich war nicht leichtfertig, sondern unerfahren.

Unabhängig davon gab er sich der verzweifelten Hoffnung hin, die Dinge noch zum Guten wenden zu können. Er glaubte, daß die Flugzeuge in Barcelona nicht so besetzt sein würden wie die in Palma startenden Maschinen. Auch nahm er an, daß ihn die Luftverkehrsgesellschaft nicht ohne weiteres sitzenlassen würde.

Wie sehr er sich in dieser Hinsicht täuschte, erlebte er schon am nächsten Morgen. Der in Palma ansässige Vertreter der Gesellschaft, den er in aller Frühe aufsuchte, zuckte nur die

Achseln, als er ihm sein Mißgeschick erzählt hatte.

»Bedaure«, sagte er geschäftsmäßig, »ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen zu helfen. Es dürfte sogar schwer sein, eine neue Flugkarte zu erhalten. Ich will es aber gerne versuchen. Für wann darf ich buchen?«

Wulf hätte ihn umbringen können. »Was kostet der Flugschein?« fragte er.

Der Zeigefinger des Geschäftsführers glitt an einer Tabelle entlang. »Nach München, sagten Sie?«

»Ja.«

»Hin und zurück?«

Wulf war nahe daran, die Fassung zu verlieren. »Ich hab' Ihnen eben doch erklärt, daß mein Rückflugschein ...«

»Ja, richtig. Entschuldigen Sie. Von Barcelona nach München, das macht ... Moment – München, München ... Da haben wir es schon: dreihundertzweiundzwanzig Mark. Für wann darf ich buchen?«

Wulf sah ihn entgeistert an. »Drehundertzweiundzwanzig Mark?«

»Hin und zurück wäre es natürlich billiger.« Er lachte. »Aber Sie wollen ja nur einfach. Für wann darf ich buchen?«

»Überhaupt nicht!« schrie Wulf. »Ich hab' das Gefühl, es mit einem Irren zu tun zu haben.« Sprach's und rannte davon.

So ein Idiot! Was der sich denkt! 322 Mark! Lieber laufe ich zu Fuß nach Hause.

Er war zu erregt, um vernünftige Überlegungen anstellen zu können. Seine Gedanken überschlugen sich. Faßte er in diesem Augenblick den Entschluß, sich vom Hotel die geleistete Vorauszahlung zurückgeben zu lassen, das bei der Bank deponierte Geld abzuheben und schnellstens abzureisen, so war er im nächsten Moment schon wieder anderer Meinung.

Die paar Mark machen den Kohl nicht fett, sagte er sich. Außerdem muß es irgendeine Möglichkeit geben, aus dieser Patsche herauszukommen. Vielleicht über Deutsche, die mit

dem Wagen nach Spanien gereist sind.

Neue Hoffnung keimte in ihm auf. Er konnte plötzlich nicht schnell genug zum Hotel zurückkehren, um sich die Adresse des spanischen Automobil-Klubs geben zu lassen.

»Wozu Sie wollen haben?« fragte ihn der Portier.

»Ich will versuchen, einen Deutschen zu finden, der mich mitnehmen könnte.«

»Sie nun wollen fahren mit einem Wagen?« Der rundliche Spanier schüttelte den Kopf. »Sie haben doch Billett für Flugzeug.«

Wulf rang die Hände. »Ja doch! Ich hab', aber ...« Er beugte sich vor und dämpfte die Stimme. »Versprechen Sie mir, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, niemandem erzählen.«

Der Portier sah ihn verwundert an.

»Vor allen Dingen Herrn Aßmann nicht. Er braucht nicht zu wissen, welchen Bockmist ich verzapft habe.«

»Sie wieder haben gemacht eine Dummheit?«

Wulf nickte. »Leider. Aber nicht wie damals.«

Der Spanier zog ihn in den Raum hinter der Empfangsloge. »Erzählen Sie!«

Wulf reichte ihm den Flugschein und wies auf das eingetragene Datum. »Ich hab' nicht gewußt, daß man den Rückflug an einem bestimmten Tag antreten muß.«

Die Gesichtsmuskeln des Portiers zuckten. Es war ihm anzusehen, daß er mit sich kämpfte, nicht aufzulachen. »Sie wirklich nicht haben gewußt, daß Rückflug ...?« Weiter kam er nicht. Er konnte sich nicht mehr beherrschen und lachte so sehr, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. »Madre mia!« rief er. »Sie unglücklich Wurm! Sie unglücklich Wurm!«

Wenn es Wulf auch nicht danach zumute war, er mußte nun selber lachen.

Der Spanier wischte sich die Tränen fort. »Entschuldigung, aber ich so etwas noch nicht gehört. Sie sind wie großes Baby.«

»Herzlichen Dank«, erwiderte Wulf steif.

»Aber ich Ihnen kann helfen, vielleicht.«

»Sie?«

»Vielleicht. Erhalte ich Provision, wenn ich vermittele ein Geschäft?«

»Ich habe nichts mehr zu verkaufen.«

»Sie trotzdem können machen ein Geschäft. Werden Sie mir geben Provision?«

»Ich begreife zwar nichts, aber wenn ich etwas verdiene – selbstverständlich! Das ist doch klar.«

»Gut. Ich verhandle, daß Sie bekommen Flugschein nach Deutschland. Was darüber verdient wird, gehört mir. Einverstanden?«

Wulf stieg das Blut in den Kopf. »Sie meinen, ich könnte so viel verdienen, daß ich ...«

»Si!« unterbrach ihn der Portier. »Überlassen Sie alles mir.«

»Aber womit kann ich ...?«

»Sie werden sehen. In Spanien viele machen Geschäft ohne Steuer. Sie verstehen? Ich heute abend mit Ihnen fahre an ein bestimmte Ort, wo wir sprechen mit gut amigo mio.«

Es nützte Wulf nichts, daß er immer wieder zu ergründen suchte, womit er ein Geschäft machen könnte. Aus dem Portier war nichts herauszubekommen.

Bin gespannt, was er mit mir vorhat, dachte er. Wahrscheinlich wird es sich um eine undurchsichtige Sache handeln. Wenn der Kerl aber glaubt, mich für dumm verkaufen zu können, nur damit er eine Provision erhält, dann täuscht er sich. Bevor ich mich auf krumme Dinge einlasse, nehme ich Peggys Geld, fahre nach Hause und rede mit dem alten Herrn.

Wulf fieberte dem Abend entgegen. Ihn reizte plötzlich die Vorstellung, mit Menschen zusammenzukommen, die das Tageslicht scheuen. Ohne es zu wollen, empfand er ein Prickeln, das er sich nicht erklären konnte.

Der rundliche Spanier war nicht wiederzuerkennen, als er sich bei Anbruch der Nacht hinter das Steuer eines alten

amerikanischen Wagens setzte. Er hatte den goldbetreßten Portiersrock gegen ein schwarzes Jackett getauscht, trug eine Baskenmütze, hielt eine Zigarette zwischen den Lippen und hatte sich einen Wollschal umgeschlagen.

»Fahren wir«, sagte er, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen.

»Und wohin geht die Reise?«

»Sie werden sehen. Ich habe viele gute amigos. Einer wird machen ein Geschäft. Sie doch können steuern Automobil?«

»Natürlich. Soll ich fahren?«

Der Portier schüttelte den Kopf. »Nicht dieser Wagen.«

»Einen anderen?«

»Vielleicht.«

Er macht die Sache spannend, dachte Wulf und beobachtete den Spanier, der das Steuerrad beängstigend weit nach rechts und links drehen mußte, um den Wagen in der Richtung zu halten. »Ihr Steuer hat viel zuviel Spiel«, sagte er.

Der Portier feixte. »Steuer ist bueno. La carretera, die Straße, nicht ist gut. Fällt seitlich ab.«

Von Technik versteht ihr soviel wie die Kuh vom Sonntag, hätte Wulf am liebsten geantwortet. Er schwieg jedoch und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Es begann mit zwei Beamten der Guardia Civil, die plötzlich hinter einer Mauer hervorsprangen und den Wagen stoppten.

»Jetzt gut aufpassen«, sagte der Portier.

Wulf begriff bald, was er damit sagen wollte. Denn die Beamten verzichteten auf eine Durchsuchung des Wagens, als ihnen der Portier bedeutete, daß der Herr neben ihm ein deutscher Feriengast sei.

Das gleiche wiederholte sich später noch einmal, und nach einer Fahrt von gut einer Stunde hielten sie an einer Fonda, vor der etliche Männer standen.

»Hier guter Wein«, sagte der Spanier.

»Wie heißt der Ort?«

»Nicht wichtig. Wir hier nur wollen sprechen über Geschäft. Vielleicht alles klappt. Wir werden sehen.«

Sie stiegen eine steile Treppe hinab in ein großes, spärlich erhelltes Kellergewölbe, aus dem ihnen der Lärm ungezählter Stimmen und der saure, mit Tabak gemischte Geruch abgestandenen Weines entgegenschlug.

Wulf glaubte nicht richtig zu sehen, als der Portier eine schulterhohe Pendeltür aufstieß. Der Keller war angefüllt mit riesigen Fässern, zwischen denen an die fünfzig Männer standen, die heftig gestikulierend aufeinander einredeten. »Du lieber Himmel«, entfuhr es ihm.

Die kugeligen Augen des Spaniers glänzten wie im Fieber. »Típico«, sagte er. »Típico español!« Damit bahnte er sich einen Weg durch die palavernde Menge und gab Wulf zu verstehen, ihm zu folgen.

»Hoffentlich werden wir nicht zerdrückt.«

Der Portier blickte suchend nach rechts und links, schlug hier und dort jemandem auf die Schulter und brüllte: »Hombre, qué tal?« Woraufhin ihm mit »Muy bien! Y Usted?« geantwortet wurde.

Gelegentlich blieb er auch stehen und unterhielt sich mit diesem und jenem. Zumeist schüttelten die Angesprochenen den Kopf und schauten flüchtig zu Wulf hinüber, der sich wie ein Stück Vieh vorkam, das meistbietend versteigert wird. Am liebsten wäre er davongelaufen.

Dabei machten die Männer, mit denen der Portier sprach, einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck. Fischer mochten es sein, Bauern, Landarbeiter und Kaufleute.

Unter ihnen befand sich auch der untersetzte, aber stämmige Alfonso, der die Leica gekauft hatte. Er begrüßte Wulf wie einen alten Bekannten, klopfte ihm mehrmals auf die Schulter und riß einem neben ihm stehenden zahnlosen Mann ein mit Wein gefülltes Glas aus der Hand. »Salud!« rief er, reichte den Wein und blickte mit gewichtiger Miene um sich. »Es un

amigo mio!«

Wulf mußte sich zwingen, das Glas an die Lippen zu setzen.

Den Spaniern schien es zu gefallen. Jedenfalls wurde ihm plötzlich von allen Seiten auf die Schulter geschlagen.

»Alemán bueno!« riefen sie.

Der Portier drängte weiter, von Gruppe zu Gruppe, bis ein ungewöhnlich dunkelhäutiger Mann, dem ein Büschel Haare aus dem offenen Hemd herausstand, Wulf ungeniert musterte und schließlich nickte.

»Sie werden machen Geschäft«, sagte der Portier, der noch lebhafter wurde, als er es schon war. »Kommen Sie.« Er setzte sich in Bewegung und folgte dem Spanier, der sich umgewandt hatte und einen Weg durch die Menge bahnte.

Jetzt wird es interessant, dachte Wulf.

Sie nahmen an einem zwischen zwei Weinfässern stehenden Tisch Platz.

»Vino?« fragte der Spanier.

»Si, claro«, erwiderte der Portier.

Der Dunkelhäutige angelte sich drei von den auf dem Tisch stehenden Gläsern, trat an eines der Fässer, spülte die Gläser mit Wein aus, den er auf den Boden goß, und füllte sie.

»Da wird sich der Wirt aber freuen«, sagte Wulf.

Der rundlich Portier lachte polternd. »Wein hier billig. Wasser teuer.« Er ergriff das Glas und stieß an.

Als Wulf absetzte, nickte er anerkennend. »Das Zeug schmeckt ausgezeichnet. Aber jetzt möchte ich wissen, worum es geht.«

»Momento.« Der Portier sprach mit dem Spanier, der mehrmals lebhaft nickte. Dann wandte er sich an Wulf zurück. »Folgendes: Spanien nicht hat gute Zigaretten. Sie verstehen?«

»Ja.«

»Amerika hat gute Zigaretten. Klar?«

»Mir geht ein Licht auf.«

»Amerikanische Zigaretten aber verboten, wenn ohne Bande-

role von Steuer. Verstehen?«

»Sehr gut sogar.«

»Was tun? Wir nicht gerne zahlen Steuer. Darum wir nur kaufen Zigaretten ohne Banderole. Nun ist aber nicht möglich zu bringen diese Zigaretten in den Hafen von Palma, weil da aufpassen viele Beamte von Zoll. Also übernehmen Fischer auf See und landen an bestimmte Punkt. Soweit gut. Zigaretten aber müssen gebracht werden nach Palma.« Er wiegte den Kopf. »Sehr schwierig für uns. Weil Policía kontrolliert alle Wagen. Sie haben gesehen vorhin. Nie aber Policía kontrolliert Wagen, wo Sommergäste sich mieten und selber steuern. Darum Sie sollen fahren und machen gut Geschäft.«

Das klingt mir zu einfach, dachte Wulf. »Und was ist, wenn man mich dennoch kontrollieren sollte?«

»Man wird nicht. Guardia Civil nicht darf Sommergäste belästigen. Das ist Anweisung.«

»Wenn man es aber trotzdem tut?«

»Keine Sorge.« Der Portier wandte sich zur Seite und sprach mit dem Spanier.

Der schüttelte den Kopf.

»Unmöglich, Señor Wesener. Amigo mio sagt, Sie sollen nachdenken. Würde er Ihnen mitgeben auf zwei Fahrten je zweihundertfünfzig Stangen Zigaretten, wenn bestünde Gefahr? Er wäre armer Mann, wenn etwas passiert.«

Das Argument erschien Wulf stichhaltig. »Zweimal soll ich fahren?«

»Sí.«

»Von wo nach wo?«

»In Palma Sie mieten ein bestimmte Wagen. Das erste Mal jemand wird mitfahren und Sie bringen an bestimmte Ort. Dort wird so verladen, daß man nichts sieht. Dann Sie fahren nach Palma, steigen aus vor Hotel Comercio, in der Straße José Tous Ferrer, und trinken ein Aperitif. Während der Zeit ein anderer nimmt Wagen und bringt ihn zurück nach wenigen Minuten.

Sie dann fahren zweites Mal an bestimmte Ort und wieder nach Palma. Das ist alles.«

»Und was erhalte ich dafür?«

»Billet von Barcelona nach Munich.«

»Wissen Sie, was das kostet?«

»Genau. Darum nicht Sie, sondern ich kaufen. Ich bekomme Prozente.«

Wulf konnte ein Lachen nicht unterdrücken. »Sie scheinen Ihre Finger in allen Töpfen zu haben.«

Der Portier zuckte die Achseln. »Man immer muß machen Geschäfte. Werden Sie fahren?«

»Wann?«

Er wandte sich an den Spanier und unterhielt sich eine Weile mit ihm. »Morgen«, sagte er schließlich. »Um Mittag. Dann sehr heiß und alle schlafen. Beste Zeit.«

»Und wo miete ich den Wagen?«

»Den ich besorge. Sie nur fahren. Werden Sie machen das Geschäft?«

Wulf trank einen Schluck Wein. Ich wäre schön blöd, wenn ich nein sagen würde, dachte er. Die Sache ist einfach und risikolos. »Ja«, antwortete er. »Sofern Sie mir Ihr Wort geben, daß ich den Flugschein erhalte.«

Der Portier hielt ihm die Hand hin.

Wulf schlug ein.

Der dunkelhäutige Spanier, der bis zu diesem Augenblick skeptisch und finster dreingeschaut hatte, klopfte ihm auf den Rücken. »Amigo«, sagte er und streckte eine abgearbeitete, von Rissen und Schwielen hart gewordene Hand über den Tisch.

Gegen Mittag des nächsten Tages fuhr Wulf in Begleitung eines zwölfjährigen Jungen nach Alcudia und von dort über einen Feldweg zu einer alleinstehenden, offensichtlich nicht bewohnten und dem Verfall preisgegebenen Villa.

Vor der einstmals sicherlich pompös gewesenen Einfahrt stand der Spanier, mit dem er am Abend zuvor gesprochen hatte. Er gab zu verstehen, auszusteigen und zu warten, setzte sich hinter das Steuer und fuhr mit dem Jungen davon.

Wulf schaute hinter ihnen her und sah, daß der Wagen nach etwa zwei- bis dreihundert Metern abbog und in einem Waldstreifen verschwand, der an dieser Stelle bis an das Wasser der Bucht von Alcudia reichte.

Nach einer knappen halben Stunde kehrte der Spanier zurück. Er war jetzt allein und wies grinsend in das Innere des Wagens. Nichts deutete darauf hin, daß in ihm etwas verstaubt worden war.

»Adiós!« sagte er. »Buen viaje!«

Dürfte »Gute Reise« heißen, dachte Wulf. Bei Gott, die wünsche ich mir, ihm und – meinen Eltern.

Er mußte plötzlich an seine Eltern denken und wußte, daß er aufgeregt war. Und er wurde es noch mehr, als er auf der Straße nach Palma von zwei Beamten der Guardia Civil gestoppt wurde. Die Dinge verliefen jedoch so, wie man es ihm gesagt hatte: es ereignete sich nichts. Als die Polizisten erkannten, einen Ausländer vor sich zu haben, grüßten sie und gaben die Weiterfahrt frei, ohne die Papiere oder den Wagen zu kontrollieren.

Schon eine tolle Sache, dachte Wulf, als er sich vom ersten Schreck erholt hatte. Man müßte ein Dauergeschäft daraus machen.

Ähnliche Überlegungen beschäftigten ihn, als er den Wagen gegen zwei Uhr in der Nähe des Hotels »Comercio« abstellte und an einem Tisch vor einer kleinen Bar Platz nahm. Er verlangte einen Espresso und sah in aller Gemütsruhe zu, wie der Wagen von einem Monteur geholt und später wiedergebracht wurde.

Alles klappte wie am Schnürchen. Er zahlte seinen Espresso und fuhr erneut nach Alcudia, wo er an der verwahrlosten Villa

bereits erwartet wurde. Und es wiederholte sich, was er schon kannte. Der Spanier setzte sich an das Steuer, dirigierte den Wagen in den Waldstreifen und brachte ihn nach einer knappen halben Stunde zurück.

Dieses Mal war Wulf nicht mehr aufgeregt. Im Gegenteil. Es machte ihm Spaß, an den mit rostbrauner, Segeltüchern bespannten Windmühlen entlangzufahren, die die Insel mit Wasser versorgten, und er freute sich gerade über die wie mit dem Lineal gezogenen Furchen der Felder, als er auf der nur wenig befahrenen Straße einen Sportwagen auf sich zukommen sah, der plötzlich quer gestellt wurde.

»Zum Teufel!« fluchte er und trat auf die Bremsen.

Was folgte, war das Werk von Sekunden. Er hatte das Fahrzeug kaum zum Stehen gebracht, da stürzten zwei Männer auf ihn zu und rissen die Türen auf. Einer von ihnen stieß ihn auf den zweiten Sitz und klemmte sich hinter das Steuer, der zweite sprang von der anderen Seite hinten in den Wagen, und ehe er begriff, was geschehen war, wendeten sie und jagten mit ihm davon.

Wulf wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Das Herz klopfte ihm in der Kehle. War er in die Hände einer Bande geraten, die sich in den Besitz der ihm anvertrauten Zigaretten bringen wollte?

Es sah danach aus. Die beiden Spanier waren ungemein erregt und redeten wild durcheinander. Dabei schaute der hinten Sitzende immer wieder durch das Rückfenster, und es war offensichtlich, daß er den Fahrer beständig aufforderte, das Tempo zu steigern. Und dieser schien laufend zu beteuern, nicht schneller fahren zu können.

Etwa fünf Kilometer rasten sie in Richtung Alcudia, dann bogen sie in einen Feldweg ein.

Wulf war der Verzweiflung nahe und warf einen Blick zurück. Er sah, daß der Sportwagen, der ihnen gefolgt war, an der Einmündung des Feldweges wendete, und er bildete sich ein,

den Mann hinter dem Steuer zu kennen.

Geschlossene Sonnenbrille? Zum Teufel, dachte er, daß ist doch der hagere Kerl, der auf der Terrasse des »Impledo« saß.

Der Wagen holperte über den Feldweg. Die beiden Spanier machten jetzt einen wesentlich ruhigeren Eindruck.

Wenn ich nur wüßte, wie ich mich verständlich machen könnte, überlegte Wulf. Ich muß wissen, woran ich bin. »Caramba!« fluchte er in jäher Auflehnung. Es war eines der wenigen spanischen Worte, die er kannte.

Der Fahrer bleckte die Zähne. »Sí, sí!«

»Was heißt hier ›Sí, sí?« brauste Wulf auf. »Ich will wissen, was los ist!«

Der andere deutete zurück.

»Policía!«

»Die Polizei ist hinter uns her?«

»Qué?«

Er machte eine wegwerfende Bewegung. »Ihr versteht mich ja doch nicht.«

»Momento«, sagte der Fahrer und wies nach vorn. »Solamente pocos minutos.«

Nur ein paar Minuten dürfte das heißen, dachte er. Schöne Schweinerei. Bin gespannt, was dabei herauskommt.

Sie fuhren an einer von Kakteen überwucherten, zerbröckelten Mauer entlang, an deren Ende ein alleinstehendes Gehöft sichtbar wurde, in dessen Hof sie einbogen.

Ein Bauer rannte auf eine mit Maiskolben behangene Scheune zu und riß das Tor auf, das er sofort wieder schloß, als der Wagen die Einfahrt passiert hatte.

Tolle Organisation, dachte Wulf. Möchte nur wissen, was das zu bedeuten hat. Irgendeine Gefahr muß im Verzuge gewesen sein, vor der man mich und die Ladung schützen wollte.

Die Spanier lachten und führten ihn in ein Haus, das einen unansehnlichen Eindruck machte. Der Eingang aber blitzte vor Sauberkeit. Als erstes wurde ihm ein Glas Wein angeboten,

dann zog ihn der Fahrer in einen Raum, in dem ein altmodisches Telefon hing.

»Momente«, sagte er, nahm den Hörer von der Gabel und drehte die Kurbel so lange, bis sich jemand meldete.

Minuten vergingen, bis die gewünschte Verbindung hergestellt war. Dann sprach er eine Weile, lachte ein paarmal und übergab schließlich den Hörer.

»Señor Wesener?« vernahm Wulf die Stimme des Portiers wie aus weiter Ferne. »Sie mich verstehen?«

»Ja.«

»Bueno. Passen Sie auf. Wir Sie mußten stoppen lassen, weil Policía ganz plötzlich ist ausgerückt zu große Kontrolle. Sehr selten. Ein amigo von der Policía uns gerade noch rechtzeitig hat verständigt. Er sagt, daß Razzia dauert bis sieben Uhr. Darum jetzt nicht weiterfahren. Erst nach sieben Uhr. Verstehen?«

»Ja«, erwiderte Wulf. »Was ist aber, wenn die Kontrolle länger dauert?«

»Dann wir erfahren es früh genug, und ich Sie rufe an. Verstehen?«

Wulf konnte nur noch den Kopf schütteln. Andere Länder, andere Sitten, ging es ihm durch den Sinn. Er fühlte sich nicht mehr wohl in seiner Haut und dankte seinem Schöpfer, als er den Wagen am Abend zum zweitenmal in der Nähe des Hotels »Comercio« abgestellt hatte.

Ende gut – alles gut, seufzte er und machte, daß er fortkam.

Der Portier des »Impledo« hielt Wort. Mit einem neuen Flugschein in der Tasche bestieg Wulf zwei Tage später das Schiff nach Barcelona.

Der Abschied von Mallorca fiel ihm leicht. Er konnte plötzlich nicht schnell genug nach Hause kommen. Nur wenige Tage hatte er fortbleiben wollen, nun aber war er schon zwei Wochen unterwegs. Und welche Erlebnisse hatte er gehabt! Er wünschte sie zu schildern und konnte es nicht erwarten, Miriam gegenüberzutreten.

Deshalb hatte er ihr auch ein Telegramm mit der Ankunftszeit geschickt. Keine unnötige Minute wollte er verstreichen lassen.

Gespannt blickte er aus dem Fenster des Flugzeugs, als die Maschine über die Betonbahn von München-Riem rollte und schließlich vor dem Verwaltungsgebäude stehenblieb.

Er glaubte nicht richtig zu sehen. Nicht nur Miriam, auch Harald und Peggy erwarteten ihn. Schnell drückte er einem Beamten den Flugschein in die Hand, rannte auf die Freunde zu und umarmte Miriam.

Harald, der wie immer seinen Rollkragenpullover und Bluejeans trug, tippte Peggy auf die Schulter. »Ich hab' das vertrackte Gefühl, daß die beiden glücklich wären, wenn du sie einen Augenblick lang nicht anstarren, sondern dich taktvoll umdrehen würdest. Was hältst du davon?«

Peggy war nicht zu halten und drängte sich zwischen Wulf und Miriam. »Genug!« rief sie. »Das könnt ihr machen, wenn

ihr allein seid.«

Wulf reichte ihr die Hand.

»Herrgott, bist du braun. Zum Anbeißen siehst du aus.« Sie schmachete ihn an und wandte sich Harald zu. »Schau ihn dir an.«

Harald nickte bedächtig. »Weiß Gott, jeder Zoll ein Graf. Bis auf die ungebügelten Hosen«, fügte er anzüglich hinzu.

Wulf blickte an sich herab. »Wundert dich das? Ich hatte nur einen Anzug bei mir und ...«

»Doch kein Graf«, unterbrach ihn der Freund und reichte die Hand. »Blaues Blut entschuldigt sich nicht.«

»Hier ist offensichtlich alles beim alten«, erwiderte Wulf.

»Der Herr Professor doziert, und Miriam, die zumindest in dieser Minute ›persona grata‹ sein sollte, steht bescheiden abseits.«

Harald stieß einen Pfiff aus. »Eins zu null für dich.« Er hakte sich bei Peggy ein und wollte sie mit sich fortziehen, als Wulf ihn festhielt.

»Momente, Señor.« Er reichte ihm seinen kleinen Koffer.

Harald verneigte sich und warf Miriam einen bedeutungsvollen Blick zu. »Doch ein Graf. Leider mit spanischen Manieren.«

»Hau ab.« Wulf strich über Miriams Pagenkopf. »Du siehst phantastisch aus«, sagte er gedämpft und betrachtete sie bewundernd. »Ich bin froh, daß ich wieder hier bin.«

Ihre dunklen Augen glänzten. »Und ich hatte schon geglaubt, du hättest mich vergessen.«

»Hast du denn meine Karten nicht erhalten?«

»Ich trag' sie sogar bei mir.«

Er küßte ihre Wange. »Ich wollte, ich hätte dich bei mir gehabt. Weißt du – Spanien ist ein tolles Land. Du machst dir keine Vorstellung, wie die Menschen dort ... Aber was rede ich«, unterbrach er sich. »Ich werde euch alles im Zusammenhang erzählen. Du wirst Augen machen. Eine Odyssee liegt

hinter mir.«

Sie sah ihn besorgt an. »Schnell, Wulf! Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

»Wie kommst du darauf?«

»Wo ist Peggys Leica? Als du abflogst, trugst du sie umgehängt.«

Er lachte. »An dir scheint eine Detektivin verlorengegangen zu sein. Aber sei unbesorgt: Ich habe den Apparat verkauft und werde Peggy den Listenpreis gleich aushändigen.«

Miriam seufzte erleichtert und drückte seinen Arm. »Komm«, sagte sie. »Jetzt kann ich mich freuen.«

Sie folgten Harald und Peggy, die bereits durch die Empfangshalle gingen, als Wulf plötzlich nach vorn zeigte. »Schau dir die beiden an. Harald in verwitterten Bluejeans und Peggy mit wippendem Rock. Möchte wissen, wieviel Petticoats sie darunter trägt.«

»Mußt sie mal fragen.«

»Vom Bild her passen die beiden eigentlich gar nicht zusammen.«

»Du meinst, weil sie sich so unterschiedlich kleiden?«

Wulf nickte.

»Sei vorsichtig. Ich müßte dich sonst darauf aufmerksam machen, daß auch wir in dieser Hinsicht verschieden sind. Du bist gewissermaßen die männliche Peggy und ich der weibliche Harald.«

»Eine These, die du bereits einmal aufgestellt hast.«

»Und die du schon damals nicht wahrhaben wolltest.«

Sie erreichten Harald und Peggy, die am Eingang stehengeblieben waren.

»Und nun eine kleine Überraschung«, sagte Wulf. »Ich lade euch zu einem solennen Abendessen im »Hahnhof« ein.«

»Doch kein Graf«, stellte Harald nüchtern fest. »Ich hatte mit einem Festessen im Humplmayr gerechnet und ...«

»... extra ein frisches Hemd angezogen«, unterbrach ihn

Peggy.

»Das wollte ich zwar nicht sagen, aber es stimmt! Was also nun?«

Wulf klopfte ihm auf die Schulter. »Leisten wir uns zunächst einmal ein Taxi.«

»Doch ein Graf.« Harald hielt die Hand auf. »Fünf Mark, bitte. Um dich feierlich einholen zu können, hab' ich mir nämlich den alten VW von Ringhaus geliehen.«

»Ich bin gerührt.«

»Und das Geld für das Taxi gehört folglich jetzt mir.«

Wulf wandte sich an Peggy. »Kannst du mir mal fünfzig Mark leihen? Oder hundert. Ich geb's dir morgen wieder. Zu Hause wartet ja mein Monatswechsel auf mich.«

Sie sah ihn entgeistert an. »Bist du verrückt, oder hast du einen spanischen Vogel? Woher sollte ich fünfzig Mark haben?«

»Oder hundert!« fiel Harald ein.

Wulf griff in die Innentasche seines Jacketts und zog einen versiegelten Umschlag hervor. »Entschuldige, ich hatte vergessen, dir dieses zu geben.«

»Was ist das?«

»Ein Kuvert mit fünfhundertfünfzig Mark! Für die Leica. Ich habe mir erlaubt, sie zu verkaufen. Das ist dir doch hoffentlich recht?«

Peggy tat einen Schrei und umarmte ihn. »Fünfhundertfünfzig Mark hast du dafür bekommen? Dann hab' ich ja über sechzig verdient!«

»Und ich außerdem fast dreihundert!«

»Ist das wahr?«

Er nickte. »Da staunst du, was?«

Es blieb nicht aus, daß Wulf schon auf der Fahrt zum »Hahn-hof« mit seiner Erzählung beginnen mußte. Und als er nach gut zwei Stunden von seinen reichlich phantastisch anmutenden Schmuggelfahrten berichtete, da waren die Köpfe der vier

ziemlich gerötet. Vom Gehörten und vom Wein, dem sie übermäßig zugesprochen hatten.

»Ihr könnt's mir glauben«, endete Wulf, »wenn ich durch den Teutonen nicht an den Portier des ›Impledo‹ geraten wäre, hätte ich festgesessen.«

Harald stopfte seine Pfeife. »Und nun willst du eine Dissertation über die Kümmelei des zwanzigsten Jahrhunderts im allgemeinen und unter besonderer Berücksichtigung des verdienstvollen Wirkens spanischer Portiers schreiben?«

»Was soll das?« fragte Wulf unwillig.

Harald grinste.

Peggy sah ihn wütend an. »Wenn du nur zynische Bemerkungen machen kannst! Ich finde es großartig, wie Wulf sich durchgeschlagen hat. Einfach fabelhaft! Du wärest natürlich nicht auf die Zigeunerin reingefallen. Kunststück! Weil du nie auf die Idee gekommen wärest, mir einen Brillantring zu kaufen.«

Harald nickte. »Stimmt!«

»Na, bitte!« Sie wandte sich an Wulf. »Und wenn ihm das mit dem Rückflugschein passiert wäre, hätte er sich ins Meer geschmissen und wäre nach Frankreich oder Italien geschwommen.«

»Aber, Peggy«, sagte Harald vorwurfsvoll. »Du weißt doch, daß ich es nicht leiden kann, wenn du über meine athletischen Leistungen sprichst.«

»Darf ich jetzt einmal etwas sagen?« mischte sich Miriam ein.

»Bitte.«

»Um es kurz zu machen: Alles, was ich hörte, stimmt mich traurig. Wulfs Erzählung, Haralds Bemerkung und Peggys Lobgesang.«

Die Freundin rang die Hände. »Ich flehe dich an, werd nicht theatralisch. Ich hab' kein Taschentuch bei mir.«

Wulf warf ihr einen dankbaren Blick zu. »Und ich möchte

wissen, was an meiner Erzählung traurig stimmen kann? Ich erwartete eigentlich das Gegenteil, bildete mir ein, meine Geschichte würde euch begeistern und ...«

»Da haben wir's«, unterbrach ihn Miriam. »Der Knüppel liegt beim Hund. Du kannst doch nicht erwarten, daß wir es großartig finden, wenn sich ein Student von einer Zigeunerin reinlegen läßt.«

Wulf wollte sich auflehnen, brachte aber kein Wort hervor.

»Ich will dir in dieser Hinsicht sogar einiges zugestehen«, fuhr Miriam fort, »obgleich es mir unbegreiflich ist, daß ein erwachsener Mensch glauben kann, für hundertfünfzig Mark einen Brillantring zu bekommen. Noch dazu von einer Zigeunerin!«

Er versuchte, sich zu verteidigen. »Zugegeben, ich muß an jenem Tag blöd gewesen sein. Das Klima, die fremde Umgebung und die großartige Stimmung, in die ich geraten war, scheinen mich verrückt gemacht zu haben. Ausschlaggebend aber war das überzeugende Theater, das mir diese verdammte Zigeunerin vorgespielt hat. Ich mußte annehmen, der Ring wäre geklaut und somit echt.«

»Die Rolle eines Hehlers wolltest du übernehmen? Setz dich nicht noch mehr ins Unrecht.«

»Wie wäre es mit etwas weniger tierischem Ernst?« sagte Harald. »Unabhängig davon möchte ich klarstellen, daß ich meine als zynisch deklarierte Bemerkung nicht im Hinblick auf den Kauf des Brillantringes machte.«

»Brauchst gar keinen Rückzieher zu machen«, erbot sich Wulf. »Du siehst ja, was deine Quatscherei angerichtet hat. Miriam ist nun einmal päpstlicher als der Papst. Dabei weiß sie genau, daß ich gehofft habe, ihr mit dem Nutzen aus dem erwarteten Geschäft helfen zu können.« Er wandte sich an sie. »Mein Wort! Im entscheidenden Augenblick hab' ich nur an die fünfzehnhundert Mark gedacht, die du für die Ausstellung deiner Bilder benötigst.«

Sie strich über seine Hand. »Erwartest du, daß ich dir dafür danke?«

»Ja, und nochmals ja!« rief Peggy. »Hätte ihn das Weibsbild nicht aufs Kreuz gelegt und könnte er dir das Geld für die Ausstellung heute in die Hand drücken, dann würdest du ihm um den Hals fallen.«

»Meinst du?«

»Das meine ich nicht nur, das weiß ich.«

Wulf lachte abfällig. »Wo sitz' ich eigentlich? Im ›Hahnhof‹ oder auf der Anklagebank?«

Miriam sah ungewöhnlich blaß aus. »Beenden wir die Geschichte. Dein Geschäft mit der Zigeunerin wird mir ein ewiges Rätsel bleiben, weil du nicht irgendwer und nicht dumm bist. Für den Verkauf des Fotoapparates habe ich Verständnis. Du lieber Gott, warum nicht. Du saßest fest. Womit ich aber niemals fertig werde, ist die Tatsache, daß du Schmuggelfahrten gemacht hast.«

»Was hätte ich denn tun sollen?«

»Peggys Geld nehmen, deinen Vater aufsuchen und dich einige Monate krummlegen!«

»Da gebe ich dir recht«, erklärte Harald. »Allerdings nur in diesem Punkt. Betrogen wurden schon ganz andere – sogar Völker. Ich persönlich hätte die hundertfünfzig Mark zwar nicht ausgegeben und wäre auch nicht nach Mallorca gefahren, wenn ich aber mehr Geld in der Tasche gehabt hätte, wäre ich in der gleichen Situation wahrscheinlich ebenfalls reingefallen.«

Miriam zwang sich zu lachen. »Weil es eine hübsche Zigeunerin war!«

»Möglich. Derartige Dinge spielen oft eine große Rolle.« Er wandte sich an Wulf. »Für vieles habe ich Verständnis, für deine Kümmelei aber nicht. Du weißt, wie solche Dinge enden. Denk an einige unserer Kollegen, die im zwanzigsten Semester sitzen, nie fertig werden und immer mehr herunterkommen.

Bei ihnen fing es auch mit Zigaretten an. Päckchenweise! Die Grenzen verwischen sich, und plötzlich ist es zu spät.« Er klopfte ihm auf die Schulter. »Genug der Moralpredigten. Zumal wir dich im Grunde genommen um deine Erlebnisse beneiden. Ich jedenfalls wäre gerne an deiner Stelle in Spanien gewesen. Prost!«

Wulf war versöhnt und blickte zu Miriam. »Und du?«

Ihre Wangen röteten sich. »Was bleibt mir anderes übrig, als mich den Ausführungen meines Vorredners anzuschließen? Aber das sage ich dir: Ich laß dich nicht noch einmal allein ins Ausland reisen.«

Ohne Zweifel war es Haralds Verdienst, daß sich die gefährlich schäumenden Wogen der Erregung wieder glätteten und der Abend nicht in einer Enttäuschung endete. Aber auch Miriam und Wulf trugen dazu bei. Wäre einer von ihnen nachtragend gewesen, hätten wenige Worte keinen Wandel herbeiführen können.

Eines aber brachte Wulf an diesem Abend nicht fertig: die kleinen Geschenke zu übergeben, die er für Miriam, Peggy und Harald gekauft hatte. Das konnte er erst im Verlauf der nächsten Tage. Und er tat es in jedem Falle einzeln, beinahe verlegen und ohne Freude zu empfinden. Die war ihm genommen. Allerdings nicht, weil Miriam und Harald ihm offen ihre Meinung gesagt hatten. Er fühlte sich beraubt um die Erinnerung, die er heimgetragen hatte. Für ihn war sie groß gewesen. Nun lag sie zertrampelt am Boden, und er konnte es nicht mehr wagen, über Spanien und seine Erlebnisse zu sprechen. Es war, als wäre er überhaupt nicht fort gewesen. Und das wurmte ihn.

Mit der Zeit vernarbte aber auch diese Wunde, und der Alltag nahm seinen gewohnten Gang. Wulf besuchte seine Vorlesungen, freute sich über eine gute Note, die er erhielt, büffelte in den Bibliotheken und ärgerte sich über den Tod eines Professors, da die Vorlesungen seines Nachfolgers erkennen ließen,

daß dieser völlig andere Auffassungen hatte.

»Rin in die Kartoffeln, raus aus die Kartoffeln«, wetterte er, als er eines Abends mit Peggy im Studenten-Café saß und auf Miriam und Harald wartete. »Für nichts und wieder nichts werde ich zwei Semester länger studieren müssen. Wir haben uns restlos umzustellen. Was gestern als weiß geschildert wurde, sollen wir heute als schwarz ansehen. Ich hab' die Schnauze voll!«

»Das trifft sich gut«, erwiderte Peggy.

»Drück dich klarer aus.«

»Ich hab' einen Plan, den ich mit den anderen erst besprechen möchte, wenn ich deine Meinung kenne.«

»Kleines Komplott?«

»Wie man es nimmt. Auf jeden Fall konnte ich aus deiner Rede entnehmen, daß es gut für dich wäre, wenn du in den Herbstferien gründlich ausspannen würdest.«

»Weiß Gott. Wenn's in die Richtung geht – schieß los!«

Sie zwinkerte ihm zu. »Stiftest du ein Stück Kuchen?«

Er holte tief Luft. »Ich würde nein sagen, wenn du nicht so' n hübsches Gestell hättest.«

»Das erhöht den Kurswert.« Sie wandte sich an die Bedienung und bestellte ein Stück Buttercremetorte.

Er drohte mit dem Finger. »Mit dir wird es noch ein böses Ende nehmen, Peggy!«

»Mit dir etwa nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich mag leichtsinnig sein – siehe Kauf des sogenannten Brillantringes et cetera, et cetera –, wenn es aber darauf ankommt, machst du mehr Dummheiten als ich.«

Sie zuckte die Achseln.

»Verlaß dich drauf! Aber jetzt erzähl!«

Peggy sah ihn verheißungsvoll an. »Fall nicht vom Stengel. Was würdest du davon halten, wenn wir – ich meine wir vier – unsere Ferien auf Mallorca verbrächten?«

Wulf glaubte nicht richtig zu hören. »Auf Mallorca! Hast du im Toto gewonnen?«

»Das kann ich leider nicht behaupten. Ich hab' aber mit meinem Chef gesprochen. Er würde uns vier Kameras zur Verfügung stellen. Spitzengeräte! Die teuerste Leica, Exakta, Contax und Rolleiflex. Was glaubst du, was wir damit in Spanien verdienen könnten?«

Wulf starrte Peggy an, als wäre sie ein Geschöpf von einem anderen Stern. »Toll!« sagte er. »Einfach toll! Damit könnten wir den ganzen Urlaub finanzieren.«

»Meinst du wirklich?«

»Bestimmt. Die Dinger werd' ich im Handumdrehen los.«

»Und du würdest mitmachen?«

»Na klar.« Er fuhr sich erregt durch die Haare. »Eine schwere Nuß wird's natürlich zu knacken geben.«

»Die Hinfahrt?«

»Quatsch. Die kann man deichseln. Die Nuß heißt Miriam. Vielleicht gibt's noch 'ne zweite: Harald.«

»Den überlaß mir.«

»Bleibt immer noch Miriam.«

Peggy feixte. »Mußt eben etwas nachhelfen.«

»Du kennst sie doch.«

»Und weil ich sie kenne, weiß ich, daß sie dich liebt. Da mußt du einhaken.«

»Sprich ins reine.«

»Daß ihr Männer immer so schwer von Begriff seid. Denk nach! Willst du mit *mir* oder mit Miriam nach Mallorca fahren?«

»Dumme Frage.«

»Dann mach ihr das klar. Und wenn es nichts nützt, dann zwing sie zu ihrem Glück.«

»Du bist vielleicht ein Herzchen. Außerdem wird Miriam sich niemals zwingen lassen. Und ich würde sie auch niemals zwingen.«

»Warum verstehst du unter Zwang gleich Gewalt?«

Er sah sie fragend an.

»Hat dich die Düsseldorfer Geschäftsfrau nicht erneut nach Barcelona eingeladen?«

»Was hat das damit zu tun? Ich hab' übrigens gerade gestern dankend abgelehnt.«

Peggy glich einer Katze. »Weiß Miriam, daß du abgesagt hast?«

»Nein.«

Sie atmete erleichtert auf. »Dann erzähl es ihr nicht. Wenn Miriam nicht mitmachen will, sagst du einfach: Schön, dann begraben wir den Plan. Aber dann treffe ich mich mit der Düsseldorferin.«

Wulf konnte nur tief Luft holen. »Bei dir könnte der Teufel in die Lehre gehen.«

Peggy lachte. »Wollen wir wetten, daß Miriam dann mitfährt?«

»Möglich«, erwiderte er. »Aber dann hätte *ich* keine Lust mehr. Ich versuch's lieber andersherum.«

Vierzehn Tage später war er froh, Peggys Rat nicht befolgt zu haben. Miriam gab ihr anfängliches Sträuben schneller auf, als zu vermuten gewesen war. Auch in ihr wohnte jenes Fernweh, das den Menschen treiben und schwermütig machen kann. Hinzu kam, daß es ihr als Schülerin der Kunstakademie besonders schwerfallen mußte, der Versuchung zu widerstehen, den malerischen Süden zu bereisen. Und Wulf und Harald bauten ihr goldene Brücken.

»Peggys Plan ist gar nicht so schlecht«, sagte Harald, als sie wieder einmal im »Hahnhof« saßen und einen Korb Brot nach dem anderen leerten. »Zunächst wollte ich von der ganzen Geschichte ja nichts wissen. Als ich aber eines Abends minutenlang an der Briener Straße warten mußte, weil das Wirtschaftswunder in endlosen Schlangen über den Fahrdamm rollte, da dachte ich: Wir Studenten sind eigentlich arme

Schweine. Alle Welt verdient sich dumm und dusselig. Die kleinsten Geschäftsleute können sich die tollsten Karossen leisten, und wir sitzen da, drehen Däumchen und haben Hemmungen, ein paar Fotoapparate über eine lohnende Grenze zu schleusen. Schön blöd sind wir, sagte ich mir in jenem Augenblick.«

Eine gute Ouvertüre, dachte Wulf. Es fehlt nur noch der Paukenschlag. Er wandte sich an Miriam. »Peggy, Harald und ich haben eine Vereinbarung getroffen, derzufolge wir für hundert Mark Aquarellpapier, Ölfarben und dergleichen kaufen werden, wenn du dich verpflichtest, mitzufahren. Stell dir vor, du könntest dann in Spanien malen! Blauer Himmel, braune Berge, blendendweiße Häuser, ein azurfarbenes Meer, bunte Segel ... Kannst du mehr verlangen?«

»Hör auf!« rief sie. »Du machst mich schwach.«

»Das will ich ja gerade. Denk an die Ausstellung deiner Bilder! Sie wird wesentlich farbiger werden, wenn du denen ein paar spanische Motive an die Wand knallen kannst. Verkauftst du dann ein Bild, kannst du uns das Geld ja zurückgeben.«

Miriam wäre keine Künstlerin gewesen, wenn sie der Versuchung weiterhin hätte widerstehen können. Und niemand war so glücklich wie sie, als es ihr gelang, alle Bedenken zur Seite zu schieben. Wenn sie es auch nicht sagte, sie fühlte sich leicht wie eine Feder. Ihr war zumute, als schritzte sie in einem duftigen Frühlingskleid durch den ersten warmen Tag des Jahres.

Nach diesem Abend hatte keiner der vier mehr Zeit für lange Gespräche im Studenten-Café. Jeder war vollauf beschäftigt. Miriam und Peggy nähten an Blusen, Röcken und Badeanzügen. Harald werkelte an seinem klapprigen Fiat herum, da sich der Studienkollege Ringhaus bereit erklärt hatte, seinen alten VW zur Verfügung zu stellen, sofern er »Wastl« für die Zeit erhielt. Ihm machte es einen diebischen Spaß, mit dem

vorsintflutlichen Vehikel durch München zu fahren, und Harald bemühte sich redlich, dafür zu sorgen, daß »Wastl« nicht schon nach wenigen Kilometern sein letztes Schnauferl tun würde.

Auch Wulf fand keine freie Minute mehr. Er hatte es übernommen, die in den Pässen erforderlichen Sichtvermerke sowie das für den Wagen benötigte »Carnet de passage« und für Harald den Internationalen Führerschein zu besorgen. Die täglichen Vorlesungen konnte und wollte er nicht versäumen. Darüber hinaus hatte er einen unerfreulichen Disput mit seinem Vater, der von dem geplanten Unternehmen nichts wissen wollte. Doch das ging nicht nur ihm so. Auch Miriam, Peggy und Harald hatten in dieser Hinsicht mehr oder weniger schwere Kämpfe durchzustehen. Sie alle aber erhielten zu guter Letzt ihre Genehmigung.

Die Nacht zum 15. Juli, an dem die Fahrt angetreten werden sollte, wurde zu einer einzigen Qual. Keiner der unternehmungslustigen Spanienfahrer konnte schlafen. Jeder wälzte sich unruhig herum und stand schon eine Stunde früher auf, als er den Wecker gestellt hatte.

Es war ein herrlicher Tag. Am Himmel segelten nur vereinzelte Wolken, und die Straßen Münchens machten einen unberührten Eindruck, als Harald mit dem zwar alten und farblos gewordenen, immer aber noch einwandfrei laufenden VW kurz vor vier Uhr in die Georgenstraße einbog, um zunächst Peggy, dann Wulf und schließlich Miriam abzuholen.

Sie alle standen bereits vor ihren Wohnungen und waren in einer so ausgelassenen Stimmung, daß es Harald kaum gelang, sie zu bewegen, ihm beim Festbinden der Koffer auf dem Gepäckhalter behilflich zu sein. Als letztes wurden die vier Kameras, die Peggy besorgt hatte, sorgsam verstaut. Und dann ging es los. Miriam und Peggy saßen hinten.

»Gute Reise!« wünschte Wulf, als Harald anfuhr. Dabei drehte er sich zurück und reichte Miriam ein kleines Päckchen.

»Was ist das?«

»Nachschauen«, sagte er und wandte sich an Peggy, der er ebenfalls etwas in die Hand drückte.

»Für mich?« fragte sie verwundert.

Er nickte. »Wir haben eine lange Fahrt vor uns. Möge euch die kleine Morgengabe das Sitzen erleichtern.«

»Ein Fläschchen Parfüm!« rief Miriam begeistert. »Noch dazu meine Lieblingsmarke: Shocking!«

»Für mich hat er ›Nina Ricci‹ besorgt«, jubelte Peggy und umarmte Wulf.

»Ein Unterschied muß sein«, sagte er. »Herb und süß – jedem das Seine.«

»Jedem?« fragte Harald und hielt die Hand auf.

»Jedem!« wiederholte Wulf und reichte ihm eine Dose Tabak. »Golden Mixture! Süßlicher Duft. Damit uns deine Pfeife nicht allzusehr stört. Capito?«

Harald kurbelte sein Fenster herunter.

»Luft, Clavigo! Ein Wahnsinniger weilet unter uns. Schlimmer noch: ein Großverdiener, ein Wirtschaftswunderer!«

Miriam beugte sich vor und gab Wulf einen Kuß. »Mußt du denn immer ein Verschwender sein? Wo hast du überhaupt das Geld her?«

»Vom Alten Herrn. Er hat mir in letzter Minute noch zweihundert Mark geschickt. Da dachte ich: Vielleicht heben ein paar kleine Dinge die Stimmung.«

»Typisch Wulf«, sagte Harald. »Wenn er nur ...«

»Von ihm könntest du dir eine Scheibe abschneiden«, unterbrach ihn Peggy. »Er ist ein Kavalier, ein ...«

»Graf!« fiel Harald ein und blinzelte Wulf zu. »Vom Scheitel bis zur Sohle. Rührend, wie er für uns sorgt. Wirklich rührend!«

Peggy stieß ihm in den Rücken. »Laß deine zynischen Faxen. Ich finde Wulfs Geste großartig und werde dieser Minute noch oftmals gedenken. Was sagst du, Miriam? Für jeden hat er eine

Überraschung, nur sich selbst hat er vergessen.«

»Stimmt nicht«, entgegnete Wulf. »Ich erfüll' mir sogar einen ganz speziellen Wunsch.«

»Und der ist?«

»An allen Übernachtungsplätzen, also heute irgendwo am Gardasee, morgen in der Nähe von Cannes und übermorgen in Montpellier, Beziers oder Narbonne, lade ich euch zum Abendessen ein.«

Harald stöhnte. »Jetzt müßte man einen Plattenspieler haben und einen flotten Beethoven auflegen können. Natürlich gleich ›in medias res‹: Seid umschlungen, Millionen ... Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen.«

Wohl selten wurde auf einer Fahrt über die Alpen, durch Italien und Frankreich so viel geblödet, gelacht, geredet und gestaunt wie in dem kleinen alten VW, der Tag für Tag weiter nach Süden rollte. Er schnurrte, als befände sich kein Motor, sondern eine mit Maikäfern gefüllte Tüte hinter den Sitzen, und Harald behauptete, er höre deutlich, daß sich der Wagen bedanke, wenn sie ihn des Abends liebevoll streichelten. Mit dem VW wurde gesprochen, als wäre er ein Lebewesen, und gerührt über seinen unermüdlichen Eifer, taufte ihn Miriam nach Erreichen des dritten Tageszieles mit französischem Wein auf den Namen »Zatopek«.

»Des Mund verdorre, der ihn fürderhin anders als Zatopek nennet«, schloß Harald die vor einem kleinen Hotel am Marktplatz von Beziers veranstaltete Zeremonie, und ließ das Boschhorn eine Minute lang ertönen.

Sehr zum Entsetzen der ihnen zuschauenden Franzosen. Als Harald ihnen aber radebrechend den Sinn der Handlung erklärte, lachten sie herzlich. Und ein alter Mann, der im ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft gewesen war, meinte beiläufig: »Tut, tut, ist besser als bum, bum!«

Woraufhin ihn Wulf zu einem Pernod einlud.

Er wäre gewiß nicht so großzügig gewesen, wenn er geahnt

hätte, was sich am darauffolgenden Tag ereignen sollte.

Treu und brav lief »Zatopek« zur spanischen Grenze, an der die Abfertigung etwas umständlicher, im Grunde genommen aber ebenso reibungslos ablief wie anderswo. Gewiß, man fragt nach Wertgegenständen, nach Radiogeräten, Fotoapparaten und dergleichen, verzichtete aber darauf, die Koffer zu kontrollieren. Man begnügte sich mit einem Blick in den Wagen, in dem Miriam und Peggy mit klopfenden Herzen saßen und sich, Wulfs Anordnung folgend, angeregt unterhielten. Unter ihrem Sitz lagen die sorgsam verstaute Fotoapparate: je eine Exakta, Leica, Contax und Rolleiflex.

Als Harald den Schlagbaum passierte, tat Peggy einen Juchzer und umarmte Miriam: »Gerettet!« rief sie.

»Bist du wahnsinnig?« zischte Wulf. »Die Kerle können uns noch sehen. Wenn sie Verdacht schöpfen ...! Der Beamte der Devisen-Kontrollstelle wurde ohnehin hellhörig.«

Harald sah ihn fragend an.

»Zweihundertfünfzig Mark«, fragte er mich. »Damit Sie wollen auskommen zu viert für wie lange?«

»Was hast du geantwortet?«

»Einen Tag. Wir sind Gäste des Südfrüchte-Exporteurs Marino Casals, von der Firma Marino Casals & Cia, Barcelona.«

Harald glaubte nicht richtig zu hören. »Wessen Gäste sind wir?«

»Marino Casals! Ist doch ganz einfach. Um ein spanisches Visum beantragen zu können, benötigt man eine Referenz. Greta Fischhauer nannte mir damals diese Firma, die ich auch dieses Mal wieder angab. Das fiel mir ein, als mich der Devisen-Torero so komisch anquatschte. Da hab' ich schnell geschaltet. Aus.«

Harald deutete eine Verneigung an. »Alle Achtung, Herr Graf. Sie scheinen ziemlich raffiniert zu sein.«

»Köpfchen muß man haben.«

»Und 'ne Eckstein dazu«, sagte Peggy. »Gib mir eine Zigarette.«

Die gute Stimmung sollte nicht mehr lange anhalten. Als sie etwa 60 Kilometer weitergefahren waren und sich der Stadt Gerona näherten, gab es plötzlich einen Ruck und einen Schlag, als wäre ein Stein gegen das Spritzblech des Wagens geflogen.

Harald betätigte augenblicklich die Kupplung und nahm den Gang heraus.

»Was war das?« fragte Miriam.

»Scheibenhonig! Das Getriebe ist im Eimer.«

Wulf sah ihn betroffen an. »Ist das dein Ernst?«

Harald nickte und ließ den Wagen ausrollen. »Feierabend. Uns wird nichts anderes übrigbleiben, als zu Fuß weiterzulaufen.«

»Du machst mir Spaß.«

»Was nun?« fragte Peggy.

Er zuckte die Achseln. »Am besten gründen wir den ›Klub der Verreckenden‹.«

Miriam lief es kalt über den Rücken. »Wie kannst du so etwas sagen?« rief sie außer sich.

Harald lachte. »Galgenhumor hat mich erfaßt.«

Der Bruch des Getriebes drohte alle Pläne über den Haufen zu werfen. Miriam, Peggy, Harald und Wulf kamen sich wie aus dem Paradies ausgestoßen vor. Sie machten einen so bedrückten Eindruck, daß der Fahrer eines Porsche-Kabrioletts, der an ihnen vorbeijagte, stoppte und seinen Wagen zurücksetzte.

Er hatte ein sportliches Aussehen, war braun gebrannt und trug eine quittengelbe Lederweste. »Fehlt's irgendwo?«

Peggy beeilte sich, ihr Haar zu ordnen.

»Leider«, antwortete Harald. »Getriebe im Eimer.«

Der Fahrer stieg aus. »Das ist schlecht. In Gerona gibt's zwar eine ganz vernünftige Werkstatt, mit Ersatzteilen sieht es aber

faul aus.«

»Sie kennen die Verhältnisse hier?« fragte Wulf.

»Kann man wohl sagen.« Er wies auf seine spanische Autonommer. »Ich lebe schon seit fünfzehn Jahren hier. Bin ein Überbleibsel der Legion Condor. War damals Flugzeugführer und erhielt einen Steckschuß. Als der Kampf zu Ende ging, sagte ich mir: Wo ein Krieg war, kommt er so schnell nicht wieder hin. Da bin ich geblieben, hab' meinen Beruf an den Haken gehängt und mir einen großen Topf gekauft. Ich beschloß, Seifensieder zu werden. Hab's nie bereut.«

»Großartig«, sagte Peggy.

Der Porschefahrer warf ihr einen flüchtigen Blick zu und zog eine Zigarettenschachtel aus der Tasche. »Aber nun zu Ihrem Getriebe. Was machen wir?«

Harald sah ihn fragend an. »Was würden Sie uns empfehlen?«

»Das beste wird sein, wenn ich die Werkstatt verständige. Vernünftiger wäre es vielleicht, sich nach Frankreich, nach Perpignan, abschleppen zu lassen. Da bekommen Sie die Ersatzteile ohne hohe Zollgebühren.«

»Zollgebühren?« fragte Wulf ahnungsvoll.

Der Deutschspanier nickte. »Das Getriebe wird schätzungsweise tausend Pesetas kosten, der Zoll etwa dreitausend. Das sind dreihundert Mark Unterschied.«

»Prächtig, prächtig«, sagte Harald. »Die sorgende Hand des lieben Vaters Staat ist überall weit geöffnet.«

Der Porschefahrer lachte. »In Spanien besonders. Was meinen Sie, was hier ein VW kostet? Umgerechnet zwölftausend Mark! Für den Opel-Rekord müssen Sie achtzehntausend auf den Tisch legen! Und der da«, er zeigte auf seinen Wagen, »kostet neu rund dreißigtausend Mark!«

»Dann verkloppen wir doch die Kiste und kaufen uns in Deutschland eine neue«, sagte Wulf.

Der Deutschspanier warnte: »Wenn Ihr Wagen nach drei

Monaten nicht über die Grenze zurückgerollt ist, hat man Sie beim Wickel.«

»Und warum ist der Zoll hier so hoch?«

»Man will die Einfuhr ausländischer Wagen unterbinden. Der Eigenbau aber ist so mies, daß ihn keiner haben will. Doch zurück zu Ihrem Wagen. Wie wollen Sie es machen?«

»Natürlich nach Frankreich abschleppen lassen«, antwortete Harald.

Wulf tippte sich an die Stirn. »Und womit willst du die Reparatur bezahlen?«

»Wegen der Währung brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, sagte der Deutschspanier. »An der französischen Grenze bekommen Sie jede Geldmenge gewechselt.«

Wulf bleckte die Zähne. »Sofern man hat! Wir sind Studenten und ziemlich flach auf der Brust. Um offen zu sein: Wir müssen unsere Reise durch den Verkauf von ...«

»Das wird den Herrn nicht interessieren«, unterbrach ihn Miriam.

Der Porschefahrer blickte belustigt zu ihr herüber. »An falschem Stolz sind schon ganze Völkerstämme zugrunde gegangen. In Spanien flattern Fahnen, aber keine voran! Nach europäischen Begriffen ist man hier um vieles zurück. Auffassungssache. Was man in Restdeutschland Kümmelei nennt, ist hier ein reelles Geschäft. Zugegeben, unter Ausschluß des Finanzamtes. Aber gerade das ist doch der Spaß des Normalverbrauchers. Große Firmen und Konzerne binden ihre Gewinne ja auch nicht an die Uhrkette, sondern schieben sie von einer Tochtergesellschaft in die andere.« Er wandte sich an Wulf. »Sie sind also flach auf der Brust. Vielleicht kann ich Ihnen einen Tip geben. Um was geht's?«

»Fotoapparate.«

»Au verdammt. Das ist schlecht.«

»Wieso?«

»Damit ist nicht mehr viel zu machen. Im kleinsten Fotoge-

schäft können Sie heute schon die tollsten Apparate kaufen. Natürlich wesentlich teurer als in Deutschland, aber nicht viel teurer als auf der Straße. Da geht man lieber ins Geschäft. Schon wegen des Service.«

Wulf entgegnete aufgebracht: »Aber ich hab' im Februar noch einen guten Preis erzielt.«

»Wo?«

»Auf Mallorca.«

»Ja, da können Sie noch was machen. Die Mallorquines sind immer hinter dem Mond. Und was die Preise anbelangt, weit vor der Sonne. Für Sie also ganz günstig.« Er warf seine Zigarette fort. »Wie machen wir es denn jetzt? Soll ich die Werkstatt verständigen? In Ihrem Fall vielleicht das richtigste.«

Wulf schaute fragend zu Harald hinüber.

Der zuckte die Achseln. »Wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung. Ob wir es allerdings riskieren können, den Wagen in Reparatur zu geben, bevor wir unsere Kameras verkauft haben ... Sieht ja so aus, als hättest du uns ein hübsches Windei ins Nest gelegt.«

»Was haben Sie für Apparate?« fragte der Deutschspanier.

Wulf sagte es ihm.

»Bei den Kalibern können Sie ohne Sorge sein. Zehntausend Pesetas werden in jedem Fall für Sie herauspringen. Wahrscheinlich sogar mehr. Ich dachte, Sie hätten Null-acht-fünfzehn-Geräte.«

Allen fiel ein Stein vom Herzen. Sogar Harald seufzte vernehmlich. »Dann wollen wir Sie nicht länger aufhalten«, sagte er. »Würden Sie so liebenswürdig sein und die Werkstatt verständigen?«

»Natürlich. Wenn einer von Ihnen mitfahren will, stehe ich gerne als Dolmetscher zur Verfügung. Wir können dann auch gleich alles regeln.«

Harald deutete einen Kratzfuß an. »Monsieur, wir sind gerührt. Wenn Sie mal nach Deutschland kommen sollten ...«

»... dann nehm' ich einen Panzer mit. Wer begleitet mich?«
»Ich«, sagte Wulf.
»Vergessen Sie Ihre Wagenpapiere nicht.«

Wenige Stunden später warteten die vier auf dem Bahnsteig von Gerona auf den Zug nach Barcelona. Der kranke »Zatopek« befand sich in der Werkstatt. Dank der Hilfestellung des Porschefahrers durften sie annehmen, daß das Getriebe ordnungsgemäß repariert werden würde.

Der Deutschspanier hatte richtig geschätzt. Die Reparatur, die daheim höchstens 100 Mark gekostet hätte, wurde auf 4000 Pesetas geschätzt.

»Lassen wir uns keine grauen Haare wachsen«, hatte Wulf gesagt, als sie zum Bahnhof gingen. »Wenn alle Stricke reißen, mach' ich zwei Kümmelfahrten, und der Schaden ist behoben. Ihr habt ja gehört, daß die Dinge hier völlig anders beurteilt werden.«

Miriam war außer sich gewesen. »Versprich mir, daß du in keinem Fall nochmals eine derartige Fahrt unternimmst.«

»Stell dich nicht so an«, hatte er erwidert. »Außerdem hab' ich ausdrücklich gesagt: Wenn alle Stricke reißen!«

»Auch dann nicht! Wenn du mir das Versprechen nicht gibst, werden sich unsere Wege in Barcelona trennen.«

»Was soll der Quatsch?« war er aufgebraust. »Mußt du einem denn immer Scherereien machen?«

»Das kannst du halten, wie du willst. Ich sage dir zum letzten Mal: Gibst du mir das Versprechen nicht, dann geh' ich in Barcelona zum deutschen Konsulat und bitte darum, mir weiterzuhelfen. Und wenn meine Eltern verständigt und aufgefordert werden müssen, mir Geld zu schicken.«

Miriams letzte Worte waren für Harald das Signal zum Eingreifen gewesen. »Noch sind wir ja nicht soweit«, hatte er sie zu beruhigen versucht. »Wenn wir auch aus dem siebenten Himmel gefallen sind, wir haben keinen Grund, die Nerven zu

verlieren. Soll für dich heißen: Schütte das Kind nicht mit dem Tintenfaß aus! Und für Wulf: Gib das Versprechen!«

Wulf hatte wütend von einem zum anderen gesehen. Dabei entging es ihm nicht, daß Peggy unmerklich zurücktrat und ihm zublinzelte, als wollte sie sagen: »Tu's doch!«

Freches Stück, hatte er gedacht und sagte, ohne es eigentlich zu wollen: »Na, schön. Wenn euch mein Seelenheil so sehr am Herzen liegt, dann gebe ich eben das Versprechen.«

Miriam hatte ihn daraufhin umarmt. »Ich habe aber noch eine Bitte. Es ist eine ganz kleine, die du leicht erfüllen kannst.«

»Ich flehe dich an, mach's kurz.«

»Laß uns nach dem Verkauf der Kameras eine eiserne Reserve von etwa zweihundert Mark zurücklegen. Auch, wenn wir dann nur wenige Tage auf Mallorca bleiben können. Die Reise war so himmlisch, daß eigentlich nichts mehr hinzuzukommen braucht.«

Wulf war einverstanden gewesen, und als die vier den Bahnhof erreichten, war der durch den Getriebeschaden erhaltene Schock nahezu überwunden und die gute Stimmung wiederhergestellt.

Auf dem Bahnsteig angekommen, schaute sich Peggy verwundert um. »Begreift ihr das? Außer uns ist keine Menschenseele zu sehen. Sogar der Mann mit der roten Mütze fehlt.«

Harald grinste. »Vielleicht haben die Spanier seit dem Bürgerkrieg Angst vor der roten Farbe.«

»Noch so 'n Kalauer, und ich bin bedient.«

Fünfzehn Minuten später wurden sie ausgesprochen unruhig. Der Zug, der dem Fahrplan gemäß längst hätte einlaufen müssen, war immer noch nicht angekommen, und außer ihnen und dem Fahrkartenschaffner war weit und breit niemand zu sehen. Weder Bahnhofspersonal noch Passagiere. Und alle Bemühungen, von dem hinter dem Schalter vor sich hindösenden Beamten zu erfahren, ob der Zug Verspätung habe und wann er käme, verliefen ohne Ergebnis. Er hob nur immer

wieder die Schultern, wenn sie auf die Uhr und den Fahrplan wiesen.

Miriam wurde es schließlich zu dumm. Sie nahm ihr Skizzenbuch, zeichnete einen Zug, auf den sie Barcelona schrieb, und setzte eine Uhr und ein Fragezeichen daneben. Dann reichte sie das Blatt dem Spanier und drückte ihm den Bleistift in die Hand.

Sein Reagieren war verblüffend. Er malte ein großes Fragezeichen darunter.

Sie glaubte nicht richtig zu sehen. »Wieso kann er meine Zeichnung nicht verstehen?« fragte sie verwundert.

Harald schmunzelte. »Er hat sie verstanden. Sein Fragezeichen soll sagen: Nichts Genaues weiß man nicht!«

»Du meinst, er wüßte nicht, wann der Zug fährt?«

»Gibt's eine andere Deutung?«

»Ich werd' wahnsinnig.«

»Aber, bitte, in aller Ruhe.«

Nach gut einer halben Stunde war auch Miriam davon überzeugt, daß Harald richtig kombiniert hatte. Denn mit der Zeit füllte sich der Bahnsteig, und es wurde offensichtlich, daß die Spanier grundsätzlich mit einer unpünktlichen Ankunft des Zuges rechneten.

Wulf war begeistert. »Nicht der Fahrplan, sondern das Temperament entscheidet darüber, wann man zum Bahnhof geht«, sagte er.

Harald wiegte den Kopf. »Mir scheint es mehr eine Frage des Charakters zu sein – Unwissende ausgenommen. Die sind pünktlich. Nach ihnen kommen die Übervorsichtigen, dann die Vorsichtigen, schließlich die Leichtsinnigen und zu guter Letzt so Typen wie du.«

Wulf wollte ihm schon recht geben, als er stutzte und empört fragte: »Hast du gesagt, wie *ich*?«

»Na ja. Zählst du etwa nicht zu den Überleichtsinnigen?«

Die Blödelei war wieder in vollem Gange. Und sie hielt an,

bis sich die vier gegen Mitternacht auf dem Deck des nach Mallorca fahrenden Dampfers todmüde in ihren Liegestühlen ausstreckten.

Wulf wickelte Miriam in eine Wolldecke und wies über das Meer, das im Licht des hochstehenden Mondes silbern glänzte. »Ist das nicht herrlich?«

»Unbeschreiblich«, erwiderte sie. »Schade, daß man es nicht malen kann. Es würde eine Künstler-Kitschpostkarte werden.«

Er nickte. »Verstehst du jetzt, daß ich auch damals ...?«

Sie legte ihren Zeigefinger auf den Mund. »Pst!«

Er verzichtete darauf, seinen Satz zu beenden. Wozu, sagte er sich. Ich verderbe die Stimmung, wenn ich jetzt darauf aufmerksam mache, daß wir, fast ohne Geldmittel, im gleichen Speisesaal saßen, in dem ich damals gesessen habe.

Miriam, Peggy und Harald wußten nicht, wohin sie schauen sollten, als das Schiff am nächsten Morgen in den Hafen von Palma einlief. Und Wulf genoß es, ihnen dieses und jenes zeigen und erklären zu können.

»Da drüben, das ist die Kathedrale. Und dort«, er wies zu einem Berg hinüber, »das ist das Castillo de Bellver. Und jetzt könnt ihr schon das ›Impledo‹ sehen. Dahinten, das helle Hotel mit der Terrasse am Wasser.«

Sie gerieten in eine ausgelassene Stimmung, die auch der Strom sich drückender und stoßender Urlauber nicht dämpfen konnte, in dem sie durch die Zollabfertigung wanderten. Allen voran Wulf, der nicht schnell genug vorwärts kommen konnte, da er schon vom Schiff aus den alten amerikanischen Wagen des Hotels »Impledo« entdeckt hatte und befürchtete, andere Gäste könnten ihm zuvorkommen. Keine unnötige Minute sollte mehr verstreichen. Er brannte darauf, zu erfahren, wie der Portier die Möglichkeit des Verkaufs der Fotoapparate beurteilte.

Der Fahrer des Hotelwagens strahlte, als Wulf auf ihn zuging. »Buenos dias, Señor«, begrüßte er ihn überschwenglich. »Cómo está Usted?«

»Muy bien«, erwiderte Wulf voller Stolz und klopfte ihm leutselig auf die Schulter. »Y Usted?«

Der Fahrer übernahm den Koffer und ließ die freie Hand kreisen. »Mucho calor – viel heiß!«

Harald wandte sich an Miriam und Peggy. »Habt ihr's ge-

hört? Unser Graf spricht perfekt auswärts.«

Wulf drehte sich voller Stolz um. »Kleine Fische. Aber jetzt her mit dem Gepäck. Und dann ab dafür.«

Als der Wagen vor dem Hotel hielt, stürzte ihnen der rundliche Portier entgegen. Seine kugeligen Augen glänzten. »Ich mich sehr freue, Sie wieder zu begrüßen«, sagte er und klopfte Wulf auf die Schulter. Dabei warf er Miriam und Peggy einen bedeutungsvollen Blick zu. »Señor Wesener ist ein gut amigo mio.«

So hab' ich ihn mir vorgestellt, dachte Miriam.

Harald stieß sie an und flüsterte: »Ganz schön schon, wie?«

Sie nickte.

Der Portier dämpfte seine Stimme. »Señor Wesener und ich hab gemacht gute Geschäfte. Und wir wieder werden machen ein gut Geschäft.«

Gott sei Dank, dachte Wulf erleichtert. Die Sache klappt.

»Alles ist vorbereitet«, wandte sich der Portier an ihn. »Heute mittag wird kommen Alfonso. Ich sofort mit ihm gesprochen, als ich erhielt Ihren Brief. Alfonso sagt ...«

»Ich glaube, das Telefon hat geklingelt«, unterbrach ihn Harald.

Der Spanier sah ihn groß an. »Das Telefon?«

»Vielleicht war's auch die Hauskatze.«

Die Augen des Spaniers weiteten sich. »Oh, pardon«, sagte er und wandte sich um. »Ich versteh'. Darf ich bitten.«

»Idiot«, zischte Peggy. »Wie kannst du ihn so vor den Kopf stoßen. Er ist doch der Mann, der den Verkauf der Apparate vermittelt.«

»Was du nicht sagst.«

»Wenn jetzt etwas schiefgeht, trägst du die Schuld.«

»Wie du mich kennst, werde ich es mit Würde tragen.«

Der Portier hatte ihnen zwei Doppelzimmer mit Blick auf den Hafen reserviert, die so freundlich waren, daß selbst der immer

zynische und sarkastische Harald nicht umhinkonnte, sich lobend zu äußern.

»Alle Achtung!« sagte er. »Das habe ich nicht erwartet. Ich hätte auch nicht geglaubt, daß die Spanier so sauber sind. Das Hotel ist übrigens erstaunlich gut angelegt. Wenn man bedenkt ...«

»Verschon mich mit architektonischen Vorträgen«, unterbrach ihn Wulf gereizt. »Beeil dich lieber. Ich hab' einen Mordshunger und möchte frühstücken. Vorher werde ich aber wohl in Ordnung bringen müssen, was du verbogen hast. Woher nimmst du dir eigentlich das Recht, den Portier so zu brüskieren. Wir sind schließlich auf ihn angewiesen.«

»Und du meinst, daß ich mir deshalb plumpe Vertraulichkeiten gefallen lassen muß? Für mich ist dein Herr Portier kein Spanier, sondern ein Spaniake.«

»Der ein gut Teil dazu beiträgt, daß du hier wohnen kannst.«

»Leider. So gesehen, möchte ich in diesem Augenblick in meiner Münchener Bude hocken.«

Wulf nahm seine und Haralds Kamera. »Ich geh' vor.«

»Nichts dagegen einzuwenden.«

Wulf trat auf den Korridor und klopfte an der Tür des nächsten Zimmers. »Darf man reinkommen?«

»Moment«, rief Miriam.

»Stell dich doch nicht so an«, hörte er Peggy sagen.

Miriam schlüpfte in einen Morgenrock und öffnete die Tür.

Peggy stand vor einem Spiegel und ordnete ihr Haar.

»Ich wollte nur schnell die Apparate holen«, sagte er. »Gefällt euch das Zimmer?«

»Und wie!«

Er ging auf einen Tisch zu, auf dem die Exakta und die Rolleiflex lagen. »Macht schnell und kommt auf die Terrasse. Ich sterbe vor Hunger.«

»Du willst mit vier Kameras hinuntergehen?« fragte Miriam ungläubig.

Wulf grinste. »Du scheinst immer noch nicht gemerkt zu haben, daß wir in Spanien sind. Beeilt euch. Ich geh' schon vor.«

Als er sich der Empfangsloge näherte, blickte ihm der Portier mürrisch entgegen.

Da haben wir den Salat, fluchte Wulf insgeheim.

Der rundliche Spanier wies auf den hinter der Empfangsloge gelegenen Raum. Dort schaltete er die auf dem Tisch stehende grüne Bürolampe an. »Bitte«, sagte er förmlich. Seine Stimme klang lustlos. Er machte einen verbissenen Eindruck.

Ich muß ihn umstimmen, dachte Wulf und klopfte ihm auf den Rücken. »Amigo, was ist los mit Ihnen?«

Der Portier zuckte die Achseln.

Wulf ergriff ihn bei den Schultern. »Mir können Sie nichts vormachen; dafür kennen wir uns zu gut. Was bedrückt Sie?«

»Wir besser sprechen von Geschäft.«

»Eins nach dem anderen. Zunächst will ich wissen, warum Sie so verändert sind.«

»Sie nicht wissen?«

»Nein.«

»Ihr Freund hat mich beleidigt. Ich weiß, ich bin nur Portier. Aber auch stolzer Spanier!«

Wulf zwang sich zu lachen. »Sie meinen, weil er vorhin ...« Er rang die Hände. »Meinen Freund dürfen Sie nicht ernst nehmen! Wenn Sie ihn kennen würden, wüßten Sie, daß er nur dummes Zeug redet.« Er dämpfte die Stimme und fuhr, vertraulicher werdend, fort: »Unter uns: Mein Freund merkt nicht, wie blöd er ist. Über ihn machen sich schon alle lustig.«

Das Gesicht des Portiers glättete sich. »Wirklich?«

Wulf nickte. »Sagen Sie ihm aber nicht, daß Sie Bescheid wissen.«

Der Spanier strahlte und klopfte Wulf auf die Schulter. »Sie ein gut amigo. Wir werden machen Geschäft. Alfonso wird kommen in zwei Stunden.«

Wulf legte die vier Fotoapparate auf den Tisch. »Hoffentlich bringt er genug Geld mit. Das sind die besten Kameras, die es in Deutschland gibt.«

»Ich ihm schon gesagt. Sie mir wieder geben Provision?«

»Selbstverständlich.«

»Tausend Pesetas pro Kamera?«

Wulf sah ihn vorwurfsvoll an. »Aber amigo! Das ist völlig unmöglich. Wir haben am Wagen einen Schaden, der unsere Kalkulation restlos über den Haufen geworfen hat. Abgesehen davon möchte ich Sie diesmal am Preis interessieren. Ich biete fünf Prozent. Einverstanden?«

Der Portier zögerte.

Wulf hielt ihm die Hand hin. »Schlagen Sie ein.«

»Gut. Aber nur, weil Sie sind ein amigo mio.«

Als Wulf gegen Mittag in die Empfangshalle trat, sah er, daß ein hagerer Herr, der eine geschlossene Sonnenbrille trug, das Hotel verließ und in ein Taxi einstieg.

Zum Teufel, dachte er. Das ist doch der Kerl, der auf der Terrasse saß, als ich die Kamera verkaufte. Und er war es auch, der mir mit dem Sportwagen den Weg verstellte.

Sofort suchte er den Portier auf. »Wer war das?«

»Wen Sie meinen?«

»Den Herrn mit der Sonnenbrille.«

»Ach den! Sie ihn kennen?«

Er will Zeit gewinnen, dachte Wulf. »Nein«, antwortete er.

»Wer er ist, ich nicht genau weiß«, sagte der Portier. »Er öfter schon gekommen und gefragt nach ein Señor Marinelli. Mir er kommt vor etwas merkwürdig. Er spricht spanisch, ich aber glaube, er ist Italiener. Warum Sie wollen wissen?«

Geschickt gelogen, dachte Wulf. Er war der festen Überzeugung, daß sich der Sonnenbebrillte die Fotoapparate angesehen hatte. »Ich weiß selbst nicht, warum ich es wissen wollte«, log er. »Wahrscheinlich, weil der Herr so interessant aussieht. Ist

Alfonso noch nicht da?«

»Er jeden Momento muß kommen.«

Tatsächlich erschien der Spanier schon wenige Minuten später, und Wulf nahm an, daß ihm der Herr mit der Sonnenbrille den äußersten Preis genannt hatte.

Die Begrüßung verlief in der üblichen Form. Man klopfte sich auf die Schultern und rief: »Hombre, qué tal? – Mensch, wie geht es?« Und man antwortete strahlend: »Muy bien! Y Usted?«

Alfonso sprudelte über vor Herzlichkeit, wurde aber nüchtern und zurückhaltend, als sich das Gespräch dem Geschäft zuwandte.

Wulf war erschrocken, als ihm der Preis genannt wurde. Gewiß, er war nicht schlecht. Nach Abzug der zu zahlenden Provision, der Reparaturkosten für den Wagen und der von Miriam für die Rückreise geforderten Reserve verblieben für den Aufenthalt auf Mallorca jedoch nur 1000 Pesetas.

»Bei vier Personen reichen die gerade für zwei Tage«, sagte er. »Unsere Reise hat sich dann überhaupt nicht gelohnt. Ihr Freund muß zumindest noch zweitausend Pesetas drauflegen.«

Der Portier übersetzte es, Alfonso aber blieb eisern.

Wulf fuhr sich durch die Haare.

»Warum ärgern«, sagte der Portier. »Alfonso zahlt bar. Sie nehmen Geld, und was noch fehlt für Aufenthalt, Sie sich verdienen mit Transport von Alcudia nach Palma. Sie verstehen?«

Wulf wehrte ab. »Das kann ich diesmal nicht machen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich versprochen habe ...« Er machte eine Bewegung, als wollte er sagen: Wozu darüber reden.

»Was Sie haben versprochen?«

»Nicht nochmals einen Zigarettentransport zu übernehmen.«

»Wem Sie haben versprochen?«

»Meiner Freundin.«

»Sie hat Angst?«

»Unter anderem.«

»Aber sie will sein auf Mallorca und gut wohnen und essen und trinken? Ohne Geschäft, auf der ganzen Welt das nicht geht!«

»Da haben Sie recht. Aber was soll ich machen? Ich hab's versprochen. Leider.«

»Dann müssen Sie reden mit ihr und rückgängig machen.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Es wäre sinnlos. Sie würde es niemals zulassen.«

»Bueno. Dann Sie es müssen machen andersherum. Heimlich.«

Wulf lachte. »Sie haben gut reden.«

»Ich es meine ernst«, betonte der Portier.

»Das glaub' ich Ihnen gerne. Aber selbst, wenn ich mein Versprechen brechen wollte, ich könnte es nicht, weil ich dann zumindest einen ganzen Nachmittag fort sein müßte. Das würden meine Freunde doch merken!«

Der Portier blickte nachdenklich vor sich hin. »Niemand das merkt«, sagte er nach einer Weile.

»Wieso nicht?«

»Gut aufpassen! Sie jetzt verkaufen die vier Kameras, sagen aber zu Ihren Freunden, Sie hätten verkaufen können nur zwei. Vorerst. Morgen, vielleicht übermorgen, die anderen. Dann ich komme morgen oder andere Tag und sage: Señor Wesener, Sie sofort müssen fahren mit Alfonso nach Pollensa. Dort Sie können verkaufen dritte Apparat. Und wieder andere Tag ich sage: Jetzt Sie müssen fahren nach Soller. Dort Sie können verkaufen vierte Kamera. Sie mich verstehen?«

»Auf den Kopf scheinen Sie nicht gefallen zu sein. Aber Sie haben recht. Ich könnte auf diese Weise an zwei Nachmittagen fahren, ohne das es auffällt.«

»Werden Sie machen das Geschäft?«

Wulf zögerte. »Was würde ich für vier Fahrten bekommen?«

»Sechstausend Pesetas. Bedenken Sie: für zwei Nachmittage! Nicht lange überlegen. Sie und Ihre Freunde dann können bleiben auf Mallorca vierzehn Tage.«

Weiß Gott, dachte Wulf. Zwei Tage oder zwei Wochen – das ist die Frage! Der Preis: ein gebrochenes Wort. Aber würde ich es aus Bequemlichkeit brechen? Und für mich? Ich tu's ja auch für die anderen. Und nicht zuletzt für Miriam, die sich wie ein Kind darauf freut, im Hafen und in den alten Gassen malen zu können. Mir selbst lade ich nur etwas auf.

Der Portier sah ihn erwartungsvoll an. »Werden Sie machen das Geschäft?«

Wulf gab sich einen Stoß. »Ja. Alfonso soll auszahlen. Cash down on the table! Kann ich einen Teil des Geldes bei Ihnen deponieren?«

»Si claro.«

»Und die Fahrten arrangieren Sie!«

»Natürlich.« Die feisten Wangen des Portiers glänzten. »Sie sich können verlassen auf mich.«

Zwei Tage später stürzte der Portier aufgeregt an den Strand des Hotels, wo Miriam, Peggy, Wulf und Harald in der Sonne lagen. Mit unnachahmlichem Bedauern in der Stimme beteuerte er, daß es ihm außerordentlich leid tue, Señor Wesener bitten zu müssen, sofort mit Alfonso nach Puerto de Pollensa zu fahren.

Wulf stellte sich ungehalten.

»Ausgerechnet jetzt?«

Der Spanier nickte. »Wenn Sie wollen verkaufen ...«

»Hau ab!« sagte Harald an Wulf gewandt und drehte sich auf den Bauch.

»Du hast gut reden«, erwiderte Wulf, den Verstimmten mimmend. »Während ihr faulenz, soll ich durch die Hitze fahren.«

Er hatte es kaum gesagt, da machte Peggy einen Vorschlag, der ihm den Atem raubte. »Ich hab' eine Idee«, rief sie. »Wir

begleiten Wulf. Er ist dann nicht allein, und wir lernen die Insel kennen.«

Miriam sprang auf. »Großartig!«

Auch Harald erhob sich. »Es ist immer wieder erstaunlich, wie scharf blinde Hühner manchmal sehen können.« Er begann, seine Sachen einzusammeln.

Doch der Portier, dem Wulf einen verzweifelten Blick zuwarf, hob abwehrend die Hände.

»Oh, wie mir das tut leid«, lamentierte er. »Aber das nicht geht.«

»Warum nicht?« fragte Miriam verwundert.

»Weil Alfonso, mit dem Señor Wesener soll fahren, nur hat ein klein spanisches ›coche‹ für zwei Personen. Das ist die winzig Wagen mit Vespa-Räder. Sie vielleicht schon haben gesehen.«

Harald ließ sich wieder zu Boden sinken. »Herzliches Beileid, Schnaps. Ich hab' mir einen von diesen Elendskästen angesehen. Der Motor wird mit der Hand angeworfen, und der Rückwärtsgang fehlt. Du wirst also einige Male schieben müssen.«

»Das macht mir nichts aus«, erwiderte er scheinheilig. »Ich finde es nur schade, daß ihr nicht mitfahren könnt. Eine Landpartie wäre bestimmt 'ne nette Sache gewesen.«

»Noch ist nicht aller Tage Mittag«, antwortete Harald. »Sieh zu, daß du einen guten Preis erzielst. Vielleicht können wir uns dann ein Taxi leisten.«

Wulf warf sein Badetuch über die Schulter. »An mir soll's nicht liegen.«

Miriam reichte ihm die Hand. »Ich halt dir den Daumen. Und komm bald wieder.«

Er versprach es, kehrte aber erst am Abend zurück. Wenn er auch einen recht zufriedenen Eindruck machte und angab, für die dritte Kamera einen guten Preis erzielt zu haben, so sah er doch sehr abgespannt aus.

»Fühlst du dich nicht gut?« fragte ihn Miriam.

»Doch, doch«, erwiderte er. »Es war nur sehr anstrengend. Bei der Hitze sind hundertzwanzig Kilometer kein Pappenstiel. Zumal die Straßen nicht gerade die besten sind.«

»Hundertzwanzig Kilometer?« fragte sie erstaunt. »Das kann doch nicht stimmen. Ich hab' mir vorhin die Karte angesehen. Nach Pollensa sind es dreißig Kilometer – hin und zurück also nur sechzig.«

Wulf fühlte, daß ihm das Blut in den Kopf stieg. Er hätte sich ohrfeigen mögen. Doch dann hatte er sich gefangen. »Du bist die reinste Detektivin«, sagte er lachend. »Aber Scherz beiseite: Was glaubst du, warum ich so spät zurückgekommen bin?«

Sie sah ihn fragend an.

»Weil es in Pollensa nicht geklappt hat. Da saß ein Amerikaner, der weniger zahlen wollte, als die Leica in Deutschland kostet. ›Die Apparat sein gebraucht‹, behauptete er frech. Wir sind daraufhin nach Inca und von dort aus – wohlverstanden, zurück über Palma – nach Soller gefahren, wo ich das Ding schließlich los wurde.«

»Bitte, entschuldige«, sagte sie.

Er umarmte sie. »Da gibt's doch nichts zu entschuldigen. Ich wollte nur, ich wäre auch die Rolleiflex schon los.«

»Und ich wünschte, ich könnte dir dabei helfen.«

»Vielleicht klappt es übermorgen.«

Dieser Satz ließ Miriam zwei Tage später stutzig werden. Wulf war erneut fortgefahren. Nach Cala San Vincente, wie der Portier gesagt hatte, als er Wulf zum zweiten Mal vom Strand holte.

Merkwürdig, dachte sie plötzlich. Vor zwei Tagen sagte Wulf: Vielleicht klappt es übermorgen. Er wußte also, daß er heute ... Warum dann aber sein Erstaunen, als der Portier ihn verständigte? Und warum erneut sein eigenartiges, sonst nie bei ihm erlebtes Sträuben?

Je länger sie darüber nachdachte, um so mehr kam sie zu der Überzeugung, daß etwas nicht in Ordnung sei. Ein entsetzlicher Verdacht drängte sich ihr auf, der sich noch verdichtete, als sie sich daran erinnerte, daß Wulf bei dem Gespräch über die zurückgelegten Kilometer rot geworden war.

Er hat sein Wort gebrochen, dachte sie verzweifelt. Er hat sein Wort gebrochen!

Aber wie überzeugt sie auch war, sie wollte es nicht glauben, wollte es nicht wahrhaben. Sie klammerte sich an die Hoffnung, sich zu täuschen, bis sie sich sagte: Ich muß mir Klarheit verschaffen. Ohne lange zu überlegen, ergriff sie ihre Badeutensilien und rannte davon.

Peggy schüttelte den Kopf. »Was ist denn mit dir los?«

Miriam lief weiter, ohne sich umzudrehen.

Dürfte ein kleiner Sonnenstich sein, dachte Peggy, wälzte sich auf die Seite und schaute zu einigen Spaniern hinüber, die gelangweilt Kreise in den Sand malten. Wenn ich jetzt ins Wasser gehe, werden die Kerle mir folgen, überlegte sie, nahm ihre Badekappe und erhob sich.

Harald, der kurz zuvor in das Hotel gegangen war, um sich Streichhölzer zu holen, kam Miriam entgegen. Er erkannte augenblicklich, daß mit ihr etwas nicht stimmte. »Wohin?« fragte er und breitete die Arme aus.

Ihre Augen blickten gehetzt. »Laß mich«, bat sie.

»Hoppla«, sagte er. »Das sieht ja schlimmer aus, als ich dachte. Krach mit Peggy?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich möchte allein sein.«

»Warum?«

»Das ist meine Sache.«

»Aber Miriam.«

Sie versuchte, seinen Arm zur Seite zu schieben. »Mir ist es zu heiß hier. Ich muß etwas laufen.«

»In Ordnung. Dann begleite ich dich.«

»Nein«, sagte sie bestimmt. »Ich hab' dir gesagt, daß ich

allein sein möchte.«

»Oh, Verzeihung«, erwiderte er pikiert und gab den Weg frei.
»Reisende soll man nicht halten.«

Miriam rannte davon.

Harald blickte hinter ihr her und dachte: So energisch hab' ich sie noch nicht erlebt. Was mag sie haben? Es muß mit Wulf zusammenhängen. Zum Teufel, sollte der wieder ...? Das wäre das Ende.

Als Miriam das Hotel verließ, fragte sie sich immer wieder: Hab' ich das Recht, Wulf zu kontrollieren? Darf ich ihm Vorschriften darüber machen, was er zu tun und zu lassen hat? Sie wußte es selbst nicht mehr und wäre am liebsten davongelaufen – irgendwohin, in die Berge oder am Meer entlang. Aber sie ging den einmal eingeschlagenen Weg nach Palma weiter. Bis sie vor dem Hotel »Comercio« stand und wie suchend um sich blickte.

Es ist alles, wie Wulf es beschrieben hat, dachte sie. Das Hotel, vor dem er das Schmuggelfahrzeug abzustellen hatte, und die kleine Bar, in der er einen Espresso trank, während der Wagen abgeholt und wiedergebracht wurde.

Bedrückt nahm sie an einem der im Freien stehenden Tische Platz.

Ein Kellner trat an sie heran und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

Sie bat um ein Glas Wermut und versuchte sich zu zwingen, an andere Dinge zu denken.

Als sie etwa eine halbe Stunde gewartet hatte, sah sie, daß ein großer amerikanischer Wagen auf der gegenüberliegenden Seite der Straße abgestellt wurde. Am Steuer saß Wulf.

Sekundenlang mußte Miriam die Augen schließen. Sie fühlte, daß ihre Hände zitterten.

Als sie die Augen wieder öffnete, schlenderte Wulf in aller Seelenruhe über den Fahrdamm. Er machte einen beschwingten und zufriedenen Eindruck. Man hätte annehmen können, er sei

der Sohn eines Multimillionärs, der sorglos durch die Welt streift. Doch dann stutzte er und starrte entgeistert zu Miriam herüber.

Bleib ruhig, beschwor sie sich.

Wulf eilte auf sie zu. »Du hier?«

Es war ihr nicht möglich, etwas zu erwidern.

Seine Lider wurden zu Schlitzern. »Was machst du hier?«

Miriam wich seinem Blick nicht aus. »Ich wollte sehen, ob du hierherkommst. Und wie du dann aussiehst. Und was du sagst, wollte ich auch wissen.«

Er schob seinen Stuhl zur Seite und setzte sich. »Du hast mir also nachspionierte.«

»So kann man es nennen.«

»Und denkst, daß ich nun wie ein Hündchen winsele?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann man von einem Wortbrüchigen kaum erwarten.«

»Jetzt kommst du dir aber wichtig vor, wie?« Er lachte gepreßt. »Moralpredigerin und Detektivin dazu!«

Miriam war anzusehen, daß sie sich beherrschen mußte. »Wulf, ich verstehe dich nicht mehr«, fuhr sie, ruhiger werdend, fort. »Warum hast du das getan? Mußtest du unbedingt alles zerstören? Es war doch so himmlisch, und jetzt ...«

»Was ist jetzt?« brauste er auf. »Was hab' ich zerstört? Was hab' ich getan? Gesorgt hab' ich für uns! Das durch den Getriebeschaden entstandene Minus wollte ich ausgleichen. Ich hätte bestimmt nicht wieder gekümmelt, wenn ich für die Kameras den Preis erzielt hätte, den wir erwarteten. Ich erhielt ihn aber nicht. Wir hätten sofort wieder abfahren müssen. Da hab' ich mir gesagt: Versprechen hin – Versprechen her. Mach vier Fahrten und halt die Schnauze. Dann hängt der Haussegen nicht schief, und die Kasse ist für zwei Wochen gefüllt. So, jetzt weißt du Bescheid und kannst darüber nachdenken, wer hier aufbaut und wer zerstört – du oder ich?«

»Du verstehst es, einen ins Unrecht zu setzen«, entgegnete

Miriam. »Fehlt nur noch, daß ich mich entschuldigen soll.«

»Hab ich das verlangt? Ich hab' das alles nur gesagt, damit du begreifst, warum ich ... Aber du kannst mich ja nicht verstehen. Bist ja kein Mensch, sondern ein höheres Wesen.«

»Red jetzt keinen Unsinn. Ich bemühe mich, dich zu verstehen, und sollte es mir nicht gelingen«, sie berührte seine Hand, »dann werde ich dennoch die Angelegenheit vergessen und nicht mehr darüber sprechen, wenn du mir dein Wort gibst, dich nie wieder auf irgendwelche krumme Dinge einzulassen. Weder auf den Verkauf von Fotoapparaten – du siehst ja, wohin das führt – noch auf Kümmelfahrten oder dergleichen.«

»Erstaunlich«, erwiderte er.

Sie sah ihn fragend an.

»Ich meine, wie großzügig du bist. Aber du wirst schon deine Gründe haben.«

»Die hab' ich auch.«

»Darf man sie erfahren?«

»Von persönlicher Schwachheit und einem Schuß Egoismus abgesehen, verleitete dich der Wunsch, uns schöne Ferien zu bereiten, dein Wort zu brechen und die bewußten Fahrten wiederaufzunehmen. Bei mir liegen die Dinge nun ähnlich. Schwachheit, ein Schuß Egoismus und der Wunsch, unsere Ferien nicht mit einem Paukenschlag zu beenden, verleiten mich, dir zu verzeihen. Allerdings nur unter der Bedingung, die ich nannte.«

Wulf ergriff Miriams Hand. »Gut, ich werde dir heute abend mein Wort geben. Und ich werde es nicht wieder brechen.«

Sie entzog ihm die Hand. »Heute abend?«

»Ja.«

»Was soll das heißen?«

Er machte eine hilflose Geste. »Verstehst du denn nicht? Sobald ich die heutige Fahrt beendet habe, gebe ich dir mein Wort. Jetzt kann ich es nicht geben. Ich muß doch noch einmal fahren.«

Miriam sah ihn entgeistert an. »Nach allem, was ich dir sagte, willst du ...«

»Was soll ich denn machen?« unterbrach er sie. »Ich kann unmöglich mittendrin aufhören und den Wagen stehenlassen, wo er steht.«

»Wenn du das nicht kannst«, antwortete sie bestimmt, »dann werde ich die Konsequenzen ziehen.«

»Hör auf mit deinen ewigen Drohungen«, erboste er sich.

»Das ist keine Drohung. Und damit kein Zweifel besteht, erkläre ich mit Nachdruck: Solltest du noch eine einzige der zur Debatte stehenden Fahrten machen, dann verlasse ich die Insel.«

»Dann lauf nur zu und pack die Koffer!«

Miriam glaubte nicht richtig zu hören. »Ist das dein letztes Wort?«

»Mein allerletztes, wenn du glaubst, mich verrückt machen zu können.« Er winkte den Kellner herbei, zahlte und stand auf.

Auch Miriam erhob sich.

Wulf warf ihr einen verächtlichen Blick zu. »Weißt du, was mir der Portier sagte, als ich ihm bedeutete, daß du von Kümmelfahrten nichts wissen willst? ›Aber Ihre Freundin will sein auf Mallorca und gut wohnen und essen und trinken? Ohne Geschäft, auf der ganzen Welt das nicht geht!«

Ihr verschlug es die Stimme. Das ist nicht mehr Wulf, dachte sie aufgebracht. Das ist ein anderer. Wenn ich jetzt nicht eisern bleibe, ist es aus mit ihm. Für ihn haben sich die Grenzen schon viel zu sehr verschoben.

Als Wulf gegen sechs Uhr in das »Impledo« zurückkehrte, saß Harald in der Empfangshalle. Schon von weitem war ihm anzusehen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

Aha, dachte Wulf. Miriam hat sich an den Professor gewandt, der nun das dringende Bedürfnis verspürt, mir die Leviten zu lesen. Er soll sich aber täuschen.

Harald klopfte seine Pfeife aus und erhob sich. »Ich muß dich sprechen«, sagte er. »Gehen wir nach draußen!«

»Warum? Ich find' es hier ganz gemütlich.« Er ließ sich in einen Sessel fallen und wandte sich an einen Pagen, der gerade vorbeiging. »Un aperitivo!«

»Na schön«, erwiderte Harald und setzte sich.

Wulf feixte. »Geht es um meine Kümmelfahrten?«

»Um Miriam.«

»Gardez!« antwortete Wulf, wie aus der Pistole geschossen.

»Soll heißen: Hüte *deine* und nicht meine Dame!«

Harald sah ihn unwillig an. »Da wir schon beim Schach sind: Wie nennt man einen Spieler, der Figuren sinnlos opfert?«

»Einen Idioten.«

»Dann gestatte, daß ich dich fürderhin so nenne.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Miriam hat ihren Koffer gepackt und wird Mallorca noch heute verlassen.«

»Und das glaubst du?«

»Ja.«

Wulf schlug sich auf den Schenkel. »Jetzt will ich dir mal

was sagen: Reden wir morgen weiter. Dann weißt du, daß Miriam nicht abgereist ist und daß sich jedes Gespräch über dieses Thema erübrigt.«

»Meinst du?«

»Darauf gebe ich dir Brief und Siegel.«

Harald schüttelte den Kopf. »Wie kann man nur so blind sein!« Er beugte sich vor. »Schnaps, du bist dir allem Anschein nach nicht im klaren darüber, was du angerichtet hast! Tausend gegen eine Mark, daß Miriam noch heute die Insel verläßt!«

Wulf stutzte. »Ist das dein Ernst?«

Harald nickte. »Nach allem, was vorgefallen ist, kann Miriam gar nicht anders handeln. Aber darüber wollte ich nicht mit dir reden. Ich möchte dich lediglich bitten, nun keine Szene zu machen, sondern schön ruhig zu bleiben, die Hotelrechnung zu regulieren und deine Sachen zu packen. Unser Schiff geht in zwei Stunden, du hast also noch Zeit.«

Wulf sah aus, als platze ihm der Schädel. »Spinnst du jetzt, oder bist du krank?«

»Leider kann ich mit beidem nicht dienen. Mir wäre wohler, wenn ich es könnte.«

»Hör mit deiner blöden Quatscherei auf«, erregte sich Wulf. »Sag lieber, worauf du hinauswillst.«

»Worauf ich hinauswill?«

»Stell dich nicht so an. Oder bildest du dir ein, ich könnte dein Spiel nicht durchschauen? Die Drohung mit der Abreise ist doch nichts anderes als ein Schuß vor den Bug, mit dem du mich erschrecken willst.«

Harald dämpfte seine Stimme. »Wulf, in deinem ureigensten Interesse muß ich dich bitten, mir zu glauben, daß ich keinen Schreckschuß abgefeuert habe. Begreifst du denn immer noch nicht, daß du die Brücke eingerissen hast, die Miriam dir baute? Selbst wenn sie bleiben möchte, sie *muß* jetzt abreisen.«

»In drei Teufels Namen: dann soll sie es tun!«

Harald sah ihn entgeistert an. »Soll das heißen, daß du es

fertig brächtest, Miriam allein fahren zu lassen?«

»Ja! Oder bildest du dir ein, daß ich mich kommandieren lasse?«

Er wies zur Treppe, auf der Miriam und Peggy erschienen. »Gut, daß die beiden kommen. Da kann ich Miriam gleich meinen Standpunkt klarmachen.«

Harald erhob sich. »Mach, was du willst. Das eine aber sage ich dir: Bei der geringsten Grobheit knall' ich dir coram publico eine in die Schnauze.«

Miriam machte einen verstörten Eindruck, während Peggy einer lodernden Flamme glich.

»Was sagst du zu dem Affentheater?« empörte sie sich, noch bevor sie Wulf erreichte: »Miriam will abfahren, Harald spielt den Führer, und wir sollen folgen.«

»Du hältst jetzt deinen Mund«, sagte Harald betont ruhig.

»Ich denk' gar nicht daran«, brauste sie auf. »Die Sache betrifft mich schließlich genauso wie dich.« Sie sah Wulf an. »Läßt du dich etwa dafür bestrafen, daß du dich bemüht hast, unsere Kasse aufzubügeln?«

Er grinste. »Seh' ich so aus?«

»Bravo!«

Harald trat an Peggy heran. »Ich hab' dich gebeten zu schweigen!«

»Phhh!« machte sie und ließ sich in einen Sessel fallen.

»Komm, nimm Platz«, wandte sich Harald an Miriam. »Wulf weiß Bescheid und wird alles in Ruhe regeln.«

Wulf lehnte sich zurück. »Einverstanden. Nobel geht die Welt zugrunde.« Er blickte zu Miriam hinüber, die ungemein blaß aussah. Sie tat ihm plötzlich leid, und er hätte sie am liebsten um Entschuldigung gebeten, brachte es aber nicht fertig. »Du bestehst also darauf, noch heute abzureisen?«

»Ja.« Ihre Stimme gab dem Wort etwas Unumstößliches.

»Gut. Und wohin willst du fahren?«

»Nach Gerona. Ich möchte dich bitten, mir den Erlös einer

Kamera zur Verfügung zu stellen, damit ich in Gerona auf euch warten kann.«

»Aber Miriam«, mischte sich Harald ein. »Ich habe dir doch gesagt, daß das nicht in Frage kommt. Wir begleiten dich!«

Wulf lachte. »Typischer Fall von Rechnung ohne den Wirt. Ich denke nämlich nicht daran, mich zwingen zu lassen. Wenn ihr eure Moneten haben wollt – bitte, ihr könnt sie haben. Ich bleibe aber hier, solange es mir paßt.«

Haralds Lippen wurden farblos. »Das ist nicht dein Ernst.«

»Du wirst es erleben.«

»Und ich bleibe ebenfalls hier«, trumpfte Peggy auf. »Zwei gegen zwei. Jetzt wollen wir mal sehen, wer stärker ist.« Sie wandte sich an Wulf. »Du hast vollkommen recht! Wie kommen wir dazu, uns vorschreiben zu lassen, was wir zu tun haben. Ausgerechnet wir. Ich hab' die Kameras besorgt, du hast sie verkauft.«

Haralds Backenknochen traten hervor. »Genug«, sagte er. »Ich konnte nicht ahnen, daß kameradschaftliche Selbstverständlichkeiten für euch einen Zwang darstellen. Aber wohlan: Wenn es so ist, kann ich euch nicht helfen. Aber niemand wird mich dann davon abhalten können, einen Trennungsstrich zwischen euch und mir zu ziehen.«

Peggy war rot vor Erregung. »Laß dich nicht verrückt machen«, redete sie auf Wulf ein. »Harald blufft nur. Er will dich kleinkriegen. Und warum? Weil du wendiger bist als er. Weil du gute Anzüge trägst, während er in Bluejeans herumläuft. Weil du ...«

»Halt die Klappe!« fuhr Wulf sie an. »Ich weiß selber, was ich zu tun und zu lassen habe.«

Peggy war außer sich.

Harald hingegen dachte erleichtert: Er fängt sich. Ich hab' mich nicht getäuscht. Mir hätte es einen Knacks gegeben, wenn Wulf ... Bei Peggy ist das etwas anderes. Über sie brauche ich mich nicht zu wundern, höchstens über mich. Schon längst

hätte ich Schluß machen müssen.

Wulf sah Miriam an. Vielleicht gibt sie jetzt nach, überlegte er und fragte: »Merkst du, was du angerichtet hast?«

Sie blickte zu Boden. »Es ist nicht meine Schuld.«

»Darüber wollen wir nicht streiten. Zum letztenmal: Bleibst du, oder reist du ab?«

»Ich habe es bereits gesagt.«

Dann gebe ich auch nicht nach, schwor er sich.

Peggy warf Wulf einen flehenden Blick zu.

Er schaute zu Harald hinüber. Wenn bei Miriam nichts mehr zu erreichen ist, muß ich ihn in die Knie zwingen. »Und du?« fragte er.

Sollte ich mich doch getäuscht haben, dachte Harald bestürzt. Er erhob sich und wollte Wulf die Hände auf die Schulter legen. Der stieß ihn zurück. »Mach keine Faxen, sondern entscheide dich!«

Harald gab es auf. »Du kennst meine Entscheidung. Ich begleite Miriam.«

Wulfs Gesicht verzog sich zu einem höhnischen Grinsen. »Dann darf ich darum bitten, sich zur Kasse zu begeben. Ich werde den Portier anweisen, dir den Erlös von zwei Kameras auszuzahlen. Selbstverständlich gegen Quittung.«

Miriam sprang auf. »Das wirst du uns nicht antun!«

»Doch!« Wulf stand auf und wandte sich um.

Harald hielt ihn zurück. »Moment noch. Ich werde zu deinem Portier gehen und den Empfang des Geldes quittieren. Du wirst ihn aber anweisen, mir den Betrag zu geben, den wir in München für die Kameras zu zahlen haben. Denn von nun an verwahre ich das Geld! Du bist mir nicht mehr sicher genug! Im übrigen nimm zur Kenntnis, daß wir drei Tage in Gerona warten werden. Keinen Tag länger! Spätestens heute in vier Tagen fahren wir los. So, und nun magst du deinem Portier Order geben, mich auszuzahlen.«

Während Miriam und Harald an der Reling des Motorschiffes »Barcelona« standen und wortlos zu der im Abendlicht versinkenden Insel hinüberblickten, stocherte Wulf im Speisesaal des »Impledo« auf seinem Teller herum. Und Peggy ärgerte sich über einen Kellner, der das Mißgeschick gehabt hatte, ein Glas Wein umzustößen.

»Heute scheint alles schiefzugehen«, sagte sie, während sie mit heißem Wasser versuchte, einen Fleck aus ihrem Kleid zu entfernen.

Wulf nickte.

»Dennoch sollten wir uns nicht unterkriegen lassen.«

Er schwieg.

Ich muß ihn herausreißen, dachte sie. »Wenn man dich sieht, könnte man meinen, du hättest einen Moralischen.«

»Wer weiß«, erwiderte er, ohne aufzublicken. »Vielleicht hab' ich den wirklich.«

»Du bist ja nicht gescheit.«

»Auch das könnte stimmen.«

Sie gab ihm einen Klaps. »Was soll der Unsinn? Du hast doch nichts anderes gewollt, als uns schöne Ferien zu bereiten. Ich finde das tausendmal ehrlicher, anständiger und männlicher, als sich einfach in die Sonne zu legen und den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen.«

»Komm, hör auf.«

»Ich mach' dir einen Vorschlag«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Ich geh' jetzt rauf und zieh' mich um. Mit dem Kleid kann ich mich nirgendwo sehen lassen. Und dann gehen wir in irgendeine Bar und besaufen uns und vergessen unseren Kummer.«

Wulf lachte. »Wäre vielleicht nicht das schlechteste.«

»Bestimmt nicht. Und dabei überlegen wir, wie es weitergehen soll.«

»Was?«

»Wir müssen uns doch schlüssig werden, ob wir in drei

Tagen in Gerona sein wollen oder nicht. Wenn wir das Geld für die Fahrt von Barcelona nach München aufbringen könnten, wäre ich dafür, nicht zu Kreuze zu kriechen. Dann sollten wir die beiden abhauen lassen. Sie haben ja das Geld für die Kameras, für die Reparatur des Wagens und die sogenannte eiserne Reserve. Damit können sie gut nach Hause kommen.«

Über Wulfs Gesicht glitt ein Schmunzeln. »Sie haben sogar noch zweihundertsiebzig Mark mehr.«

Peggy sah ihn verwundert an. »Wieso?«

»Der Portier hat Harald eine Aufstellung übergeben, in der ich ... Aber wozu dich mit Einzelheiten behelligen. Du würdest doch nicht verstehen, wie ich das gemacht habe.«

»Wie du was gemacht hast?«

»Daß Harald nicht dahinterkommen kann, daß die zweihundertsiebzig Mark, um die ich das Kamerageld vorsorglich erhöht habe, von mir stammen. Auf Grund meiner Aufstellung nahm er an, ich hätte mich verrechnet. Korrekt, wie er ist, kam er natürlich sofort zu mir und sagte: ›Wir haben beim Portier ein Guthaben, das um zweihundertsiebzig Mark höher ist, als du annahmst. Bist du mit der Teilung des Betrages einverstanden?‹ Ich lehnte dankend ab und erklärte ihm, ich besäße mehr Pesetas, als ich brauchte, und empfahl ihm, sich Barcelona anzusehen.«

Peggy war wie erstarrt. »Du hast von deinem Geld ...?«

»Warum nicht? Ich mußte dafür sorgen, daß die beiden nicht in Druck kommen. Sie wüßten sich bestimmt nicht zu helfen.«

Peggy tat einen Seufzer. »Ein Trost liegt in der Erzählung: sie läßt erkennen, daß du ernstlich mit dem Gedanken gespielt hast, die beiden abhauen zu lassen.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Gespielt hab' ich mit dem Gedanken nicht. Er kam mir in der ersten Wut.«

»Und nun? Wie soll es weitergehen, nachdem du dein Geld verschenkt hast?«

Er zuckte die Achseln. »Das weiß ich noch nicht.«

Was Wulf noch nicht wußte, stand für Peggy bereits fest. Natürlich sprach sie mit ihm im weiteren Verlauf des Abends nicht darüber, aber sie flirtete mit ihm, als müsse sie um ihr Leben kämpfen. Und sie entzog sich ihm, als er in weinseliger Stimmung den Arm um sie legte und sie küssen wollte.

Noch nicht, dachte sie. Er wäre morgen ernüchtert und würde an Miriam denken. Erst soll er Pesetas heranschaffen.

Es war erstaunlich, wie schnell es Peggy gelang, Wulf zu einem ausführenden Organ zu degradieren. Schon am Mittag des nächsten Tages setzte sie sich zu ihm in den Schmuggelwagen. Auf seinen Fahrten wollte sie ihn aber nicht begleiten. Er sollte sie nur zu dem wenige Kilometer von Alcudia entfernten Puerto de Pollensa bringen, wo sie auf ihn warten und sich »ein wenig umschaun« wollte. Sie hatte von dem schön gelegenen kleinen Hafen und seinen erstklassigen Hotels gehört und den Plan gefaßt, nach dorthin umzusiedeln. Und sie leistete ganze Arbeit. Als Wulf am Abend wieder in Pollensa erschien, war sie über alle in Frage kommenden Hotels informiert. Aber das sagte sie ihm nicht. Sie fiel ihm vielmehr um den Hals und bat, noch eine Tasse Kaffee mit ihr zu trinken. Dann schilderte sie ihm, welche Ängste und Nöte sie seinetwegen ausgestanden habe.

Wenn Wulf sie auch auslachte, es tat ihm gut, zu wissen, daß Peggy sich um ihn sorgte.

Die Folge: Sie hatte ein leichtes Spiel, als sie vorschlug, das Quartier zu wechseln. Zumal ihre Begründung einleuchtend war. Denn sie sagte: »Sieh die Dinge nüchtern, Wulf. Alcudia und Palma sind die Orte deiner Schandtaten. In ihnen darfst du nicht wohnen. Dort hast du keine weiße Weste. Laß uns nach Puerto de Pollensa gehen.«

»Gar nicht so dumm«, erwiderte er. »Und warum eigentlich nicht? Der Preis wird derselbe sein.«

Sie nickte. »Ich mach' dir einen Vorschlag. Wir kommen auf der Rückfahrt an dem Hotel vorbei, das dir so gut gefiel. Halte

dort an und frag, ob ein Zimmer frei ist.«

Es war erstaunlich, mit welchem Eifer Peggy zu Werke ging. Man hätte annehmen können, sie habe den Verstand verloren. Sie selbst fragte sich: Was ist eigentlich los mit mir? Warum kann ich nicht schnell genug hierherkommen?

Sie fand keine Antwort darauf. Wie sollte sie auch? Es war die rätselhafte Kraft des Schicksals, die Peggy an das andere Ende der Insel trieb.

Aber das ahnte sie nicht. Auch Wulf konnte es nicht wissen, als er wenig später vor dem am Meer gelegenen Hotel »Uyak« anhielt.

»Sieht teurer als das »Impledo« aus«, sagte er nachdenklich.

Peggy zuckte die Achseln. »Nachdem du Harald und Miriam so großzügig beschenkt hast, sollte es dir bei uns auf ein paar Pesetas mehr oder weniger nicht ankommen.«

»Hast recht«, antwortete er, ging in das Hotel und kehrte wenig später strahlend zurück. »Wir haben mehr Glück als Verstand. Gerade morgen werden einige Zimmer frei. Ich hab' gleich zwei genommen. Mit Balkon und Blick auf das Meer.«

Peggy lachte. »Zwei?«

Er sah sie groß an. »Nun steig schon ein.«

Der Umzug war schnell vollzogen, und als Wulf am Tage darauf von seiner sechsten Schmuggelfahrt zurückkehrte, war er nahe daran, ein Telegramm an die Reparaturwerkstätte in Gerona aufzugeben und Harald zu bitten, noch einen Tag zu warten. Er bereute es, Miriam nicht begleitet zu haben. Von morgens bis abends sehnte er sich danach, sich mit ihr zu versöhnen. Dennoch brachte er es nicht fertig, den entscheidenden Schritt zu tun.

Kismet, dachte er wenige Stunden später. Die waltende Hand des Schicksals hat mich davon abgehalten, Harald zu telegrafieren.

Es sah danach aus. Denn es ereignete sich an diesem Abend

etwas, das in der Folge sowohl seinem als auch Peggys Leben eine drastische Wendung geben sollte.

Als er in das Hotel zurückkehrte, übermittelte ihm der Empfangschef einen Anruf Peggys, die darum bat, sie in der Kaktus-Bar abzuholen. Wulf duschte sich, zog ein frisches Hemd an und suchte das am Hafen gelegene Lokal auf, in dem er am Abend zuvor mit Peggy getanzt hatte.

Zu seiner Verwunderung war sie nicht allein. Neben ihr saß ein blendend aussehender älterer Herr. Er hatte stahlblaue Augen und graumeliertes Haar, war braun gebrannt und trug über einem Hemd mit offenem Kragen einen saloppen, blau-weiß gestreiften Pullover. Auf den ersten Blick war ihm anzusehen, daß er ein vermögender Nichtstuer und Charmeur war, der das Leben leichtnahm. Man konnte sich gut vorstellen, daß er sich darauf spezialisiert hatte, den Frauen den Kopf zu verdrehen.

Bei Peggy schien ihm dies bereits gelungen zu sein. Sie strahlte ihn an, als wäre er ein Wunderwesen, lachte girrend und gab sich auch sonst recht merkwürdig.

»Ah, da kommt er ja«, rief sie, als sie Wulf erblickte. Und an ihren Begleiter gewandt: »Das ist mein Studienkollege, von dem ich erzählte. Darf ich die Herren miteinander bekannt machen: Wulf Wesener«, sie blinzelte ihm zu, »ein stud. rer. pol., der es nicht lassen kann, auch in den Ferien täglich einige Stunden an seiner Diplomarbeit herumzutifteln – Baron von Waisen, ein vor Jahren auf Mallorca hängengebliebener Deutscher und Besitzer eines 190 SL, der es nicht lassen kann, sich täglich vorzunehmen, am nächsten Tag energisch zu arbeiten.«

Der Baron reichte Wulf die Hand. »Hätte ich gewußt, eine ebenso charmante wie kluge Studentin kennenzulernen, dann hätte ich in den letzten vierundzwanzig Stunden tüchtig in einem Konversationslexikon gelesen. So aber trieb ich mich herum.«

»Auf See!« fiel Peggy ein. »Der Baron besitzt eine phantastische Motorjacht und lädt uns zu einer Tagestour ein. Mit einem Korb Fressalien und ein paar Flaschen Schampus. Ist das nicht himmlisch?«

Über das Gesicht des Barons glitt ein Lächeln.

Wulf sah es und dachte: Er hat sie durchschaut. Aber es ist schon eine Unverschämtheit, sich als Studentin auszugeben.

Peggy erhob sich und bat darum, sie für einen Augenblick zu entschuldigen. Dabei warf sie Wulf einen vielsagenden Blick zu.

Der Baron bot Zigaretten an. »Darf ich Sie zu einem Aperitif einladen?« – Wulf zögerte.

»Lassen Sie mir den Spaß. Sind ja nur kleine Fische. Im übrigen zahle ich etwa ein Viertel von dem, was Sie zahlen müßten. Einheimische werden nicht geschröpft.« Er lachte. »Komische Welt, wie?«

Wulf nickte. »Wie lange leben Sie schon hier?«

»Fünf Jahre. Ich machte Urlaub wie Sie und – blieb hängen.«

»Schön, wenn man das kann.«

»Ach, wissen Sie, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Manchmal ist es verdammt langweilig auf Mallorca. Und wenn zu allem Übel auch noch der Regen ausbleibt und das Wasser in der Zisterne zur Neige geht, dann möchte man davonlaufen.«

»Warum tun Sie es nicht?«

»Das werden Sie kaum verstehen. Ich habe vor den Verbotstafeln der sogenannten freien Welt einen solchen Horror, daß ich nicht einmal mehr für kurze Zeit zum Kontinent übersetzen mag. Unter einengenden Bestimmungen halte ich es nicht aus.«

»Und die gibt es auf Mallorca nicht?«

»Schon. Hier interessieren sie aber niemanden. Die Mallorquines sind wie Kinder. Mit der größten Selbstverständlichkeit setzen sie sich über jedes Gesetz hinweg. Nicht aus Boshaftigkeit; sie kennen es nicht anders.«

Wulf machte ein skeptisches Gesicht. »Übertreiben Sie jetzt nicht?«

Der Baron schüttelte den Kopf. »Nehmen wir nur das Roulett. Es ist streng verboten. In ganz Spanien finden Sie kein Casino. Wenn Sie aber wollen, führe ich Sie noch heute in eine Gesellschaft ein, in der ›gejeut‹ wird.«

Peggy, die in diesem Augenblick zurückkehrte, hörte den letzten Satz. »In welche Gesellschaft könnten Sie uns einführen?« fragte sie neugierig.

»In einen Kreis, in dem Roulett gespielt wird. Natürlich hinter verschlossenen Türen.«

»Roulett?« jauchzte sie. »Das wäre himmlisch. Ich wollte immer schon mal ... Das ist doch ein Glücksspiel, nicht wahr?«

»Sie kennen es nicht?«

»Nein. Würden Sie uns wirklich ...?«

»Aber mit dem größten Vergnügen. Wenn Sie wollen, können Sie mich heute abend begleiten. Dienstags und freitags ist unser ›jour‹.«

Peggy klatschte vor Begeisterung in die Hände.

Der Baron sah Wulf fragend an. »Was halten Sie davon?«

»Es würde mich schon interessieren. Aber wir können doch nicht einfach ...«

»Warum nicht?« unterbrach ihn der Baron. »Mir würde es Spaß machen.« Er wandte sich an Peggy. »Nicht zuletzt, weil ich dann noch ein paar Stunden mit Ihrer Studienfreundin zusammen sein kann.«

Kurz nach Anbruch der Dunkelheit erschien der Baron im »Uyal«, um Peggy und Wulf abzuholen. Sie erwarteten ihn schon in der im maurischen Stil gehaltenen Hotelhalle.

Wulf machte einen bedrückten Eindruck. Es paßte ihm nicht, daß Peggy sich als Studentin ausgegeben hatte. Er hatte ihr gründlich die Meinung gesagt, hätte es sich aber ersparen

können. Denn Peggy hatte ihn nur ausgelacht.

»Was studierst du nun eigentlich?« hatte er schließlich wütend gefragt. »Das muß ich zumindest wissen.«

»Na, was schon? Mathematik! Davon verstehen die meisten Menschen nichts. Sei ohne Sorge, ich komme schon nicht in Verlegenheit.«

Wulf wußte nicht, ob er sie bewundern oder verachten sollte.

Ähnlich erging es ihm, als er sah, mit welcher Zurückhaltung sie den Baron begrüßte. Von der Peggy, die wenige Stunden zuvor alles »phantastisch« und »himmlisch« gefunden und vor Begeisterung in die Hände geklatscht hatte, war nichts mehr übriggeblieben. Sie spielte nun die große Dame und – wirkte überzeugend.

Sie ist verteuftelt raffiniert, dachte Wulf, als sie in den 190 SL des Barons einstieg. Harald würde Augen machen, wenn er sie jetzt sehen könnte.

Die Fahrt war nur kurz, brachte für Wulf aber eine Überraschung. Denn als der Baron durch ein enges Tor in ein Grundstück einbiegen wollte, mußte er plötzlich stoppen, da ihnen ein Sportwagen entgegenkam. Wulf glaubte nicht richtig zu sehen. Der Fahrer des Sportwagens war niemand anderes als der Herr mit der geschlossenen Sonnenbrille, dem er schon mehrfach unter zweifelhaften Umständen begegnet war.

Wo der auftaucht, ist die Sache nicht astrein, dachte er und fragte den Baron, der gleich darauf vor einer alleinstehenden Villa anhielt: »Kennen Sie den Herrn, der uns beinahe gerammt hätte?«

Der Baron verneinte, stieg aus und bat darum, vorgehen zu dürfen. Er führte sie in ein Haus, in dessen Diele sie von einer älteren Dame empfangen und in das obere Stockwerk geleitet wurden. Dort erwartete sie ein jüngerer Herr, der sie in einen weitläufigen Raum brachte, in dessen Mitte ein großer, von tiefhängenden Lampen erhellter grüner Tisch stand, an dem etwa zwanzig Damen und Herren saßen.

»Vorgestellt wird hier nicht«, sagte der Baron. »Nehmen wir drüben Platz. Da ist gerade noch ein Sessel frei. Ich bleibe ohnhin lieber stehen. Überschaue dann besser.«

Peggy wurde unsicher. »Aber ich verstehe nichts von dem Spiel.«

»Macht nichts«, beruhigte er sie. »Ich werde es Ihnen erklären. Es ist kinderleicht.« Er wandte sich an Wulf. »Wieviel Chips?«

»Offen gestanden: Viel möchte ich nicht riskieren.«

»Vernünftiger Standpunkt. Für fünfhundert Pesetas?«

Wulf nickte. »Aber in kleinen Größen.«

Der Baron ging zur anderen Seite des Raumes.

Wulf beugte sich zu Peggy herab. »Halt dich zurück. Ich möchte die fünfzig Mark nicht ohne weiteres verlieren.«

Sie lachte. »Ich will überhaupt nichts verlieren. Gewinnen will ich.« Sie deutete zur Seite. »Schau dir die Dicke an. Mensch, hat die einen Schmuck am Leib.«

»Bist du wahnsinnig?« zischte er.

Sie machte ein Unschuldsgesicht. »Wieso? Hier kann uns doch niemand verstehen.«

Der Baron kehrte zurück und baute eine Anzahl verschiedenfarbiger Chips vor Peggy auf. »Das ist das Spielgeld«, erklärte er. »Der Wert beträgt zehn, zwanzig, fünfzig und hundert Pesetas. Höchsteinsatz sind tausend Pesetas.«

»Und wie geht das Spiel?«

Der Baron erklärte es ihr.

»Das ist wirklich einfach«, sagte sie, als er endete. »Ich brauch' also nur irgendwohin zu setzen, und wenn die Kugel auf die richtige Nummer, Farbe oder dergleichen fällt, hab' ich gewonnen.«

»Ja.«

»Und wenn der Bankhalter ›Rien ne va plus‹ ruft, darf keiner mehr setzen.«

»Man merkt, daß Sie Mathematik studieren«, erwiderte der

Baron. »Mein Kompliment.«

Peggy warf Wulf einen bedeutungsvollen Blick zu. »Also los. Worauf soll ich setzen?«

»Versuchen Sie es mit ›Schwarz‹. Ich habe eben beobachtet, daß ›Rot‹ dreimal hintereinander geschlagen hat. Da müßte ›Schwarz‹ eigentlich an die Reihe kommen.«

»Schwarz?« Sie verzog ihre Lippen. »Da kann man ja nur das Doppelte gewinnen. Ich setz' lieber auf ›Zahl‹. Wenn, dann will ich das Sechsenddreißigfache haben.«

Der Baron lachte schallend.

»Ich versuch's mit ›Siebzehn‹, sagte sie. »Das ist nämlich mein Geburtstag.«

»Aber doch nicht so hoch«, rief Wulf außer sich, als er sah, daß Peggy hundert Pesetas auf die Zahl »Siebzehn« schob.

»Entweder alles oder nichts«, erwiderte sie aufgekratzt.

Angeberin, dachte er wütend. Aber darauf kannst du dich verlassen: keine weitere Peseta wird gewechselt.

Der Bankhalter setzte die Drehscheibe in Bewegung und rief: »Rien ne va plus!«

»Ich drücke Ihnen die Daumen«, sagte der Baron.

»Wird nicht viel nützen«, bemerkte Wulf.

»Das weiß man nie.« Der Baron beugte sich zu Wulf hinüber und fügte leise hinzu: »Lassen wir ihr doch den Spaß.«

Die Kugel rollte eine Weile und fiel dann in ein Fach.

»Negro – Diecisiète!« rief der Bankhalter.

»Siebzehn!« schrie der Baron. »Sie haben gewonnen! Dreitausendsechshundert Pesetas haben Sie gewonnen!«

Peggy sprang auf. »Ist das wahr?«

»Ja. Sie erhalten das Sechsenddreißigfache des gesetzten Betrages!«

Peggy umarmte und küßte den Baron. Aber nicht genug damit: Sie umarmte auch Wulf und versuchte, mit beiden Männern einen Freudentanz zu vollführen.

In diesem Augenblick rief der Bankhalter: »Rien ne va plus.

Nichts geht mehr!«

Der Baron riß sich los. Er sah Peggys Geld auf der Zahl »Siebzehn« liegen, fein säuberlich gestapelt. »Ich protestiere!« rief er in spanischer Sprache. »Die Dame hat ihren Gewinn noch nicht eingezogen.«

»Rien ne va plus«, antwortete der Bankhalter in stoischer Ruhe. »Der Höchsteinsatz von tausend Pesetas gilt als neu gesetzt, den Rest mag sich die Dame nehmen.«

»Unglaublich«, schnaubte der Baron. »Ich protestiere und erkläre, Ihr Haus nie wieder zu betreten.«

Der Bankhalter zuckte die Achseln. »Der Höchsteinsatz gilt als neu gesetzt, wenn der Gewinn nicht eingezogen wird. Das ist die Regel.«

»Sie haben der Dame keine Zeit gelassen, den Gewinn einzuziehen.«

Die Kugel fiel in ein Fach.

Die Augen des Bankhalters weiteten sich. »Negro – Diecisiete«, sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

Der Raum glich einem brodelnden Kessel. Von allen Seiten wurde Peggy bestürmt. Sie begriff ebenso wenig wie Wulf, was geschehen war.

»Ich erkläre es Ihnen später«, sagte der Baron hastig. »Jetzt kassieren wir erst einmal ab. Und dann verschwinden wir.«

Wulf glaubte zu träumen, als ihm der Baron 38.100 Pesetas in die Hand drückte. »Die fünfhundert Pesetas, die ich verauslagte, sind bereits abgezogen«, sagte er lachend und klopfte ihm auf die Schulter. »Aber entschuldigen Sie mich jetzt für einen Moment. Ich hab' hier noch eine Kleinigkeit zu regeln.«

Wulf ging zu Peggy hinüber, die der Baron zu einem Wandsofa in der Nähe des Einganges geleitet hatte. Seine Hände waren voller Banknoten. Er hielt sie ihr strahlend entgegen. »Was sagst du? Fast viertausend Mark haben wir gewonnen!«

Peggy erhob sich. Um ihren Mund spielte ein spöttisches Lächeln. »*Wir?*«

Er stutzte.

Sie öffnete ihre Handtasche. »Tu's ruhig hinein.«

Er war nahe daran, Peggy die Banknoten ins Gesicht zu schleudern, doch dann tat er, worum sie gebeten hatte. Wozu sich eine Blöße geben? Noch ist nicht aller Tage Abend.

Aber auch die beinahe teuflische Art, mit der sie ihn anlächelte, während sie ihm die Handtasche entgegenhielt, zwang ihn, ihrem Wunsche zu entsprechen. Das war nicht die Peggy, die er kannte. Sie erinnerte ihn an die Abbildung einer Göttin. Verführerischer, schöner und begehrenswerter war sie ihm noch nie erschienen. Etwas unerhört Erregendes ging von ihr aus. Am liebsten hätte er sie in die Arme gerissen. Doch was immer Wulf dachte und empfand, er stopfte die Banknoten in ihre Handtasche und fragte, als diese prall gefüllt war und er vergeblich versuchte, sie zu schließen: »Bist du nun zufrieden?«

Peggy betrachtete ihn abschätzend. »Mit dem Geld, oder mit dir?«

Er starrte auf ihre feuchtglänzenden Lippen.

Sie sah es und dachte: Ich kann mit beidem zufrieden sein. Jetzt gehört er mir, und ich kann mit ihm machen, was ich will. Und das werde ich tun. Die schönsten – ach was, die tollsten, die wahnsinnigsten und wildesten Ferien meines Lebens will ich mit ihm verbringen. Und der Baron soll die Begleitmusik dazu spielen.

In dieser Hinsicht täuschte sie sich jedoch. Denn der Baron, der sich entfernt hatte, um irgend etwas zu regeln, war schon nach wenigen Sekunden zurückgekehrt und wurde, ohne es zu wollen, Zeuge des zwischen Peggy und Wulf geführten Gespräches.

So ein Biest, dachte er. Das Spielgeld darf der Studienfreund zur Verfügung stellen, am Gewinn aber wird er nicht beteiligt. Saubere Methoden! Na warte, mein Herzchen, den Zahn werden wir dir ziehen.

Er ging auf die beiden zu, legte ihnen die Arme über die Schultern, zog sie an sich und grinste. »Was nun?«

»Ich lade Sie zu einer Flasche Sekt ein«, erwiderte Peggy und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

»Sie?« fragte er verwundert. »Ich kann mich doch nicht von einer Dame einladen lassen.«

»Sie werden ja nicht von einer Dame, sondern von einer Gewinnerin eingeladen«, korrigierte ihn Peggy.

Der Baron gab sich den Anschein, als könne er den Sinn ihrer Worte nicht erfassen. »Momento«, sagte er. »Dann sind Sie also keine Dame, sondern nur eine Gewinnerin?«

Peggy wurde unsicher. »Spielen Sie den Spaßmacher?«

Er hob die Schultern. »Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Der Baron legte die Stirn in Falten. »Ich glaube, es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen das hier erklären. Am besten gehen wir nach Hause und schlafen uns gründlich aus. Sonst sind wir morgen verkatert. Sie haben hoffentlich nicht vergessen, daß wir in aller Frühe in See stechen wollen?«

»Warum weichen Sie mir aus?« fragte Peggy.

Über das Gesicht des Barons glitt ein Lächeln. »Denken Sie darüber nach. Sollten Sie es bis morgen nicht wissen, dann erkläre ich es Ihnen.«

»Na schön«, erwiderte sie spitz.

Er wandte sich an Wulf. »Wann wollen wir starten?«

»Wir richten uns nach Ihnen.«

»Dann schlage ich sechs Uhr vor. Mein Boot liegt in der Bucht hinter dem Hafen. Ich werde schon vor Ihnen dort sein. Wenn Sie am Wasser entlang zum Hotel ›Illa d'Or‹ gehen, können Sie mich nicht verfehlen. Für Marschverpflegung Sorge ich.« Er reckte sich. »Und nun bringe ich Sie schnell noch zum Hotel.«

Peggy machte einen ratlosen Eindruck. Sie wußte nicht, was sie zu der abrupten Beendigung des Abends sagen sollte.

Deshalb fragte sie, als sie mit Wulf allein war: »Findest du nicht, daß der Baron verdammt schnell fortkommen wollte?«

Wulf nickte.

»Begreifst du das?«

Er zuckte die Achseln.

Sie hakte sich bei ihm ein. »Vergessen wir ihn. Er scheint ein ziemlich launischer Herr zu sein.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Ich glaube, du täuschst dich. Meines Erachtens hat er sich geärgert.«

Sie sah ihn fragend an. »Worüber?«

»Über dich!«

Peggy blieb stehen. »Über *mich*?«

»Ja. Ich kann nicht sagen, wieso und warum. Auf jeden Fall war er vor deiner Einladung anders als hinterher.«

»Du meinst, weil er die idiotische Auffassung vertrat, sich von einer Dame nicht einladen lassen zu können?«

»Das hat er bestimmt nur im Spaß gesagt.«

»Na also.«

»Was folgte, war aber kein Spaß mehr. Seine Frage: ›Dann sind Sie also keine Dame, sondern nur eine Gewinnerin?‹ war eine ganz schöne Pflaume!«

Peggy entzog ihm ihren Arm. »Ich will dir mal was sagen: Wenn du nicht gemerkt hast, daß er lediglich einen Vorwand suchte, der es ihm gestattete, sich schnell verabschieden zu können, dann tust du mir leid. Wahrscheinlich ist ihm eine Verabredung mit irgendeinem G'spusi eingefallen. Na, schön. Dafür hab' ich Verständnis. Aber nicht dafür, daß du mir einreden willst, er hätte sich über mich geärgert. Du bist doch nur wütend, daß nicht du, sondern ich das Geld gewonnen habe. Und daß ich es dich fühlen ließ. Damit du aber weißt, warum ich es getan habe: Ich wollte dir die Ohrfeige zurückgeben, die du glaubtest, mir vor Miriam und Harald geben zu müssen. Erinnerst du dich? ›Halt die Klappe!‹ hast du gebrüllt. Meinst du, ich hätte das vergessen?«

Wulf war wie vom Donner gerührt.

»Darum hast du ...?«

»Ja!« schrie sie, wandte sich um und rannte auf den Hotel-
eingang zu.

»Dann sind wir doch quitt!«, rief er hinter ihr her. »Wollen
wir darauf nicht eine Flasche Sekt trinken?«

Sie blieb stehen und blickte zurück. »Einverstanden. Aber zu
einem Zeitpunkt, den ich bestimme!«

Der Himmel leuchtete azurblau. Keine Wolke war zu sehen. Vom Meer wehte eine frische Brise, und die Strahlen der noch tief stehenden Sonne schienen alles zu vergolden. Auch die Herzen der Menschen. Jedenfalls wanderten Peggy und Wulf in glänzender Laune und so, als hätte es nie einen Streit zwischen ihnen gegeben, an der Bucht von Pollensa entlang. »Ist es hier nicht herrlich?« fragte er.

Sie nickte.

»Es gibt doch nichts Schöneres, als einen taufrischen Morgen zu erleben.«

Peggy mokierte sich. »Besonders, wenn man über ein dickes Portemonnaie verfügt.«

Wulf betrachtete sie von der Seite. »Hast du auch nicht schlafen können?«

»Kein Auge hab' ich zugemacht. Drei oder viermal bin ich aufgestanden, um das Geld zu zählen. Ich kann es immer noch nicht fassen, daß ich innerhalb von wenigen Minuten ...« Sie unterbrach sich und zeigte auf ein kleines Fischerboot, das an einer halbzerfallenen Anlegestelle lag. »Ist das nicht der Baron?«

Wulf blickte in die gewiesene Richtung. »Si claro«, antwortete er und beschleunigte seine Schritte.

»Das ist aber keine Motorjacht.«

Wulf grinste und wollte eben etwas erwidern, als sich der Baron umdrehte.

»Hombre!« rief er. »Qué tal?«

»Muy bien!« antwortete Wulf. »Y Usted?«

Der Baron stemmte die Hände in die Hüften. Er trug eine verwaschene Leinenhose, Segeltuchschuhe und einen grobgestrickten blauen Pullover. »Ist das Wetter nicht fantástico?«

»Das Wetter schon«, antwortete Peggy anzüglich, da sie eine Möglichkeit witterte, dem Baron die Bemerkung hinsichtlich Dame und Gewinnerin heimzuzahlen.

Er schaute belustigt zu ihr hinüber. Seine Augen blitzten. »Und was ist weniger phantastisch?«

Sie wies auf das Boot. »Es ist hübsch und allem Anschein nach gerade neu gestrichen. Eine Motorjacht ist es aber nicht.«

Der Baron machte ein betrübt Gesicht. »Sehen Sie, das hab' ich mir auch gesagt. Gerade vorhin noch, als ich hierherkam und meine ›Bella‹ so unschuldig im Wasser liegen sah. Woran mag es liegen, fragte ich mich, daß in der Phantasie eines jungen Mädchens ein auf den Namen ›Bella‹ getauftes Motorboot gleich zu einer Jacht wird? Sie entsinnen sich, daß Sie und nicht ich dieses Wort benutzten.«

Peggy war es, als wankte der Boden unter ihren Füßen.

Der Baron hielt ihr die Hand hin. »Halten zu Gnaden, edle Studentin der abstrakten Wissenschaft. Aber nachdem Sie das Thema angeschnitten haben, mußte ich Ihnen das sagen. Um jedoch ganz offen zu sein: Ich tat es gerne. Weil es mir die Möglichkeit bot, Ihnen vor Augen zu führen, wie schnell aus einer Gewinnerin eine Verliererin werden kann.«

Peggy rang nach Luft.

Der Baron streckte ihr weiterhin die Hand entgegen. »Eigentlich könnten wir uns jetzt wieder vertragen«, sagte er aufmunternd. »Es hat geblitzt, und die Wolken, die mit explosiven Stoffen geladen waren, sind fortgeblasen. Schlagen Sie ein.«

»Ich denke nicht daran, mit einem – einem ...« Peggy fand nicht das richtige Wort und wandte sich an Wulf. »Komm! Wir haben hier nichts mehr zu suchen.« Damit drehte sie sich um und wollte gehen.

Wulf hielt sie zurück. »Moment«, sagte er. »Stimmt es, daß nur du von einer Motorjacht gesprochen hast?«

»Laß mich in Ruhe«, fuhr sie ihn an und rannte davon.

Der Baron lachte schallend. »Temperament hat sie für zehn.« Er dämpfte seine Stimme: »Darf ich Ihnen einen Rat geben?«

Wulf blickte unschlüssig hinter Peggy her.

»Laufenlassen und mit mir fahren! Sie sollen mal sehen, wie klein das hübsche Biest dann heute abend ist. Abgesehen davon kann eine Kahnpartie unter Männern eine Pfundssache sein.«

Wulf sprang in das Boot. »Sie haben recht.«

Der Baron klopfte ihm auf die Schulter. »Und jetzt lachen wir so laut, wie wir können.« Er deutete zu Peggy hinüber. »In ihrem Interesse. Es wird ihr mächtig zusetzen.«

Als Peggy den Baron und Wulf lachen hörte, war es ihr, als erhielte sie schallende Ohrfeigen. Sie sah den Weg nicht mehr, über den sie zurückhastete, hörte nur das sie halb verrückt machende Gelächter und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten.

Dieser Schuft, dachte sie. Er muß gesehen haben, daß ich Wulf aufforderte, mir den Gewinn zu übergeben. Wenn er aber glaubt, darum das Recht zu haben, mich zu beleidigen, dann wird er sein blaues Wunder erleben. Irgendwie werde ich ihn schon treffen.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Wenn ich nur wüßte, was er Wulf jetzt erzählt. Ich hätte mitfahren sollen. Womöglich macht er ihn mir abspenstig. Aber das wird ihm nicht gelingen. Hätte ich doch gestern die Flasche Sekt mit Wulf getrunken. Es wäre bestimmt nicht dabei geblieben, und dann könnte mir der Baron jetzt den Buckel herunterrutschen. Wulf ist viel zu leicht zu beeinflussen.

Peggy hätte sich die Haare raufen mögen. Was hab' ich von dem Geld, wenn ich allein bin, fragte sie sich. Ohne Wulf kann ich mir nicht die tollsten und wildesten Ferien meines Lebens machen. Zum Teufel, eine Gewinnerin kann wirklich schnell

zur Verliererin werden. Aber noch ist es nicht soweit. Ich werde dafür sorgen, daß Wulf nicht mehr von meiner Seite weicht. Ein zweites Mal soll ihn mir niemand entführen. Noch heute verlassen wir das »Uyal« und ziehen in das Luxus-Hotel »Formmentor«. Dann soll der Baron nur kommen.

Wie von Sinnen rannte sie zum Hafen, nahm sich dort ein Taxi und fuhr nach Kap Formmentor. Der Anblick des inmitten ungezählter Blumenbeete in einem unübersehbaren Park liegenden Hotels ließ sie beinahe schwindelig werden. Etwas Schöneres hatte sie noch nicht gesehen. Sie bildete sich ein, in das Paradies eingetreten zu sein.

Hier werden wir wohnen, schwor sie sich. Koste es, was es wolle.

Sie stieg eine breite, von der Anfahrt zu dem hochgelegenen Hotel führende Freitreppe empor und wurde etwas unsicher, als sie erkannte, daß sie eine weite Terrasse überqueren mußte, auf der etliche Gäste saßen, die sich ungeniert nach ihr umdrehten und sie musterten. Wenn ihr das sonst auch nichts ausmachte, sie wußte plötzlich nicht mehr, wie sie sich bewegen sollte. Ihr war es, als zitterten ihr die Knie. Sie mußte sich zwingen, unbeirrt weiterzugehen und in die Hotelhalle einzutreten.

Sofort flitzte ein Page auf sie zu, der in spanischer Sprache eine Frage an sie richtete.

Sie bedeutete ihm, nur deutsch zu sprechen.

Der Page machte eine Verbeugung und geleitete sie zum Empfangschef, der ihr interessiert entgegenblickte.

Zurückhaltend erkundigte sie sich, ob noch ein Zimmer frei sei.

»Leider nur noch ein Appartement mit Blick auf das Meer«, erwiderte der Spanier bedauernd.

»Könnte ich es sehen« fragte sie hoheitsvoll.

»Bitte.« Der Empfangschef verneigte sich. »Es ist eines unserer schönsten Appartements. Sie gestatten, daß ich vorgehe?«

Peggy nickte unmerklich und machte einen unnahbaren Eindruck. Geld schien für sie keine Rolle zu spielen.

Der Spanier führte sie in ein in der ersten Etage gelegenes Zimmer, dessen Einrichtung ihr Herz höher schlagen ließ. Sie wußte nicht, was sie am meisten bewundern sollte: die schweren Vorhänge, den ausladenden Schreibtisch, auf dem eine mit dunklen Rosen gefüllte Vase stand, oder die kostbaren Teppiche, in denen sie zu versinken glaubte.

Es ist wie im Märchen, dachte sie. Oder wie im Film.

Der Empfangschef zeigte ihr ein roségekacheltes Bad sowie einen entzückenden Ankleideraum und öffnete anschließend die Fenster. »Einen schöneren Ausblick soll es in ganz Europa nicht geben«, sagte er voller Stolz und wies über die Bucht von Formentor.

»Das ist gut möglich«, erwiderte Peggy verhalten. Dabei hätte sie vor Glück am liebsten geschrien.

Der Ärger des Morgens war verrauscht. Sie sah nur noch die breite, von Blumenbeeten eingesäumte Treppe, die bis zum Wasser hinabführte, das hier nicht blau, sondern dunkelgrün schimmerte.

In der Nähe des gelb leuchtenden Strandes lagen zwei blendendweiße Überseejachten.

»Gehören die Schiffe zum Hotel?« fragte sie.

Der Spanier lächelte verbindlich. »Soweit haben wir es noch nicht gebracht. Die kleinere Jacht gehört einem amerikanischen Ölmagnaten, die größere Onassis.«

Peggy lachte. »Das hätte ich mir eigentlich denken können.« Sie wandte sich um und betrachtete erneut das Zimmer. »Es ist wundervoll«, sagte sie. »Ich nehme es.«

Der Empfangschef verneigte sich erneut. »Darf ich die gnädige Frau fragen, für wie lange?«

Sie zögerte. »Das kann ich noch nicht sagen. Ich schätze vierzehn Tage bis drei Wochen.«

»Und auf welchen Namen darf ich es notieren?«

»Wesener. Wulf Wesener. Man hatte uns bei der Ankunft das Hotel ›Uyal‹ empfohlen. Es ist sehr nett dort. Gegen Formentor verblaßt Puerto de Pollensa natürlich.«

»Ich verstehe. Darf ich Ihnen den Hotelwagen zur Verfügung stellen?«

»Nein danke«, erwiderte sie. »Ich hab' mir für heute ein Taxi gemietet.«

Als sie kurz darauf die Treppe hinabstieg, entdeckte sie in einer Vitrine ein verwirrend schönes, blaßlila Cocktailkleid.

»Das ist ja himmlisch!« rief sie begeistert. »Nein, ist das entzückend! Und es scheint genau meine Größe zu haben.«

»Es ist ein Modell des Modehauses Leman, das Sie vielleicht von Paris her kennen«, erwiderte der Spanier. »Leman hat neuerdings eine Niederlassung in Barcelona und in Valencia. Möchten Sie das Kleid anprobieren?«

»Wenn es möglich wäre.«

»Aber selbstverständlich. Ich lasse es gleich herausnehmen und stelle Ihnen ein Zimmermädchen zur Verfügung, das Ihnen behilflich sein wird.«

Peggy war wie von Sinnen. Der Preis des Kleides interessierte sie ebensowenig wie der Preis des Appartements. Sie wußte nur, daß sie das eine wie das andere haben wollte. Und daß ihr das beim Roulett gewonnene Geld unter den Nägeln brannte. Wulf sollte Augen machen. Und er sollte die Flasche Sekt bekommen. Versöhnung wollte sie feiern.

Das Kleid saß ihr wie angegossen. Sie konnte plötzlich nicht schnell genug nach Puerto de Pollensa zurückkehren. Ein Rausch hatte sie erfaßt. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden und was sie zuerst tun sollte.

Auf der Fahrt brachte sie Ordnung in ihre Gedanken. Sich eine Zigarette anzündend, überlegte sie, was sie alles kaufen müsse. Parfüm, Badesalz, eine kurze Frotteejacke, einen neuen Badeanzug, Unterwäsche, ein bezauberndes Nachthemd, einen eleganten Lederkoffer, einen Armreifen – ihr fehlte ja so viel.

Und Wulf sollte auch etwas haben. Eine Krawatte vielleicht. Und ein Hemd.

Sie stürmte in die Geschäfte, wühlte wie eine Wahnsinnige in Stoffen, Schuhen, Trikots und was sie sonst noch glaubte, dringend zu benötigen. Überall suchte sie sich das Beste heraus. Dann jagte sie zum Hotel »Uyal«, packte ihre Sachen und ging in Wulfs Zimmer, wo sie wie eine Megäre wütete. Immer wieder über sich selbst lachend, stopfte sie Anzüge, Wäsche, Schuhe und Strümpfe wie Kraut und Rüben in seinen Koffer und suchte anschließend den Portier auf, um ihn um die Rechnung zu bitten.

Der Spanier machte ein verwundertes Gesicht. »Nicht gefallen?« fragte er betroffen.

»Doch, doch«, erwiderte sie. »Wir müssen aber leider ...« Sie unterbrach sich. Wozu eine Erklärung abgeben. Ein Trinkgeld wird ihm lieber sein.

Der Portier druckste herum. »Ich, Sie werden verstehen, leider dann muß berechnen auch heute und morgen.«

»Das ist selbstverständlich«, antwortete Peggy und drückte ihm einige Scheine in die Hand.

Die Augen des Spaniers glänzten. »Muchísimas gracias, Señorita. Muchísimas gracias.«

»Dafür müssen Sie mir aber einen kleinen Dienst erweisen«, sagte sie. »Ich schreibe jetzt ein paar Zeilen, die Sie auf das Zimmer von Herrn Wesener legen. Wenn er kommt, sagen Sie ihm nichts, sondern lassen ihn getrost nach oben gehen. Ich möchte ihn überraschen.«

»Gut, gut. Nur schreiben.«

»Und auf seinem Zimmer darf nichts verändert werden. Gar nichts! Kann ich mich auf Sie verlassen?«

Der Portier legte seine Hand auf die Brust. »Ich verspreche.«

Zehn Minuten später fuhr Peggy nach Formentor zurück, wo es ihr schwerfiel, gemessenen Schrittes die Treppen hinaufzusteigen. Am liebsten wäre sie über die Stufen hinweggefedt,

um sich wie ein Wirbelwind in das von ihr gemietete Appartement zu stürzen. Dieses Vergnügen wagte sie sich aber nicht zu leisten.

Sie entschädigte sich dafür, nachdem ihr die Koffer gebracht worden waren und sie die Tür des Zimmers verriegeln konnte. In hohem Bogen flogen ihre Schuhe durch den Raum. Sie genoß es, mit nackten Füßen über die dicken Teppiche zu laufen. Wohl zehn Minuten lief sie hin und her, dann erst räumte sie ihre und Wulfs Sachen ein, entkleidete sich und veranstaltete eine private Modenschau, die kein Ende nehmen wollte. Von einem zum anderen Spiegel gehend, betrachtete sie die neuerstandenen Dinge: das Nachthemd, die Unterwäsche, den Badeanzug, die Frotteejacke und – den breiten Armreifen, den sie für 5000 Pesetas erstanden hatte. Nur das neue Cocktaillkleid zog sie noch nicht an. Das sollte erst ganz am Schluß an die Reihe kommen. Nach dem Bad, das sie noch nehmen wollte, bevor Wulf erscheinen konnte.

Da sie ihn gegen fünf Uhr erwartete, stieg sie zwei Stunden zuvor in die Wanne, in die sie nicht nur Badesalz, sondern auch Eau de Cologne schüttete. Nach dem Bad kleidete sie sich in aller Ruhe an, und als sie kurz vor fünf in den Spiegel schaute, fand sie, daß Wulf ein Trottel sein müsse, wenn er bei ihrem Anblick nicht schwach werden würde.

Zunächst aber wurde sie schwach, da sie in der Aufregung vergessen hatte, zu Tisch zu gehen. Und Wulf erschien weder um fünf noch um sechs Uhr. Ihr wurde schlecht vor Hunger. Sie wäre am liebsten nach unten gelaufen, um sich irgend etwas geben zu lassen. Im Cocktaillkleid aber wagte sie das Zimmer nicht zu verlassen. Und setzen mochte sie sich auch nicht; das neue Kleid durfte keine Falten bekommen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als am Fenster stehend über die Bucht von Formentor zu blicken und auf Wulf zu warten.

Fast zwei Stunden stand sie dort. Wulf erschien erst kurz vor sieben.

»Gott sei Dank!« stöhnte sie, als sie ihn aus einem Taxi aussteigen sah. Sie eilte zum Spiegel, um den Sitz des Kleides zu prüfen. Ihre Wangen waren vor Aufregung gerötet. Viel zu sehr, wie es ihr schien.

Währenddessen stieg Wulf mit grimmiger Miene die Stufen der Terrasse empor. In ihm steckte noch die Wut, die ihn gepackt hatte, als er im »Uyal« in sein Zimmer getreten war. Der Schrank hatte offengestanden, die Schubfächer waren herausgezogen gewesen. Und von seinen Sachen fehlte jede Spur. In der Annahme, bestohlen worden zu sein, hatte er schon Alarm schlagen wollen, als er auf dem Tisch einen Brief mit der für Peggy typischen Handschrift entdeckte. Und was sie geschrieben hatte, war für sie nicht weniger bezeichnend.

Lakonisch teilte sie ihm mit: »Wir sind umgezogen. Wirf dich in ein Taxi und komm zum Hotel »Formentor.«

Ein Keulenschlag hätte ihn nicht schlimmer treffen können. »Sie muß wahnsinnig geworden sein«, hatte er in der ersten Erregung geschrien und sich geschworen, ihr einen dicken Strich durch die Rechnung zu machen. In dieser Absicht stieg er die Stufen zum Hotel »Formentor« hinauf.

Die Terrasse war ziemlich besetzt. Er blickte suchend von einem Tisch zum anderen, als ein Herr in dunklem Anzug an ihn herantrat.

»Señor Wesener?«

Wulf stutzte. »Sie kennen mich?«

Der Herr lächelte und deutete eine leichte Verbeugung an. »Ich bin der Empfangschef dieses Hauses. Da mir die gnädige Frau Ihren Paß übergab, war es für mich nicht schwer ...« Er winkte einen Pagen herbei.

Wulf wußte nicht, was er erwidern sollte. Er kam sich wie ein Schuljunge vor, der seine Aufgaben nicht gemacht hat.

»Der Page wird Sie führen«, fuhr der Empfangschef fort. »Ich hoffe, daß Sie sich bei uns wohl fühlen.«

Wulf nickte und bedankte sich.

Ohne einen Gedanken fassen zu können, folgte er dem Jungen, der in der ersten Etage vor einer dunklen Tür stehenblieb, an die er zaghaft klopfte.

»Herein«, rief Peggy.

Wulf gab dem Pagen ein Trinkgeld und öffnete die Tür.

Peggy stand in der Mitte des Raumes und blickte ihm erwartungsvoll entgegen.

Er glaubte nicht richtig zu sehen und starrte sie wie ein Wunderwesen an.

»Nun komm schon«, sagte sie mit weicher Stimme.

Ohne sich umzudrehen zog er die Tür hinter sich zu.

»Komm weiter«, forderte sie ihn auf, da er regungslos stehenblieb.

Wulf schüttelte den Kopf, als begriffe er nichts mehr. »Vor dir kann man Angst bekommen«, sagte er schließlich.

Sie lachte. »Warum?«

»Weil du ... Weil du unerträglich hübsch bist.«

Ihre Augen blitzten. Sie hob die Arme und drehte sich im Kreise. »Gefall' ich dir?«

Er nickte. »Viel zu sehr.«

Sie ging auf ihn zu. »Du weißt gar nicht, wie sehr ich mich danach gesehnt habe, das von dir zu hören. Wulf, ich liebe dich. Ich muß dich lieben, ob ich will oder nicht.«

Schemenhaft tauchte das Gesicht Miriams vor ihm auf. Er konnte Peggy plötzlich nicht mehr ansehen. Verwirrt betrachtete er die Einrichtung des Raumes.

»Ich kann dir nicht sagen, warum – weiß nur, daß du mich schon immer beschäftigt hast. Vielleicht, weil ich mir einbilde, die Welt ließe sich aus den Angeln heben, wenn wir beide ...« Sie unterbrach sich und zog ihn zu einem Spiegel hinüber. »Schau hinein. Kannst du dir ein schöneres Paar vorstellen?«

»Zumindest kein teureres Kleid und kein teureres Zimmer«, erwiderte er trocken.

»Zimmer?« rief sie entrüstet. »Wir bewohnen ein Apparte-

ment!«

»Fragt sich nur, für wie lange.«

Sie sah ihn belustigt an. »Fragst du dich das auch, wenn du eine Frau zum erstenmal in die Arme nimmst?«

Er seufzte. »Gegen dich kann man nicht ankommen.«

»Dann würde ich die Konsequenzen ziehen und es nicht versuchen.«

»Du hast gut reden.«

Sie führte ihn zum Fenster und wies über die Parkanlagen und die Bucht von Formentor. »Ist das nicht himmlisch? Die kleinere Jacht dort unten gehört einem amerikanischen Öl magnaten, die größere Onassis.«

Wulf wurde es unheimlich zumute. »Und du meinst, wo die wohnen, da könnten auch wir ...? Was kostet das Zimmer – Verzeihung, das Appartement?«

Peggy hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht sagen. Ich bin aber überzeugt, daß du es herausbekommen wirst.«

»Du bist wahnsinnig!«

»Verliebt in dich!« erwiderte sie schlagfertig. »Bitte, Wulf, laß uns heute von nichts anderem reden. Morgen magst du feststellen, was der Spaß hier kostet und wie lange wir bleiben können. Du kennst ja den Roulettgewinn.«

Er sah sie entgeistert an. »Willst du etwa das ganze Geld ...?«

»Warum nicht? Es ist uns in den Schoß gefallen und soll uns nun die schönsten Ferien unseres Lebens schenken.«

Darüber werden wir noch reden, dachte er. Jetzt wäre es sinnlos, mit ihr zu debattieren.

Aus Gründen der Vernunft wollte er schweigen und merkte nicht, daß Peggys Verlangen auf ihn überggesprungen war, daß er sich nach ihr sehnte und darum bangte, das Feuer zu löschen, das in ihr brannte.

»Gut«, sagte er nach einer Weile und legte seine Arme um ihre Taille.

Sie entzog sich ihm blitzschnell. »Nicht so stürmisch. Du könntest Flecken bekommen. Ich habe mich eben erst frisch lackiert.«

Das stimmte zwar nicht, aber sie hatte Angst, ihm nicht mehr widerstehen zu können. Zunächst sollte er sie zu Tisch führen, dann wollte sie mit ihm tanzen und trinken und sich und ihr neues Kleid von den Hotelgästen bewundern lassen. Und wenn sie all das bis zur Neige ausgekostet hatte, dann sollte er sie küssen – nichts anderes tun als küssen.

Stolz, und doch mit unnachahmlicher Gelassenheit, schritt sie bald darauf an Wulfs Arm in die Hotelhalle hinab. Und es trat ein, was sie sich erhofft und ersehnt hatte: Sie war die Attraktion des Abends. Und mit Wulf, der sich glücklich pries, einen dunklen Anzug mitgenommen zu haben.

»Mein Gott, ist das aufregend«, flüsterte sie, als er sie nach dem Essen auf die Terrasse hinausführte, wo eine kleine Kapelle spielte.

»Was?« fragte er.

»Wie sie alle schauen und tuscheln und hecheln.«

Er grinste. »Etwas weniger wäre mir lieber.«

»Mir nicht.«

»Ich möchte wissen, was du davon hast.«

»Sehr viel. Du übrigens auch. Schließlich bist du der Nutznießer.«

Je bewundernder die Blicke der Gäste auf Peggy ruhten, um so anschmiegsamer tanzte sie und um so verlangender wurden ihre Augen und Lippen. Bis sie plötzlich sagte: »Laß uns gehen. Ich möchte mit dir am Fenster unseres Zimmers stehen und auf das Meer hinabblicken.«

Wenige Minuten darauf schauten sie über die silbern glänzende Bucht von Formentor.

»Liebst du mich?« fragte sie.

Er antwortete nicht, sondern umarmte und küßte sie, daß sie glaubte, ihr würden die Sinne schwinden.

Etwa zur gleichen Zeit saßen Miriam und Harald zwischen Cannes und Nizza auf einer niedrigen Mauer und blickten über das Meer. Jeder hing eigenen Gedanken nach, beide aber waren sich bewußt, in die Richtung zu schauen, in der Mallorca lag.

Am Horizont tanzten die Lichter einer Fischerflottille. In regelmäßigen Abständen kreiste das Strahlenbündel eines Leuchtfuers über sie hinweg. Vereinzelte Wogen am Strand brachen sich an der hier flach abfallenden Küste. Über die hinter ihnen liegende Straße heulten Motoren durch die Nacht.

»Woran denkst du?« fragte Miriam, als sie eine Weile schweigend nebeneinandergesessen hatten.

Harald klopfte seine Pfeife aus. »Ich glaube, ich habe nur verdaut. Die kleinen Fische waren prima.«

Sie nickte.

»Und der Wein ... Ich fühle mich hier wohler als in Spanien.«

»Ich auch«, erwiderte Miriam. »Sogar so sehr, daß ich leichtsinnig werden könnte.«

Harald blickte zu ihr hinüber. »Sprich dich aus.«

»Wie wäre es, wenn wir morgen einen Ruhetag einlegten?«

Er strich sich über das Kinn. »Daran hab' ich auch schon gedacht. Wir haben ganz schön gespart, und ›Zatopek‹ läuft einwandfrei. Billiger als hier können wir nirgendwo wohnen. Fünfhundert Francs kostet das Zimmer. Wenn es auch verdammt klein ist und wir uns unter der Pumpe waschen müssen – fünf Mark ist kein Preis.«

»Du meinst also, wir könnten es riskieren?«

»Ich denk' schon.«

»Dann möchte ich morgen malen. Weißt du, den alten Fischer, der vor der Haustür saß. Hat der nicht ein tolles Gesicht?«

Harald lachte. »Ich schätze, daß er sich seit dreiundfünfzig Jahren nicht mehr gewaschen hat.«

»Wieso gerade dreiundfünfzig Jahre?«

»Erinnerst du dich nicht an den Witz, den Wulf uns erzählte?«

Miriam schwieg.

Ich bin ein Idiot, dachte Harald. Wie konnte ich nur von Wulf reden. Es wäre besser für sie, wenn sie sich von ihm frei machen könnte. Wenn ich nur wüßte, was ich tun soll.

Eine Zeitlang saßen sie schweigend nebeneinander. Dann fragte Miriam: »Glaubst du, daß er und Peggy ...?«

Harald antwortete bestimmt: »Das halte ich für ausgeschlossen. Wulf würde das niemals tun.«

»Und Peggy?«

Er zuckte die Achseln. »Wenn du mich so offen fragst: Ja! Mit jedem, sofern sie sich einen Vorteil davon verspricht.«

Miriam war schockiert. »Das glaubst du doch selber nicht.«

Harald machte eine wegwerfende Bewegung.

»Wenn du recht hättest, versteh' ich nicht, daß du ...«

»Darüber wollen wir nicht sprechen«, unterbrach er sie. »Es gibt Dinge ... Aber vielleicht genügt es dir, wenn ich sage: Ich bin froh, daß es soweit gekommen ist. Ich hätte wohl nie die Kraft aufgebracht, den schon lange notwendig gewordenen Trennungsstrich zu ziehen. Einfach, weil ich weiß, daß Peggy ohne Führung straucheln wird. Und ich mochte sie auch gerne. Im Grunde genommen ist sie ein patenter Kerl. Sie baut nur viel zu sehr auf ihre Schönheit und ihren guten Wuchs. Werden bei ihr die Zügel einmal lockergelassen, dann ist es aus mit ihr. Darum konnte ich mich nie dazu entschließen, den entscheidenden Schritt zu tun.«

Miriam rieb ihre Schultern. »Mich friert. Laß uns gehen.«

Harald erhob sich und war ihr behilflich. »Vergiß, was ich sagte. Das Leben geht oft die verrücktesten Wege. Im Glück von heute steckt vielleicht schon das Unglück von morgen. Und umgekehrt. Schau dir nur diesen Torpedo auf Rädern an«, sagte er, als ein Sportwagen in irrsinnigem Tempo an ihnen

vorbeijagte. »Gestern hat der Fahrer vielleicht das Glück gehabt, sich den teuren Wagen kaufen zu können. Heute rast er wie ein Irrsinniger und verzichtet darauf, die Gegend zu sehen. Und morgen sitzt er womöglich schon im Gefängnis, weil er nicht schnell genug bremsen konnte und einige Mitmenschen ins Jenseits beförderte.« Er legte den Arm um Miriam. »Wer weiß, wozu dein heutiger Kummer gut ist. Vielleicht liegt in ihm schon die Freude von morgen.«

Sie hakte sich bei ihm ein. »Du bemühst dich sehr um mich.«

»Aber geh«, erwiderte er. »Vergiß unser Gespräch und male morgen ein erstklassiges Bild. Für deine Ausstellung könnte es wichtig sein.«

»Wenn ich nur schon wüßte, woher ich das Geld für die Ausstellung nehme.«

Harald gab sich burschikos. »Streng deinen schönen Kopf nicht allzusehr an. Du kennst doch die alte Bauernregel: Kommt Zeit, kommt Geld – Regen und Kinder schenkt der Herrgott.«

»Amen!« erwiderte sie.

Dem Himmel sei Dank, dachte er erleichtert. Sie hat sich gefangen.

Bald darauf erreichten sie das kleine Fischerhaus, in das sie sich einquartiert hatten. Und sie lachten schallend, als sie ihr Zimmer betraten. Wie schon am Nachmittag, so war auch jetzt wieder der Vorhang zurückgeschoben, der bei ihrer Ankunft zwischen den Betten gehangen hatte.

»Sind halt Franzosen«, sagte Harald. »Sie können sich nicht vorstellen, daß ein junges Paar ...«

Miriams dunkle Augen erhielten einen ungewohnten Glanz. »Weißt du, was wir machen?«

Er sah sie fragend an.

»Morgen früh schlagen wir den Vorhang selber zurück. Dann denken die Fischer: Voilà, wir haben uns durchgesetzt.«

Harald grinste. »Wäre es unter diesen Umständen nicht

bequemer, ihn gleich offenzulassen?«

»Untersteh dich!« antwortete sie und reichte ihm die Hand.

»Gute Nacht!«

Während Miriam und Harald in aller Bescheidenheit entlang der Riviera nach Deutschland zurückkehrten und Stunden voller Kameradschaft, Zuneigung und Schönheit erlebten, feierten Peggy und Wulf in der Bucht von Formentor eine Orgie des Leichtsinns, die jede Vernunft im Keim erstickte. »Nach uns die Sintflut«, wurde ihre stehende Redensart.

Wenn das bei Peggy nicht allzu verwunderlich war, so setzte es bei Wulf doch in Erstaunen. Er machte aber nicht den geringsten Versuch, den Stein aufzuhalten, den Peggy ins Rollen gebracht hatte. Im Gegenteil. Er gab ihm weitere Stöße und ließ es lachend zu, daß der Roulettgewinn von annähernd 4000 Mark wie Eis in der Sonne zerrann.

Es ist gewonnenes Geld, sagte er sich. Warum sollen wir es nicht verjubeln? Wenn es zu Ende geht, mach' ich ein paar Kümmelfahrten, und der Schaden ist behoben. An zwei Nachmittagen verdiene ich spielend, was eine Woche in Formentor kostet. Anschaffungen dürfen dann natürlich nicht mehr gemacht werden. Aber das wird Peggy verstehen.

Sorge bereitete ihm nur ihre Stellung in dem Münchener Fotogeschäft. Doch sie lachte ihn aus, als er dieses Thema anschnitt.

»Leben wir auf dem Mond oder im Wirtschaftswunderland?« fragte sie übermütig. »Du kennst doch das Schild, das neuerdings in vielen Lokalen hängt: ›Seid nett zu den Kellnern! Sie kündigen sonst.‹ Das gleiche würde ich tun, wenn mein Chef sich darüber aufregen sollte, daß ich meinen Urlaub verlängert

habe.«

Wulf machte eine bedenkliche Miene.

»Halt jetzt keinen Vortrag über das Arbeitsrecht«, warnte sie ihn. »Die Epistel kenn' ich zur Genüge. Harald betete sie mir manchmal sogar mit Erfolg vor. Die Zeiten sind aber vorbei. Ich lieg' nicht mehr an der Kandare, bin frei wie ein Fisch im Wasser!«

Ich wollte, ich wäre frei wie sie, dachte Wulf bedrückt. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an Miriam denken muß. Wenn sie das Temperament von Peggy hätte ... Unsinn! Dann wäre sie eine Peggy und keine Miriam. Herrgott, ist das Leben verrückt. Nie ist man zufrieden. Immer wünscht man sich das, was man nicht hat.

Auf den Gedanken, daß er Peggy immer stärker an sich band, kam er nicht. Für ihn war sie eine Liaison, ein hübsches Spielzeug, das er glaubte, zu gegebener Zeit in die Ecke stellen zu können. Darin sollte er sich jedoch ebenso täuschen wie in der Wiederaufnahme von Schmuggelfahrten, zu der er sich gegen Ende der dritten Woche entschloß, als der Roulettgewinn zur Neige ging. Denn als er den Portier des Hotels »Impledo« aufsuchte und ihn bat, neue gewinnbringende Fahrten zu vermitteln, hob dieser abwehrend die Hände.

»Sie nicht wissen, was ist passiert?«

Wulf schüttelte den Kopf.

»Policía ganz plötzlich ist gekommen und hat beschlagnahmt alles. Sehr schlimm.« Er beugte sich vor und dämpfte die Stimme. »Wir vermuten, daß Ihre Freundin oder Ihr Freund die Sache hat verraten. Wir nicht bestimmt wissen, aber ...«

»Unmöglich«, unterbrach ihn Wulf. »Das ist völlig ausgeschlossen! Wie kommen Sie nur auf so eine verrückte Idee?«

Der Portier hob die Schultern. »Unmöglich ist nichts. Sie haben gehabt große Krach mit Freundin und Freund. Man nie weiß ...«

Es nützte nichts, daß Wulf erklärte, seine Hand dafür ins

Feuer zu legen, daß Miriam und Harald niemals zur Polizei laufen würden. Der Spanier blieb skeptisch.

»Und deshalb wollen Sie kein Geschäft mehr mit mir machen?« fragte Wulf erregt.

»Nicht darum«, antwortete der Portier. »Amigos mios jetzt einfach nicht können. Zu gefährlich.«

Wulf war außer sich. »Und Sie sehen keine andere Möglichkeit? Ich sitze fest, muß irgendwie zu Geld kommen.«

Der rundliche Spanier sah ihn geringschätzig an. »Sie immer sitzen fest. Was Sie verdienen heute, Sie morgen geben aus. Das nicht gut. Ich nicht mehr kann helfen.«

»Sie wollen nur nicht«, brauste Wulf auf.

»Vielleicht.«

»Und wenn ich Sie zwingen?«

»Sie mich wollen ...?« Dem Portier verschlug es die Stimme.

Wulfs Augen brannten. »Ich hab' Ihnen gesagt, daß ich festsitze und auf irgendeine Weise zu Geld kommen muß. Glauben Sie, daß ich mich so mir nichts, dir nichts abspeisen lasse, wenn ich merke, daß es nur am guten Willen fehlt? Nein, mein Lieber. Dafür haben Sie zuviel an mir verdient.«

Dem Portier trat der Schweiß auf die Stirn. »Ich geschworen, daß ich gut verlassen auf Sie. Aber jetzt ...« Er riß eine Schublade auf. »Durch Sie ich vielleicht verdient fünf- bis sechstausend Pesetas. Ich Ihnen nun gebe sechstausend. Dann Sie gehen und nie wieder betreten das ›Impledo‹.«

Wulf stieg das Blut zu Kopf. »So habe ich es nicht gemeint«, sagte er beschwichtigend.

Der Spanier legte ein Bündel Banknoten auf den Tisch und begann zu zählen.

»Ich nehme Ihr Geld nicht«, erklärte Wulf wütend.

»Zu spät«, sagte der Portier. »Wenn Sie nicht nehmen, dann ich es stecke in Opferstock von San Antonio. Sie haben gemacht das Geld schmutzig.«

Wulf war nahe daran, die Beherrschung zu verlieren. »Hören

Sie mit Ihrer blödsinnigen Zählerei auf!«

Der Spanier schüttelte den Kopf und zählte weiter.

Wulf wußte sich nicht mehr zu halten. Er fegte die Scheine vom Tisch, raste nach draußen und warf sich in das Taxi, mit dem er gekommen war. So schnell wie möglich wollte er mit Peggy sprechen. Wir müssen gemeinsam überlegen, sagte er sich. Ich bin am Ende mit meinem Latein. Wenn sie keinen Rat weiß ...

Als Peggy ihn die Treppe zur Terrasse emporhasten sah, wußte sie, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Sofort lief sie ihm entgegen und flüsterte ihm zu: »Nicht so aufgeregt! Man könnte hellhörig werden.«

»Du weißt Bescheid?«

»Dein Gesicht sagt mir genug. Nimm dich zusammen.«

Es gelang ihm nur schlecht.

Um so besser hatte Peggy sich in der Gewalt. Sie blieb auch ruhig, als Wulf ihr den Verlauf seiner Unterredung mit dem Portier schilderte.

»Wie konntest du nur die Nerven verlieren«, sagte sie vorwurfsvoll. »Das ist immer schlecht und verschlimmert die Dinge.«

»Ich weiß«, erwiderte er. »Ich wußte aber plötzlich nicht mehr ein noch aus.«

»Das kann ich mir denken. Aber nun laß uns mal vernünftig überlegen. Wieviel Geld haben wir noch?«

»Gerade so viel, daß wir Fahrkarten von Barcelona nach München kaufen können.«

»Und wie sieht es mit der Hotelrechnung aus?«

»Bis auf drei Tage ist alles bezahlt. Wir schulden also etwa dreitausend Pesetas.«

»Und da regst du dich auf? Das sind doch nur dreihundert Mark.«

»Du hast gut reden. Morgen sind es schon vierhundert. Wenn ich hier zahle, können wir die Fahrkarten nicht mehr kaufen.«

»Dann wirst du eben nicht zahlen. Nach unserer Zeche wird man uns ja wohl einen läppischen Kredit über ein paar hundert Mark einräumen.«

»Läppisch?« erregte er sich. »Wie willst du vier- bis fünfhundert Mark zurückzahlen?«

»Kommt Zeit, kommt Rat. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Welt, daß sich alle Dinge, und mögen sie noch so verfahren sein, immer wieder irgendwie regeln.«

Wulf trat an das Fenster. »Ist das alles, was du weißt?«

»Hast du erwartet, daß ich mir das Geld aus den Rippen schneiden kann?«

Er blickte nach draußen und wollte eben etwas erwidern, als er einen Sportwagen vorfahren sah, in dem der hagere Herr mit der geschlossenen Sonnenbrille saß, dem er schon mehrfach unter eigenartigen Umständen begegnet war.

Den schickt mir der Himmel, dachte er. Der Kerl muß der Drahtzieher einer ganzen Bande sein. Wenn einer mir helfen kann ...

»Schnell, Peggy!« rief er und winkte sie zu sich. »Siehst du den Herrn mit der Sonnenbrille?«

Sie nickte. »Was ist mit dem?«

»Ich weiß es nicht genau. Auf jeden Fall war er der Käufer der Fotoapparate. Und ich weiß bestimmt, daß er mit den Zigarettentransporten zu tun hatte.« Er wandte sich um. »Warte hier. Ich werde mit ihm reden.«

»Soll ich nicht mitkommen?«

»Besser nicht. Man weiß nie ...«

»Ich drück' dir die Daumen«, rief sie hinter ihm her.

Wulf eilte die Treppen hinunter und sah, daß der Sonnenbrillte unschlüssig auf der Terrasse stand und die Tische musterte. Genau wie im »Impledo«, dachte er und ging geradewegs auf ihn zu. »Pardon«, sagte er ohne alle Umschweife, »könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?«

Obgleich die Augen des Angesprochenen hinter dunklen

Gläsern lagen, war deutlich zu erkennen, daß er verwundert aufblickte. »Sie wissen, daß ich ...?« Er unterbrach sich, als hätte er schon zuviel gesagt.

Im Bestreben, einen sicheren Eindruck zu erwecken, lächelte Wulf hintergründig. »Soll ich Ihren Satz beenden?«

Der Sonnenbebrillte schaute sich um, als befürchte er, gehört zu werden. »Gehen wir hinunter«, antwortete er gedämpft.

Eine Weile stiegen sie schweigend die Treppe hinab. Erst, als niemand mehr in ihrer Nähe war, fragte der Hagere: »Woher wußten Sie, daß ich deutsch spreche?«

Wulf strich sich über die Nase. »Erinnern Sie sich an den Tag, an dem ich auf der Terrasse des ›Impledo‹ eine Leica verkaufte?«

Der Herr betrachtete ihn prüfend.

»Durch einen merkwürdigen Umstand erregten Sie meine Aufmerksamkeit. Obwohl augenleidend, setzten Sie sich so, daß Sie die Zeitung mit der Sonne im Rücken lesen mußten. Wie ist das möglich, fragte ich mich. Das erhöht doch die Blendwirkung.«

»Interessant«, bemerkte der Hagere.

»Die Folge: Ich beobachtete Sie. Dabei sah ich, daß Sie dem Spanier Alfonso, der die Kamera kaufen wollte, Zeichen gaben. Von diesem Moment an stand für mich fest, daß Sie der eigentliche Käufer waren.«

Wulfs Begleiter räusperte sich.

»Bald darauf erkannte ich auch, daß Sie die deutsche Sprache beherrschen.«

Der Sonnenbebrillte blieb stehen.

»Es war ganz einfach. Denn unmittelbar nachdem ich den Preis genannt hatte, nickten Sie Alfonso zu. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Portier meine Forderung aber noch nicht übersetzt.«

»Mein Kompliment«, sagte der Hagere. »Doch nun zu Ihnen. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Sie bitten, mich in eines Ihrer Geschäfte einzuschalten.«

»In eines meiner Geschäfte?«

»Ja. Ich hab' mehr Geld ausgegeben, als ich verantworten konnte, und sitze nun fest. Und Sie verkaufen nicht nur Fotoapparate. Darf ich daran erinnern, daß Sie mir seinerzeit mit Ihrem Sportwagen den Weg verstellten, damit man mich nicht schnappte?«

Der Hagere zog ein Tuch aus der Tasche.

»Wir trafen uns ebenfalls in einem entlegenen Haus, in dem Roulett und auch anderes gespielt wird«, fügte Wulf frech hinzu.

Der Sonnenbebrillte fuhr sich über die Stirn. »Merkwürdig, daß ich Sie dort nicht gesehen habe.«

»Meine Beobachtungsgabe ist offensichtlich besser als Ihre«, antwortete Wulf großspurig und dachte: Gut, daß ich ihm nicht sagte, daß wir uns dort nur in der Einfahrt begegnet sind. Jetzt hat er eine Nuß, die er nicht knacken kann.

»Wer führte Sie dort ein?«

Wulf gab sich den Anschein, als müsse er darüber nachdenken. »Ich weiß es nicht mehr«, sagte er nach einer Weile.

Wenn er den Namen nicht nennt, dürfte man sich auf ihn verlassen können, überlegte der Hagere. »Sind Sie allein?«

»Nein. Ich bin mit einer Freundin hier.«

»Weiß Sie von Ihren diversen Beobachtungen?«

Wulf schüttelte den Kopf.

»Entschuldigen Sie meine Neugier, aber ... Sie sitzen fest?«

»Ja.«

»Sehr?«

»Es geht.«

»Haben Sie einen Wagen?«

Wulf sah ihn fragend an.

»An einem Auto kann man viel verdienen. Für einen VW zahle ich zehntausend Mark.«

»Und anschließend geht der Verkäufer baden, weil ihm der Lösungsvermerk im ›Carnet‹ fehlt.«

»Für wen halten Sie mich? Wenn ich einen Wagen übernehme, werden die Papiere in Ordnung gebracht, und der Abschnitt, der normalerweise an der Grenze herausgetrennt wird, wandert zur richtigen Stelle.«

Wulf pfiff durch die Zähne.

»Das Auto darf nur nicht versichert sein.«

»Warum nicht?«

»Weil der Wagen zu irgendeinem Zeitpunkt daheim als gestohlen gemeldet werden muß. Sie verstehen: damit er für alle Zeiten verschwindet. Wurde er versichert, dann beginnt eine peinliche Untersuchung. Es könnte ja ein Versicherungsbetrug sein. Ist er hingegen nicht versichert, kommt niemand auf den Gedanken, den Bestohlenen zu verdächtigen. Er macht ja keine Ansprüche geltend.«

Wulfs Wangen waren vor Erregung gerötet. »Das Geschäft können wir tätigen. Ich bringe Ihnen einen funkelnagelneuen Wagen, wenn Sie mir tausend Mark Vorschuß geben. Damit wäre ich im Moment wieder flott.«

Der Sonnenbebrillte grinste. »Nehmen Sie es mir nicht übel, aber für so naiv hätte ich Sie nicht gehalten.«

Wulf sah ihn verwundert an.

»Nun machen Sie nicht solche Unschuldsaugen. Bringen Sie den Wagen, dann ...«

»Ohne Geld kann ich doch nicht nach Hause fahren und einen Wagen holen«, unterbrach ihn Wulf.

»Ist das meine Schuld?«

»Natürlich nicht.« Er sah sein Gegenüber flehend an. »Haben Sie keine andere Möglichkeit?«

Der Hagere nagte an seinen Lippen und betrachtete Wulf von oben bis unten. »Können Sie gut schwimmen?«

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, aber ich machte die Prüfung für Rettungsschwimmer.«

»Trauen Sie sich hundert Meter bei Seegang zu?«

Wulf setzte eine spöttische Miene auf. »Kleinigkeit. Um was geht's denn?«

Der Sonnenbebrillte hob die Hände. »Nicht so stürmisch. Wieviel Pesetas müßten Sie haben, wenn Sie – sagen wir in fünf Tagen – die Insel schuldenfrei verlassen wollen?«

Wulf überschlug die Hotelkosten und nannte das Doppelte der errechneten Summe.

»Sechzehntausend?« wiederholte der Hagere. »Das ist viel Geld. Aber gut, ich gebe Ihnen die Möglichkeit, sich diese Summe zu verdienen. Vielleicht machen wir dann später auch noch ein Autogeschäft.«

»Und was habe ich zu tun?«

Der Hagere blickte vor sich hin. »Ad eins: Ab übermorgen müssen Sie jederzeit telefonisch erreichbar sein. Ad zwei: Zu dem Zeitpunkt, den ich Ihnen irgendwann am Apparat nennen werde, finden Sie sich in der Bucht von Alcudia ein. Und zwar auf der Landzunge, die unmittelbar vor der kleinen Insel mit dem Leuchtturm liegt. Fahren Sie morgen einmal dorthin und sehen sich die Stelle genau an. Ad drei: Sie werden zu niemandem über unsere Vereinbarung sprechen. Klar?«

»Gewiß. Aber das wird nicht die Aufgabe sein, für die Sie mir sechzehntausend Pesetas zahlen wollen.«

»Natürlich nicht. Alles Weitere erfahren Sie, wenn wir – Sie und ich – uns auf See befinden. Sollten Sie Bedenken haben, bitte, es zwingt Sie niemand.«

»Bedenken habe ich nicht. Und daß Sie keinen Wohltätigkeitsverein unterhalten, kann ich mir ebenfalls denken. Wer zahlt aber meine Hotelrechnung, wenn ich nicht wieder von Ihnen höre?«

Der Sonnenbebrillte zog seine Brieftasche. »Die Frage hätte ich auch gestellt. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen: Ich gebe Ihnen die Hälfte als Anzahlung. Einverstanden?«

Wulf fiel ein Stein vom Herzen. Gerettet, dachte er. Jetzt

kann uns nichts mehr passieren.

Peggy kamen größte Bedenken, als Wulf ihr erzählte, auf welche Vereinbarung er sich eingelassen hatte. Sie sah aber ein, daß ihm keine andere Wahl geblieben war, und sie tröstete sich in dem Gedanken, daß sich der Herr mit der Sonnenbrille wohl kaum persönlich an einem gefährlichen Unternehmen beteiligen würde.

Darin täuschte sie sich jedoch. Der geheimnisvolle Unbekannte wußte sehr genau, warum er die von ihm geplante Aktion selbst durchführen wollte. Und er wußte auch, warum er gerade Wulf in seine Pläne einbezog. Er wünschte keine Mitwisser auf der Insel. In der gleichen Angelegenheit hatte er früher einmal mit einem Mallorquines zusammengearbeitet. Die Erfahrung jedoch, die er dabei hatte machen müssen, saß ihm noch heute in den Knochen. Es war ihm damals nichts anderes übriggeblieben, als zu handeln. Aber wenn das Meer auch keine Zeugen kennt, seit jenem Tage hatte er das lukrativste seiner Geschäfte nicht mehr durchführen können. Er wagte es einfach nicht, nochmals mit einem Einheimischen zusammenzuarbeiten.

Bei Wulf beurteilte er die Dinge anders. Er konnte einkalkulieren, daß dieser die Insel spätestens in fünf Tagen verlassen würde. Nachdenklich stimmten ihn nur die von Wulf gemachten Beobachtungen. Er hatte immer geglaubt, keine Fehler zu machen. Daß er als »Augenleidender« eine Zeitung mit der Sonne im Rücken gelesen hatte, machte ihn unsicher. Mehr aber noch, daß er sich nicht entsinnen konnte, den Deutschen am Roulettisch gesehen zu haben.

Er war jedoch zufrieden, nachdem er noch in der gleichen Nacht über einen Verbindungsmann in Barcelona mit Tanger telefoniert hatte. Die Sache schien zu klappen. Einen endgültigen Bescheid sollte er allerdings erst im Laufe des nächsten Abends erhalten.

Und er erhielt ihn in Form eines allgemein gehaltenen Telefongesprächs über die Unterkunftsmöglichkeiten und Preise der verschiedenen Hotels und Pensionen auf Mallorca.

Als das Gespräch beendet war, rief er Wulf an, dem er bedeutete, am nächsten Abend um sieben Uhr zu der verabredeten Stelle zu kommen.

»In Ordnung«, erwiderte Wulf. »Eine Frage habe ich aber noch. Wann werden wir zurück sein?«

Es dauerte eine Weile, bis der Hagere antwortete. »Wahrscheinlich zwischen zehn und elf.«

»An der Stelle, an der wir uns treffen?«

Der Sonnenbebrillte legte den Hörer auf.

Der macht's ganz schön spannend, dachte Wulf. Ich möchte nur wissen, worum es geht. Hundert Meter soll ich schwimmen? Auf See und offensichtlich in der Nacht? Merkwürdig. Wenn ich diese Angelegenheit hinter mich gebracht habe, mache ich drei Kreuzzeichen und verlasse Mallorca.

Er ahnte nicht, daß er die Insel geradezu fluchtartig verlassen würde.

Peggy war es nicht wohl zumute, als Wulf sich am nächsten Nachmittag von ihr verabschiedete. Verzweifelt umklammerte und küßte sie ihn.

»Man könnte meinen, du wärest meine Frau«, sagte er.

Peggy erwiderte nichts, obwohl sie ihm gerne zu verstehen gegeben hätte, daß in den vergangenen Wochen etwas mit ihr geschehen war, das sie nie für möglich gehalten hatte: Sie war restlos verliebt und empfand zum erstenmal in ihrem Leben den Schmerz der Trennung. Sie fühlte sich als seine Frau, hatte aber Angst, es ihm zu sagen, weil sie spürte, daß sie ihn dann verlieren würde. Nur eine Frage richtete sie noch an ihn: »Darf ich dich bis nach Alcudia begleiten?«

»Nein«, antwortete er bestimmt. »Wenn etwas passieren sollte – ich halte das zwar für unmöglich, aber man weiß es ja nie –, dann möchte ich nicht, daß du auf dem Weg dorthin mit

mir gesehen wurdest.«

Er liebt mich, dachte sie mit der unbegreiflichen Logik einer Liebenden. Wäre es ihm egal, was aus mir wird, dann würde er mich jetzt mitnehmen.

Bald darauf stieg Wulf in ein Taxi und fuhr nach Puerto de Pollensa. Dort mietete er sich einen anderen Wagen, mit dem er die wenigen Kilometer nach Alcudia zurücklegte, wo er den Fahrer am Ortseingang entlohnte. Dann ging er gemächlich durch die Stadt und an der Bucht entlang zu der Stelle, an der er sich einfinden sollte.

Bin gespannt, aus welcher Richtung das Boot kommen wird, dachte er, als er sein Ziel erreicht hatte und über das Wasser blickte. Wahrscheinlich vom gegenüberliegenden Ufer, aus dem Wald heraus, in dem der dunkelhäutige Spanier bei meinen Schmuggelfahrten immer mit dem Wagen verschwand.

Wulf täuschte sich nicht. Kurz vor der festgelegten Zeit sah er ein ungewöhnlich schnelles Motorboot über die Bucht hinweg auf sich zujagen, und schon wenige Minuten später konnte er die Manövrierkunst des Sonnenbebrillten bewundern. Auf einen Meter genau legte er neben der Erhöhung an, auf der Wulf stand.

Wulf sprang in das Boot.

Der Hagere gab Vollgas und warf das Steuer herum. »Irgend etwas Besonderes bemerkt?«

Wulf mußte sich festhalten, um nicht hinzuschlagen. »Das Ding schießt ganz schön vorwärts«, rief er unwillkürlich.

»Ich hab' Sie was gefragt!« schrie der Sonnenbebrillte gegen den Fahrtwind an.

»Sie sehen doch, daß ich ... Aber seien Sie unbesorgt: Mir ist nichts aufgefallen.«

Der Hagere wies auf am Boden liegende Gurte. »Draußen herrscht Seegang zwei bis drei. Schnallen Sie sich an. Querriemen um den Leib, Längsriemen unten einklinken.«

Wulf befolgte die Anordnung. »Ein tolles Boot«, sagte er, als

er sich angeschnallt hatte.

Der Sonnenbebrillte nickte. »Es läuft gut dreißig Meilen.«

»Und wohin geht die Reise?«

»Zunächst einmal um Punta Sabate und später um das Kap Formentor herum.«

»Und dann?«

Der Hagere reichte ihm eine Karte. »Hinter Formentor drehen wir auf Westnordwest und steuern die von mir durch ein Kreuz gekennzeichnete Stelle an.«

Wulf betrachtete die Karte. »Wir dürften dann etwa fünfzehn Kilometer nördlich der unzugänglichen Felsenküste stehen.«

»Zwölf.«

»Und was machen wir da?«

»Dort werden wir einen guten Bekannten von mir treffen.«

»Aha«, erwiderte Wulf. »Er kommt wahrscheinlich zu Fuß, ist müde, bricht hundert Meter vorm Ziel zusammen, und ich muß ihn retten.«

Der Sonnenbebrillte lachte. »Freut mich, daß Sie Humor haben. Aber ganz so, wie Sie es sich vorstellen, wird es nicht sein.«

»Wie denn?«

»Das erfahren Sie, wenn es soweit ist.«

»Immer noch mißtrauisch?«

»Weniger, als Sie denken. Aber wenn mein Bekannter nicht kommen sollte – es gibt bekanntlich unvorhergesehene Zwischenfälle –, dann möchte ich nicht, daß Sie mehr wissen, als unbedingt notwendig ist.«

»Und wenn er kommt?«

»Dann können Sie alles wissen, weil Sie dann in das Unternehmen eingespannt und somit zum Beteiligten werden.«

»Verstehe. Sie meinen, das wird mir den Mund schließen.«

»Sie haben eine schnelle Auffassungsgabe.«

»Danke«, erwiderte Wulf und dachte: Scheint 'ne ziemliche Schweinerei zu sein, auf die ich mich da eingelassen habe. Ich

wollte, es wäre schon alles vorbei.

In Höhe von Punta Sabaté wurde das Meer von Minute zu Minute unruhiger. Die ersten Wellen erfaßten das Boot. Der Hagere drosselte den Motor und verringerte die Geschwindigkeit.

»Legen Sie uns die Ölmäntel um«, sagte er und deutete auf ein verschnürtes Bündel. »Der Gischt wird gleich über uns hinweggehen. Richtig schaukeln werden wir aber erst hinter Formentor. Bis dahin liegen wir im Windschatten der Berge.«

»Und was machen Sie, wenn ich seekrank werde?«

»Das kommt drauf an. Ballast kann zur Gefahr werden; man schmeißt ihn gegebenenfalls über Bord.« Er lachte, als wollte er das Gesagte abschwächen.

Wulf wagte es nicht, zur Seite zu blicken. Sich nur keine Blöße geben, dachte er. Der Kerl ist gefährlich. Aber da ich es weiß, ist eine mögliche Gefahr schon teilweise gebannt. Ich wollte, ich hätte auf Miriam gehört.

Der Hagere wies zum Kap hinüber, das er im Abstand von etwa fünf Kilometern umfuhr. »Gleich wird's losgehen. Stellen Sie sich neben mich und halten Sie sich an diesen Griffen fest. Ich möchte die Geschwindigkeit nicht weiter verringern.«

Wulf trat an ihn heran.

»Es wird etwa zehn Minuten dauern«, fuhr der Hagere fort. »Dann haben wir Formentor passiert und kommen in eine weitläufige Dünung. Angst brauchen Sie nicht zu haben. Das Boot ist seefest.«

Hoffentlich, dachte Wulf.

Kurz darauf schlugen die ersten Wogen über Bord. Kein Wort wurde mehr gesprochen. Die Lippen zusammengepreßt, stemmten sie sich den Brechern entgegen, die klatschend in ihre Gesichter schlugen und sie umzuwerfen drohten. In Strömen floß das Wasser an ihnen herab. Ihre Wangen brannten, die Augen schmerzten.

Ich Idiot, fluchte Wulf im stillen. Wie konnte ich mir einbil-

den, das Geld geschenkt zu bekommen. Hätte ich gewußt ...

Er wußte noch vieles nicht. Einiges aber sollte er schon bald darauf erfahren. Denn als die stürmische Zone hinter ihnen lag und sie mit erhöhter Geschwindigkeit über die nun tatsächlich weitlaufende Dünung in die Dämmerung hineinjagten, fiel ihm ein, daß sein Begleiter beständig den Himmel absuchte.

Die unablässige Beobachtung des Himmels kann nur bedeuten, daß er ein Flugzeug erwartet, schoß es Wulf durch den Kopf. Ich muß die Chance nützen, die sich mir bietet. Wenn ich jetzt bluffe, weiß er nicht, woran er ist. Automatisch erhöht sich dadurch meine Sicherheit.

Er stieß den Sonnenbebrillten an und deutete auf die zusehends grauer werdende See. »Wenn Ihr Bekannter nicht bald aufkreuzt, kann er nicht mehr landen.«

Der Hagere stutzte. »Woher wissen Sie ...«

»... daß Sie ein Wasserflugzeug erwarten?« unterbrach ihn Wulf. »Ich weiß mehr, als Sie denken. Zum Beispiel, daß Sie dieses Boot möglichst nahe an die Maschine herandirigieren werden und ich die letzten Meter schwimmend überbrücken soll, um etwas zu übernehmen. Ich weiß nur noch nicht, was.«

Der Sonnenbebrillte machte ein verbissenes Gesicht. »Ihr Beobachtungs- und Kombinationsvermögen fällt mir langsam auf die Nerven.«

»Warum?« fragte Wulf belustigt. »Sie wissen, daß ich die Klappe halte, und ich weiß, daß Sie nicht versuchen werden, sich an der Zahlung vorbeizudrücken. Ein Mann wie ich tut schließlich nichts, ohne sich abzusichern.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich wollte Ihnen nur zu verstehen geben, daß eine bestimmte Stelle gewisse Informationen erhält, falls ich morgen früh nicht wohlbehalten in meinem Bettchen liege.«

Der Hagere preßte die Lippen zusammen. Das Boot stampfte und schlingerte.

»Machen Sie sich fertig«, sagte er nach einer Weile und

deutete nach Osten.

Wulf blickte in die gewiesene Richtung und erkannte die Umrisse eines zweimotorigen Amphibienflugzeuges. »Muß eine verdammt kostbare Sache sein, die ich zu übernehmen habe.«

Der Sonnenbebrillte überhörte die Bemerkung und öffnete ein unterhalb des Steuerrades angebrachtes Fach, dem er einen schmalen, röhrenartigen Behälter entnahm, den er Wulf in die Hand drückte.

»Ziehen sie an der Schnur und werfen sie das Ding über Bord.«

Wulf tat es und schaute zurück. Hinter ihnen entwickelten sich gelbgrüne Rauchschwaden, die der Wind über das Wasser fegte.

Der Hagere wechselte den Kurs und ließ das Boot nach Süden laufen.

»Die Maschine wird links von der Landemarkierung aufsetzen«, sagte er. »Der Qualm wird Sie also nicht behindern, wenn Sie 'rüberschwimmen.«

»Und was hab' ich zu holen?«

»Ein aufgepumptes Gummifloß, daß Sie nur vor sich herzuschieben brauchen.«

»Und was befindet sich ...«

»Das geht Sie nichts an«, unterbrach ihn der Sonnenbebrillte. »Von mir aus können Sie annehmen, es sei Gold, Platin oder was weiß ich.«

Vielleicht ist es besser, nicht weiter eingeweiht zu sein, dachte Wulf. Er zog sich schnell aus, da er sah, daß das Flugzeug zur Landung ansetzte. Nur noch wenige Meter schwebte es über dem Wasser dahin, dann berührte sein Kiel die Oberfläche. Gischt sprühte auf. Die Geschwindigkeit verringerte sich. Der Rumpf tauchte ein. Sekundenlang bildete sich eine hohe Bugwelle. Die seitlichen Flügelschwimmer glitten über das Wasser hinweg. Dann kam die Maschine

schnell zum Stillstand.

Der Hagere warf das Steuer herum. »Ich werde heute ziemlich nahe herankommen können«, rief er. »Schwimmen Sie hinter der Tragfläche auf den Rumpf zu. Am Floß, das man Ihnen zuwerfen wird, ist eine Leine befestigt, die langsam nachgelassen wird. Führen Sie sie durch Ihre Beine, dann sind Sie nicht behindert.«

Wulf nickte und schaute zum Flugboot hinüber, das klobig aussah und die Farbe des Wassers hatte. Die Motoren liefen im Leerlauf. Ein Hoheitszeichen konnte er nicht entdecken.

»Und beeilen Sie sich«, fuhr sein Begleiter fort. »Es wird jetzt schnell dunkel.«

Wenige Minuten später lag das Boot etwa dreißig Meter neben der Maschine, die schwerfällig in der Dünung stampfte.

Der Sonnenbebrillte drosselte den Motor.

Wulf sprang über Bord und schwamm mit kräftigen Stößen. Meter um Meter arbeitete er sich an den Rumpf des Flugzeuges heran, auf dem eine Klappe geöffnet und zwei Männer sichtbar wurden, die einen rechteckigen Gegenstand herabließen.

Wird das Gummifloß sein, dachte er und hielt darauf zu. Er hörte das Schlagen der Propeller, deren Luftstrom das vor ihm liegende Wasser peitschte und an seinen Haaren zerzte.

Er erreichte den Rumpf, an dem es ihm verhältnismäßig schnell gelang, die am Floß befestigte Schnur durch die Beine zu führen und sich abzustoßen.

Der Rückweg war nicht beschwerlicher, dauerte aber länger, da er das Floß, das wie eine gewöhnliche Gummimatrmatze aussah, nun vor sich herschieben mußte. Dabei verlor er das niedrige Motorboot immer wieder aus den Augen. Aber er erreichte es schließlich.

Der Hagere zog das Floß an Bord und war Wulf beim Übersteigen behilflich. »Großartig«, sagte er sichtlich befriedigt, kappte die Schnur und breitete die Arme aus, die er mehrmals hob und senkte. Dann klopfte er Wulf auf den Rücken. »Ziehen

Sie sich an. Wir brausen ab. Bei dem Fahrtwind könnten Sie sich eine Lungenentzündung holen.«

Wulf drückte sich das Wasser aus den Haaren. Erstaunlich, dachte er. Ich hätte eher geglaubt, daß er mir einen Schlag auf den Schädel geben würde. Aber, wer weiß, vielleicht hat er es nicht getan, weil ich vorhin gründlich geblufft habe.

Die Motoren des Flugzeuges heulten auf, und wenige Sekunden später war die Maschine in der einbrechenden Dunkelheit verschwunden.

Der Sonnenbebrillte gab Vollgas und nahm Kurs auf Kap Formenter.

Jetzt möchte ich nur noch wissen, was ich geholt habe, überlegte Wulf, während er sich ankleidete. Gold oder Platin war es bestimmt nicht. Die ganze Sache wiegt höchstens zwanzig Kilo. Was kann so teuer sein, daß sich der Einsatz eines Flugzeuges lohnt?

Eine Viertelstunde später sollte er es unter entsetzlichen Umständen erfahren. Sie waren mit hoher Geschwindigkeit dahingejagt und näherten sich der dunkel gegen den Sternenhimmel abhebenden Insel, als plötzlich ein winziges weißes und ein größeres rotes Licht vor ihnen auftauchte.

»Polizei!« schrie der Hagere.

Wulf war wie erstarrt.

»Die Schweine laufen quer zu uns. Genau auf das Kap zu. Sie wollen uns den Weg abschneiden.«

»Könnte es nicht ein Fischerboot sein?«

»Ausgeschlossen. Auf dieser Seite der Insel ...« Der Sonnenbebrillte unterbrach sich. »Schnell, werfen Sie das Floß in die Kabine!«

»Was ist in dem Ding?«

»Opium! Los, runter damit.«

Wulf war nicht fähig, sich zu bewegen.

»Ich knall' Sie über den Haufen, wenn Sie nicht augenblicklich ...«

Vor ihnen blitzte ein Scheinwerfer auf.

»In Deckung!« schrie der Hagere. »Ich ramme!«

»Sind Sie wahnsinnig?«

Das Lichtbündel geisterte durch die Nacht.

»Es ist unsere einzige Rettung!« Der Sonnenbebrillte gab Vollgas und steuerte den Scheinwerfer an, der unsicher geschwenkt wurde und sie noch nicht erfaßt hatte.

»Machen Sie keinen Unsinn!« flehte Wulf. Schemenhaft erkannte er die Silhouette eines flachen Bootes.

»Es bleibt uns keine andere Wahl«, brüllte der Hagere und duckte sich. »Unser Bug ist aus Stahl. Halten Sie sich fest!«

»Nein!« schrie Wulf und stürzte sich auf seinen Begleiter.

Der Sonnenbebrillte stieß ihn zurück. »Idiot!«

Wulf ging erneut auf ihn los.

Zu spät. Es krachte. Im hohen Bogen wurde er nach vorne geschleudert. Um ihn herum splitterte es. Der Scheinwerfer erlosch. Er bildete sich ein, den Schrei eines Kindes zu hören.

Minutenlang lag Wulf regungslos am Boden des Bootes, das nur unwesentlich beschädigt war und mit höchster Geschwindigkeit auf das Kap Formentor zulief. Ihm dröhnte der Schädel. Eine Zeitlang bemühte er sich vergeblich, sich zurechtzufinden. Doch dann sah er die hagere Gestalt seines Begleiters, die sich gespenstig gegen den nächtlichen Himmel abhob. Augenblicklich wußte er, wo er sich befand und was geschehen war. Wir haben Menschen in den Tod gejagt, dachte er voller Entsetzen. Der Kerl ist ihr Mörder. Ich wurde mitschuldig. Herrgott, was soll ich tun? Ich werde zur Polizei gehen müssen. Mir wird nichts anderes übrigbleiben.

Er richtete sich auf und fühlte einen stechenden Schmerz im Hinterkopf.

Der Sonnenbebrillte bemerkte, daß Wulf sich bewegte. »Haben Sie was abbekommen?« rief er.

Wulf fand nicht die Kraft zu antworten.

»Mich würde es nicht wundern«, fuhr sein Begleiter fort. »Und ich wäre nicht einmal traurig darüber. Sie wissen hoffentlich, daß Sie mich hindern wollten, das Polizeiboot zu rammen.«

Wulf erhob sich. »Ich wollte, ich hätte es verhindern können.«

Der Hagere schwieg, und Wulf spürte, daß ihm ein nicht wiedergutzumachender Fehler unterlaufen war.

Das hätte ich nicht sagen dürfen, haderte er mit sich. Jetzt hab' ich ihn darauf aufmerksam gemacht, daß ich ihm gefährlich werden kann. Womöglich überlegt er nun, ob es nicht besser wäre, mich zu erledigen. Ich bin ja der einzige, der ihn belasten könnte.

Angst überfiel ihn. »Sie müssen mich verstehen«, schrie er gegen den Fahrtwind an. »Als ich Sie hindern wollte, glaubte ich, daß beim Rammen auch unser Boot zum Teufel gehen würde. Wie komme ich dazu, kampflös abzukratzen, sagte ich mir.«

»Sie haben mich für einen Angsthosen gehalten?«

»Das nicht. Ich nahm aber an, Sie wären kopflös geworden. Von der christlichen Seefahrt verstehe ich ja nichts.«

»Das hab' ich gemerkt. Sie konnten natürlich nicht wissen, daß der Bug unseres Bootes verstärkt wurde. Im äußersten Notfall, und der war heute gegeben, ist Rammen immer noch das sicherste Mittel. In der Regel ist derjenige, der von der Seite gefaßt wird, außer Gefecht gesetzt.« Er lachte. »Was meinen Sie, wie beschäftigt die Herren Schnüffler jetzt sind?«

»Glauben Sie, daß deren Boot absackt?«

Der Sonnenbebrillte lachte. »Polizeiboote gehen so schnell nicht unter. Wir haben übrigens Glück gehabt. Die Kerle müssen geschlafen haben. Mit dem Scheinwerfer sind sie umgegangen, als hätten sie noch nie so 'n Ding in der Hand gehabt. Und nicht einen einzigen Schuß haben sie abgegeben. Oder haben Sie was gehört?«

Wulf war es, als fiel ihm ein Stein vom Herzen. »Nein«, antwortete er. »Und Sie sind wirklich davon überzeugt, daß denen nichts passiert?«

»Das möchte ich nicht gerade behaupten. Der Kommandant wird bestimmt strafversetzt. Blöder als er ... Aber seien wir ihm dankbar. Wenn er auf Draht gewesen wäre, hätte man uns jetzt beim Wickel.«

Wulf wollte eben etwas erwidern, als er sich an den Schrei erinnerte, den er inmitten des Krachens und Splitters zu hören geglaubt hatte. »Und was ist, wenn es kein Polizeiboot war?« fragte er besorgt.

»Kein Polizeiboot? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß auf dieser Seite der Insel ... Wie kommen Sie überhaupt darauf?«

Wulf zögerte. »Ich kann es nicht beschwören, bilde mir aber ein, den Schrei eines Kindes gehört zu haben.«

»Wird das Zwitschern der Engel gewesen sein, die bei Ihnen vorsprachen, als Sie Ihren Salto vollführten.« Der Sonnenbebrillte schüttelte den Kopf. »Schrei eines Kindes! Ausgerechnet in der Nacht vor der felsigen Nordküste von Mallorca! So 'n Quatsch.«

»Und wenn ich mich nicht täusche?«

»Hören Sie auf mit Ihrem Blödsinn.«

»Haben Sie nicht selbst gesagt, daß mit dem Scheinwerfer umgegangen wurde, als hätte derjenige, der ihn bediente, nicht Bescheid gewußt? Und sind Sie nicht der Auffassung, daß kein Schuß abgefeuert wurde?«

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis der Hagere antwortete. »Sie können einem ganz schön zusetzen«, sagte er mit veränderter Stimme. »Denn wenn Sie sich nicht täuschen ... Nein!« schrie er plötzlich. »Das ist Wahnsinn! Was sollte ein Boot zu dieser Zeit ...? Ich will von Ihrer Idiotie nichts mehr hören, bekomme sonst noch einen Moralischen.«

Erstaunlich, dachte Wulf. Das hätte ich nicht erwartet. Doch ob mit oder ohne Moralischen – eingesperrt wird er auf jeden

Fall. Leider auch ich. Denn ich gehe zur Polizei. Das Opium muß sichergestellt werden.

Im Verlauf der nächsten Stunde, in der sie nur noch wenig miteinander sprachen, war Wulf oftmals der Verzweiflung nahe. Er konnte sich nicht vorstellen, daß sein Leben jemals wieder in geordneten Bahnen verlaufen würde.

Schemenhaft tauchte Miriam vor ihm auf. Sie sah blaß aus, ratlos, verweint.

Dann glaubte er, Harald schaue ihn an. Kalt, abweisend, verächtlich.

Es folgte das Bild der Mutter. Ihre Augen flackerten in nervöser Unruhe.

Wie immer, dachte Wulf. Auch in dieser Stunde hat sie keine Zeit für mich. Wahrscheinlich, weil sie sich umkleiden und zurechtmachen muß, da Freunde auf sie warten.

Er vergegenwärtigte sich das Gesicht des Vaters. Massig und stiernackig saß er hinter seinem Schreibtisch.

Würde er mir helfen? Kaum. Wenn er erführe, in welche Lage ich geraten bin, würde er verärgert sein. Über die Störung. Und dann würde er weiterarbeiten. Teilnehmen am Wirtschaftswunder.

Gesicht um Gesicht tauchte vor Wulf auf, nur nicht das von Peggy. Er wurde sich dessen aber nicht bewußt. Es fiel ihm erst auf, als ihm der Sonnenbebrillte nach dem Anlegen in der Bucht von Alcudia ein Bündel Banknoten in die Hand drücken wollte.

»Nein, danke«, sagte er und dachte: Merkwürdig, daß ich auf der ganzen Fahrt nicht eine Sekunde an Peggy gedacht habe. Wenn sie erfährt, daß ich die restlichen Pesetas nicht genommen habe, wird sie mich für verrückt erklären.

»Was soll der Unsinn?« rief der Hagere hinter ihm her. »Sie müssen doch die Hotelrechnung begleichen.«

Wulf blickte zurück. »Die wird beglichen.«

»Aber womit denn?«

»Ich nannte Ihnen das Doppelte der Summe, die ich benötigte, komme mit der Anzahlung also aus.«

Wie ein Betrunkener lief er durch die Nacht. Sein Gleichgewichtsgefühl war gestört. Ihm war es, als hebe und senke sich die Erde. Dauernd glaubte er ins Leere zu treten. Er wurde immer unsicherer. Mit jedem Schritt aber, den er ging, bröckelte etwas von dem Entschluß ab, den er im Boot gefaßt hatte. Er wußte, daß er zur Polizei gehen mußte. Vorher wollte er jedoch Peggy aufsuchen. Er konnte sie nicht einfach sitzenlassen. Sie mußte schnellstens ihre Sachen packen und die Insel verlassen.

Die Füße schmerzten ihm, als er Alcudia erreichte. Hier hatte er Glück: In der Nähe des Hotels »Marina« stand ein Taxi.

Während der Fahrt nach Formentor versuchte er, sich zu beruhigen; es gelang ihm nur schlecht. Immer häufiger vermeinte er, den Schrei eines Kindes zu hören, und je öfter er ihn vernahm, um so sicherer wurde er, ihn im Augenblick des Zusammenpralls tatsächlich gehört zu haben. Für ihn gab es keinen Zweifel mehr: der Schrei war da. Er hatte ihn gehört und hörte ihn auch im Heulen des Sturmes, der über die Paßhöhe von Formentor fegte. Voller Entsetzen ließ er den Fahrer anhalten und trat an den sechs- bis siebenhundert Meter hohen Steilhang heran, um auf das Meer hinabzublicken.

Irgendwo da unten muß es gewesen sein, dachte er. Und dann betete er – er wußte nicht, wann er es das letzte Mal getan hatte: »Herrgott, ich flehe dich an, laß nicht wahr werden, was ich befürchte. Jede Buße will ich auf mich nehmen, aber laß nicht wahr werden ...«

Als er das Hotel erreichte, lief ihm Peggy, die schon auf ihn gewartet hatte, auf der Terrasse entgegen. »Wulf!« rief sie, fuhr jedoch entsetzt zurück, als der Schein einer Laterne auf sein Gesicht fiel. »Um Himmels willen, wie siehst du aus? Was ist geschehen?«

Er konnte nicht antworten. Seine Augen lagen in tiefen Höhlen. Die Haare waren zerzaust. Sein Hemd stand offen. Die

Krawatte saß schief.

»Gib mir deinen Kamm«, sagte sie. »So kannst du unmöglich durch die Hotelhalle gehen.«

Wulf griff in die Seitentasche seines Jacketts.

Sie fuhr ihm durch das Haar. »Ist etwas passiert?«

»Ja.«

Peggy glaubte nie ein bedeutungsvolleres »Ja« gehört zu haben. Sie umarmte Wulf. »Was immer es sein mag, ich halte zu dir. Ich liebe dich – wirklich, ich liebe dich.«

Es tat ihm gut, Peggy so reden zu hören. Dennoch kam ihm jedes ihrer Worte unsinnig vor.

Sie hakte sich bei ihm ein. »Versuch einen unbefangenen Eindruck zu machen. In der Halle sitzen nur noch wenige Gäste. Ich lass' uns irgendeine Kleinigkeit auf das Zimmer bringen.«

Er sagte ihr, daß er nichts brauche.

»Laß das meine Sorge sein«, entgegnete sie.

In der Hotelhalle gab sie einige Anweisungen, dann führte sie ihn auf das Zimmer.

Wulf schien seine Umgebung nicht wahrzunehmen. Seine Augen waren glanzlos.

Sie schob einen Sessel an ihn heran. »Setz dich und erzähl, was geschehen ist.«

Er ließ den Kopf sinken. »Ich muß zur Polizei. Du mußt sofort deine Sachen packen und die Insel so schnell wie möglich verlassen.«

Peggy erstarrte. »Warum?«

»Wir haben ...« Er stockte.

»Was habt ihr?«

»Opium geschmuggelt. Aber das ist noch nicht alles. Ich glaube, daß wir Menschen umgebracht haben. Ich weiß es nicht bestimmt, aber plötzlich waren Lichter vor uns. Der Sonnenbebrillte schrie ›Polizei‹, gab Vollgas und rammte ein Boot.«

Peggy sah ihn aus schreckgeweiteten Augen an.

Wulf preßte sich die Hände gegen die Ohren. »Noch jetzt höre ich den Schrei eines Kindes. Es war bestimmt kein Polizeiboot, Peggy, wir haben ...«

Sie hielt ihm den Mund zu. »Schweig«, flüsterte sie und eilte zu den Fenstern, um sie zu schließen. Dann lief sie zu Wulf zurück, ließ sich zu Boden sinken und vergrub ihr Gesicht in seinen Händen. »Sag, daß das nicht wahr ist.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich täusche mich bestimmt nicht.«

Peggy fuhr hoch. »Aber es ist auch nicht erwiesen!«

»Erwiesen nicht. Aber ...«

»Nein!« rief Peggy dagegen. »Wenn es nicht erwiesen ist, wäre es blöd, zur Polizei zu gehen und zu sagen, du hast das und das getan. Wulf, ich bitte dich: Mach jetzt keinen Fehler. Du hast einen Schock bekommen und ...«

»Möglich«, unterbrach er sie. »Aber selbst wenn ich mich täusche, muß ich dafür sorgen, daß das Opium sichergestellt wird.«

Peggy mußte alle Kraft aufbieten, um die Nerven nicht zu verlieren. »Das kann ich nicht beurteilen«, erwiderte sie im Bestreben, Zeit zu gewinnen. »Ohne die Details zu kennen ... Erzähl mir alles im Zusammenhang. Vielleicht hilft es auch dir, Klarheit zu gewinnen.«

Wulf zuckte die Achseln. »Ich sehe klar genug.« Er öffnete seinen Kragen und schilderte den Verlauf der Fahrt von der ersten bis zur letzten Minute.

»Jetzt möchte ich wissen, weshalb du zur Polizei laufen und dich stellen willst«, sagte Peggy, als er geendet hatte. »Du hast versucht, das Unglück zu verhindern. Gut, es ist dir nicht gelungen. Das ändert nichts an der Tatsache, daß du unschuldig bist. Glaub's mir!«

»Ich wollte, du hättest recht.«

»Das habe ich!« beschwor sie ihn. »Du hast dich in einen Gedanken hineingesteigert, der absurd ist. Der Sonnenbebrillte hat das Boot gerammt! Nicht du! Du bist nur dabeigewesen.«

»Und weil ich dabei war, muß ich zur Polizei gehen«, erwiderte Wulf. »Schon allein, damit das Opium sichergestellt wird.«

»Du bist wahnsinnig. Unterstellen wir einmal, es wären Menschen umgekommen. Könnten sie durch deine Bekennerwut wieder zum Leben erweckt werden?«

»Natürlich nicht.«

»Und glaubst du, die Opiumsüchtigen würden ihr Quantum nicht erhalten, wenn die von euch geschmuggelte Menge sichergestellt wird? Was ihr übernommen habt, ist für die Organisation der Schmuggler doch nicht mehr als ein Tropfen auf einem heißen Stein. Willst du dafür hinter Gittern sitzen? Dafür dein Leben verpfuschen?«

Wulf ließ den Kopf sinken. »Es ist bereits verpfuscht.«

»Das ist doch Unsinn«, begehrte sie auf.

Er stützte den Kopf in die Hände. »Vielleicht liegt im Unsinn der Sinn des Lebens. Wer weiß das?«

»Eine merkwürdige Philosophie«, erregte sich Peggy. Sie war dem Weinen nahe und kniete sich vor ihm nieder. »Ich habe Angst, Wulf. Bitte, verlaß die Insel und geh nicht zur Polizei.«

Er rang die Hände. »Aber ich muß doch!«

»Nein!« rief sie. »Das bildest du dir nur ein. Du weißt ja nicht einmal, ob jemand getötet wurde.« Sie küßte ihn. »Komm, fahr mit mir fort. In zwei Tagen sind wir in München. Dort wirst du arbeiten und alles vergessen. Du kannst doch nicht einfach dein Leben über Bord werfen! Denk an deine Eltern!«

Er verzog das Gesicht. »Lieber nicht. Die haben mir eine Ausbildung gegeben, aber keinen Halt.«

»Und du glaubst, ihn bei der Polizei finden zu können? Sehr vernünftig! Dein Entschluß entscheidet über dein ganzes ferneres Leben. Du kannst deine Zukunft unmöglich für etwas opfern, das du nicht getan hast! Wenn jemand dadurch gerettet werden könnte, würde ich dich verstehen. Aber so ...«

Sie hat nicht ganz unrecht, dachte er. Wenn ich mich stelle, gehe ich vor die Hunde. Und geholfen ist niemandem. Höchstens einigen Reportern.

Peggy blickte flehend zu ihm hoch.

Er sah ihre angstgeweiteten Augen. »Vielleicht hast du recht«, sagte er.

Sie umklammerte ihn. »Du wirst nicht zur Polizei gehen?«

»Ich glaube, mir fehlt der Mut, mich selbst zum Schafott zu führen.«

In der nächsten Stunde war Peggy nicht wiederzuerkennen. Sie riß Schränke und Schubfächer auf und packte die Koffer in einer Eile, als hätte sie das Hotel in wenigen Minuten zu verlassen. Dabei wußte sie, daß sie erst am darauffolgenden Abend nach Barcelona fahren konnten. Sie hatte aber keine Ruhe mehr.

Wulf merkte nichts von alledem. Nachdem er sich entschlossen hatte, nicht zur Polizei zu gehen, war er in einen abgrundtiefen Schlaf gefallen. Die Natur verlangte ihr Recht; allerdings nur für kurze Zeit. Dann peinigten ihn Fieberträume, ließ ihn der Schrei eines Kindes immer wieder hochfahren.

»Ich kann nicht mehr«, sagte er, als der Morgen graute.

»Ich auch nicht«, erwiderte Peggy. »Keine Minute habe ich geschlafen. Laß uns fahren.«

»Das Schiff geht doch erst heute abend.«

»Ich weiß, möchte aber fort von hier.«

Das Hotelpersonal begann gerade mit der Säuberung der Aufenthaltsräume, als Peggy und Wulf die Treppe zur Empfangshalle hinabstiegen und den Nachtportier um die Rechnung sowie um ein Taxi baten.

Der Spanier schüttelte den Kopf, erfüllte aber ihre Wünsche.

Die Fahrt war nur von kurzer Dauer. Sie waren übereingekommen, den Tag in Puerto de Pollensa zu verbringen. Beiden saß die Angst wie ein Gespenst im Nacken. Lieber wollten sie stundenlang in irgendeiner Bar hocken, als sich noch eine Minute im Hotel aufzuhalten.

In der kleinen Hafenstadt fanden sie jedoch ebenfalls keine Ruhe. Der Anblick der Boote rief in Wulf die schrecklichsten Vorstellungen wach, und auf dem freien Platz vor dem Hafen mochten sie nicht sitzen, weil dort Beamte der Guardia Civil patrouillierten.

Aber nicht nur das schlechte Gewissen verfolgte sie. Als sie am Spätnachmittag ein Lokal verließen, um ein anderes aufzusuchen, erstarrte Wulf, als er am Kai des Hafens einen Leichenwagen und Hunderte von Menschen stehen sah.

Peggy entfuhr ein kleiner Schrei. Ein beklemmenderes Bild glaubte sie noch nicht gesehen zu haben. Im grellen Licht der Sonne und vor blendendweißen Fischerbooten, die träge auf dem Wasser schaukelten, stand ein mit schwarzen Federbüschen geschmückter Totenwagen, dessen Silhouette sich gespenstig gegen den leuchtendblauen Himmel abhob. Und die ihn umstehenden Menschen blickten schweigend auf das Meer hinaus.

Sie ergriff Wulfs Hand und wollte ihn fortziehen.

Er machte sich frei und ging auf den Kai zu.

Sie versuchte ihn zurückzuhalten.

Vergeblich. Ohne den Blick zu wenden, überquerte Wulf die Straße. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Er ging weiter, Schritt für Schritt.

Menschen liefen an ihnen vorbei.

»Das wird der kleine Junge sein«, hörten sie eine Deutsche sagen.

Sofort war Wulf bei ihr. »Welcher Junge?«

Die Angesprochene sah ihn verwundert an. »Haben Sie noch nicht von ihm gehört? Er wurde vor ein paar Stunden in der Nähe von Kap Formentor angeschwemmt. Wahrscheinlich ist es der kleine Franzose von dem Motorboot, nach dem die Flugzeuge seit heute morgen suchen. Wir wohnen in Cala San Vicente – ich kann Ihnen sagen, wir sind heute morgen aus den Betten geflogen! Eine Maschine nach der anderen donnerte

über uns hinweg. War das hier auch so schlimm?«

Wulf machte einen ratlosen Eindruck.

»Ist ja auch nicht so wichtig«, fuhr die Deutsche fort. »Aber wenn das der kleine Franzose ist, dann brauchen sie nach dem Boot nicht mehr zu suchen. Mein Mann war im Krieg bei der Marine, der kennt sich aus. Er hat gesagt: ›Wenn das der kleine Franzose ist, dann finden sie keinen mehr.‹ Bin gespannt, wie der arme Junge aussieht. Mein Mann sagt, Wasserleichen wären ein furchtbarer Anblick. Ich hab' noch nie eine gesehen. Sie?«

Wulf war nahe daran aufzuschreien.

»Muß ja furchtbar für die Eltern sein«, redete die Deutsche weiter. »Wenn man bedenkt, daß die zum Urlaub hierhergefahren sind! Unser Wirt hat erzählt – mein Mann spricht etwas Spanisch –, daß die Eltern dem Jungen gestern gestattet haben, mit einem dänischen Ehepaar, das ein eigenes Motorboot hat, eine Fahrt um Mallorca zu machen. Als das Boot gestern abend nicht zurückkehrte, wurden die Eltern natürlich ängstlich. Sie hofften, daß vielleicht nur ein Motorschaden ... Muß aber wohl doch was passiert sein.«

Wulf konnte sich kaum noch aufrecht halten. Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Seine Hand tastete zu Peggy hinüber.

Sie ergriff seinen Arm. Gerade noch zur rechten Zeit. Denn schon im nächsten Moment verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einer Bank. Um ihn herum standen Menschen. Im Nacken fühlte er ein feuchtes Tuch.

Peggy sah ihn besorgt an und strich über sein Gesicht.

Er versuchte, sich zu erheben.

»Bleib liegen«, sagte sie. »Ich hab' ein Taxi rufen lassen. Es muß gleich da sein.«

Wulf nickte.

Peggy atmete auf. Erleichtert fühlte sie sich aber erst, als sie im Taxi saßen und nach Palma fuhren. Sie ahnte, daß Wulf

erneut den Wunsch hatte, zur Polizei zu gehen, und daß er es tun würde, wenn sie nicht bei ihm wäre.

Es war aber nur ein Pyrrhus-Sieg, den sie errang. Denn sie kehrte mit einem an Leib und Seele zerschlagenen Menschen nach München zurück.

Zwei Tage waren sie unterwegs gewesen, zwei Tage, die Peggy so zusetzten, daß sie glücklich war, als Wulf bei der Einfahrt in den Bahnhof den Vorschlag machte, sich gleich zu trennen. Das Zusammensein mit ihm war ihr unerträglich geworden. Während der ganzen Fahrt hatte er kaum gesprochen und unentwegt mit ausdruckslosem Gesicht vor sich hin gestarrt.

»Hast recht«, antwortete sie und wies auf das Fenster des Abteils, gegen das dicke Regentropfen schlugen. »Bei dem Wetter kann man nur machen, daß man nach Hause kommt.«

Wulf blickte nach draußen. Naßschwarze Masten jagten vorbei. Bäume bogen sich im Wind. Wir sind wieder in Deutschland, dachte er. Wolken, Wind und Regen.

»Und wann wollen wir uns treffen?« fragte Peggy.

Er zögerte. »Lassen wir zunächst einmal ein paar Tage verstreichen. Jeder hat jetzt genügend mit sich selbst zu tun.«

»Einverstanden«, sagte sie. »Heute ist Freitag. Sagen wir Dienstag?«

Wulf nickte.

»Im Studenten-Café?«

»Dort nicht«, erwiderte er hastig.

»Im ›Hanhof‹?«

Er schüttelte den Kopf.

»Hast du Angst vor Miriam und Harald?«

»Das nicht. Ich möchte nur ... Treffen wir uns im ›Annast‹. Wenn's geht, draußen.«

»Um wieviel Uhr?«

»Vielleicht um sechs?«

»Gut.«

Bald darauf verabschiedeten sie sich in der zugigen Halle des erst zur Hälfte wiederaufgebauten Hauptbahnhofes.

»Schlaf dich gründlich aus«, sagte Peggy. »Du wirst sehen, das wird dir guttun.«

»Hoffentlich«, erwiderte er. Und dachte: Als Glücklicher fuhr ich los, als Flüchtender verließ ich Mallorca, als Ausgestoßener kehre ich zurück. Weder das »Studenten-Café« noch den »Hahnhof« kann ich aufsuchen. Hätte ich doch auf Miriam gehört!

Peggy reichte ihm die Hand.

Er gab ihr fünf Mark. »Das ist die Hälfte vom übriggebliebenen Rest. Leisten wir uns bei dem Sauwetter ein Taxi.«

Sie lachte. »So gefällst du mir schon besser. Mach's gut, Wulf.«

»Du auch.« Er schlug den Mantelkragen hoch und trat ins Freie. Regenböen klatschten auf den Asphalt. Er beachtete sie nicht und lief zu den wartenden Wagen hinüber.

Seine Gedanken weilten bei Miriam, an die er schon während der ganzen Bahnfahrt hatte denken müssen. Immer wieder hatte er sich das erste Treffen mit ihr vorgestellt. Ihm graute davor. Er kannte sich selbst zu genau und wußte, daß er ihr alles verschweigen würde. Auch, daß Peggy und er ...

Die nächsten Stunden wurden Wulf zur Qual. Dies in erhöhtem Maße, da seine Wirtin ihn bestürmte, doch gleich zu erzählen, wie die Ferien verlaufen seien. Darüber hinaus wünschte sie zu wissen, worauf er Appetit habe. Sie würde ihm noch schnell alles besorgen. Er könne natürlich auch bei ihr essen. Sie hätte zufällig ein herrliches Stück Fleisch zu Hause, das sie ihm gerne zubereiten würde. Mit einer schönen Soße. Wenn es ihm aber lieber wäre, könne er selbstverständlich auch Aufschnitt haben. Sie hätte gerade ...

Wulf war der Verzweiflung nahe. Er bat sie, ihn allein zu lassen, und als er es endlich war, fluchte er über sein möbliertes Zimmer. Er konnte die Bude nicht mehr sehen. Das altmodi-

sche Bett, den wackeligen Tisch, die windschiefe Stehlampe, die geflickten Vorhänge, den idiotisch hohen Kachelofen, die kitschigen Bilder und den weißgestrichenen Kleiderschrank, dessen Tür immer noch quietscht, obwohl er seine Angeln schon tausendmal geölt hatte. Er mußte raus, mußte noch ein Bier trinken.

Wulf wußte, daß er sich belog, daß er nicht nach einem Glas Bier lechzte, sondern den Wunsch hatte, Miriam zu sehen. Aber das gestand er sich nicht ein, weil er befürchtete, nicht den Mut zu haben, sie aufzusuchen.

Tatsächlich ging er am Abend einige Male an ihrer Wohnung vorbei. Und immer hoffte er, sie zufällig zu treffen. Bis er sich sagte, daß es sinnlos sei, stundenlang durch den Regen zu laufen.

Es war schon dunkel, als er das Haus betrat, in dem Miriam wohnte. Muffige Luft schlug ihm entgegen. Er drückte auf den Lichtschalter. Irgendwo machte es »Klack«, und eine spärliche Erleuchtung flammte auf.

Langsam stieg er die Treppe empor. Hier und da knarrte eine Stufe. In der zweiten Etage blieb er einen Augenblick stehen, bevor er an eine doppelflügelige Tür herantrat, an der außer dem Namenschild des Wohnungsinhabers die Visitenkarte Miriams mit dem Vermerk »2 x läuten« befestigt war.

Er tat es und fühlte sein Herz klopfen. Denken konnte er nichts. Aber er hörte ihre festen Schritte.

Die Tür wurde geöffnet. Miriam stand vor ihm. Ihre Augen weiteten sich, als sehe sie ein Gespenst.

Wulf sah sie verlegen an. Die Haare hingen ihm in die Stirn. Seine Augen waren dunkel umrändert.

Sie bemühte sich, ihr Entsetzen über sein Aussehen zu verbergen. »Du?« fragte sie und trat einen Schritt zurück. »Komm herein. Du bist ja ganz naß.«

Gut, daß ich ihre Stimme wieder höre, dachte er.

Als er in ihr Zimmer trat, wäre er am liebsten stehengeblieben. Wie früher, wenn er in übertriebener Form zum Ausdruck bringen wollte, wie sehr ihn die moderne und doch warme Einrichtung ihres Raumes faszinierte.

Den Boden bedeckte ein schwarzer Teppich. Vor einer breiten, mit naturfarbenem Stoff überzogenen Couch standen ein nierenförmiger Tisch und zwei schaumgepolsterte Sessel, die im gedämpften Licht einer schmalen Pergamentlampe wie farbige Kleckse wirkten. An einer Wand hing ein abstraktes Aquarell, bei dessen Betrachtung er oftmals geglaubt hatte, die Erschaffung der Welt aus dem Nichts zu erleben.

Ohne es zu wollen, betrachtete er ihr Zimmer, bis er bemerkte, daß sie neben ihm stand und ihn ratlos ansah.

»Was schaust du?« fragte er.

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. »Setz dich«, sagte sie und dachte: Es muß etwas geschehen sein. Womöglich hat er sich mit seinem Vater überworfen.

Wulf nahm Platz und blickte zu Boden.

Ich muß das Heft in die Hand nehmen, sagte sie sich und fragte: »Ist es dir so schwergefallen, zu mir zu kommen?«

»Wie meinst du das?«

»Aber, Wulf. Vier Wochen sind es her, seit wir ... Wenn du nicht kommen konntest, hättest du mir doch zumindest einen Brief schicken können. Warst du bei deinen Eltern?«

Er blickte verwundert auf. »Wie kommst du darauf?«

»Ich hab' es gedacht ... Bist du womöglich schon länger wieder hier?«

»Nein. Wir sind erst heute nachmittag ...« Er fuhr sich durch die Haare. »Mit dem Zug sind wir zurückgekehrt.«

Miriam glaubte nicht richtig zu hören. »Ihr wart bis jetzt auf Mallorca?«

Wulf nickte.

Miriam war außer sich. »Du hast also weiterhin ...?«

»Nein!« rief er, da er wußte, was sie sagen wollte. »Peggy hat

Glück gehabt. Am dritten Tag nach eurer Abreise gewann sie fast viertausend Mark. Ich hatte schon vorgehabt, ein Telegramm an die Werkstatt in Gerona aufzugeben, um euch zu bitten, auf uns zu warten, aber dann ...« Er zuckte die Achseln.

Miriam erhob sich. »Wulf, du belügst mich«, sagte sie mit trauriger Stimme.

»Das tu' ich nicht!« brauste er auf. »Was ich dir sagte, ist so wahr, wie ich hier sitze.«

»Dann hast du keinen Grund zu schreien«, erwiderte sie. »Und ich bitte um Entschuldigung.«

»Ich ebenfalls.«

»Und wie kam es zu dem hohen Gewinn?«

Wulf erzählte es ihr.

»Da kann ich Peggy nur gratulieren«, sagte Miriam, als er schwieg. »Und ihr seid dann weiterhin in Puerto de Pollensa geblieben?«

»Ja. Das heißt, wir sind nach Formentor gezogen.«

»In das berühmte Luxushotel?«

»Woher kennst du das?«

»Ich hab' auf Mallorca in einem Prospekt des Hotels geblättert. Habt ihr etwa in ihm gewohnt?«

Wulf wurde unruhig. »Du kennst Peggy. Als sie das Geld hatte, wollte sie die große Dame spielen. Sie hat sich sogar als Studentin ausgegeben.«

»Und du?«

Seine Augen flackerten. »Was soll die Frage?«

»Wulf, ich hatte erwartet, dich anders wiederzusehen. Wie kannst du abfällig über Peggy sprechen, nachdem du dich einige Wochen lang von ihr in einem Luxushotel hast freihalten lassen?«

Er starrte sie entgeistert an.

Miriam ging auf ihn zu und legte ihm versöhnlich die Hand auf die Schulter. »Hab' ich nicht recht?«

Er senkte den Kopf. »Ich wollte, ich hätte Mallorca nie

betreten.«

Sie nahm wieder Platz. »Das hab' ich auch schon einige Male gedacht.«

Wulf blickte scheu zu ihr hinüber. »Laß uns die Insel vergessen.«

»So mir nichts, dir nichts? Das ist ein bißchen viel verlangt. Findest du nicht auch?«

Er wußte nicht, was er antworten sollte.

Das ist nicht der Wulf, den ich kenne, dachte sie. So hab' ich ihn noch nicht erlebt. Früher hätte er sich in einem solchen Augenblick ereifert. Irgend etwas muß mit ihm geschehen sein. »Was bedrückt dich?« fragte sie.

Wulf zuckte zusammen. »Nichts! Gar nichts! Du kannst es mir glauben.«

Sie sah ihn verwundert an. »Warum erregst du dich dann so? Mit dir stimmt doch etwas nicht.«

Er sprang auf. »Was soll mit mir nicht stimmen? Ich bin nervös. Du wirst dir denken können, warum. Ich hab' ja immerhin ziemlichen Mist gemacht.«

»Siehst du das ein?«

»Natürlich.«

»Dann setz dich wieder und laß uns offen miteinander reden.«

Er setzte sich. Seine Gesichtsmuskeln zuckten.

Miriam hob einen Faden auf, den sie am Boden liegen sah. »Bringen wir es auf einen einfachen Nenner: Du siehst ein, daß du etwas falsch gemacht hast, und möchtest nun, daß wir es vergessen. Gut, das möchte ich auch. Ich kann es aber nicht so ohne weiteres. Wenn du nach Gerona gekommen wärest, hätte ich es gekonnt. Nachdem ich jedoch vergeblich auf dich gewartet habe und du es wochenlang auf Mallorca ausgehalten hast, ohne eine Zeile an mich zu richten, ist es für mich nicht so leicht wie für dich.«

Wulf warf ihr einen flehenden Blick zu. »Bitte, versuch es.«

»Das werde ich bestimmt tun. Schon um meiner selbst willen. Uns bindet ja einiges. Wir sitzen gewissermaßen in einem Boot, und ich kann dich nur bitten, es aus der stürmischen See, in der wir uns zur Zeit befinden, herauszusteuern.«

Wulf war verwirrt. Er begriff nicht den Sinn ihrer Worte, hörte nur, daß von einem Boot und von stürmischer See die Rede war, und vernahm den gellenden Schrei eines Kindes. »Nein!« schrie er und hielt sich die Ohren zu.

Miriam zuckte zusammen. »Was hast du?«

Er stöhnte, als würde er gefoltert.

Sie trat an ihn heran. »Was ist mit dir?«

Er ließ die Hände sinken.

»Sag es mir«, bat sie inständig. »Ich seh' dir doch an ...«

»Was?« rief er außer sich.

Miriam fuhr betroffen zurück. »Daß etwas passiert ist.«

»Ich weiß nicht, was du hast«, begehrte er auf. »Was soll schon passiert sein?«

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. »Wulf, wenn du vorhin nicht gelogen hast – jetzt belügst du mich!«

»Nein!« schrie er.

»Doch, Wulf! Wenn du dich jetzt im Spiegel sehen würdest, wüßtest du ...«

Weiter kam sie nicht. Wulf sprang auf und rannte aus dem Zimmer. Wie von Sinnen riß er seinen Mantel von der Garderobe und stürmte davon.

Miriam war wie gelähmt. Minutenlang war sie unfähig, einen Gedanken zu fassen. Dann aber wußte sie, daß Wulf etwas Schreckliches erlebt haben mußte.

Er ist in Gefahr, sagte sie sich. Was immer er mir angetan hat, ich darf ihn nicht sich selbst überlassen. Noch heute muß ich mit Harald sprechen. Irgend etwas müssen wir unternehmen.

Etwa eine halbe Stunde später klopfte Haralds Wirtin an dessen Zimmertür.

»Was gibt's?« rief er.

»Eine Dame möchte Sie sprechen.«

»Eine Dame? Das Christkindl kommt normalerweise doch erst gegen Weihnachten.« Er öffnete die Tür und stutzte. »Du ...?« fragte er verwundert, als er Miriam im Flur stehen sah.

Ihr Gesicht war bleich und wirkte schmäler als sonst, da sie sich ein Kopftuch umgebunden hatte. »Entschuldige, aber ich muß dich unbedingt sprechen.«

Er reichte ihr die Hand. »Komm herein. Bei mir sieht's zwar wild aus – ich stecke mitten in der Arbeit. Aber ich preise den Umstand, der dich zu mir führt. Hast du ein Bild verkauft?«

Miriam schüttelte den Kopf und trat in das Zimmer, das grell erleuchtet war.

Harald schaltete die Deckenlampe ab und wies auf eine Zeichenmaschine, neben der ein Tisch stand, auf dem etliche Papierrollen lagen. »Ich brauch' immer viel Licht. Die Soffitte über dem Reißbrett genügt mir nicht, weil ich dauernd in den verschiedensten Unterlagen nachschauen muß. Komm, leg ab.« Er trat hinter sie, um ihr behilflich zu sein. »Ich kann's noch gar nicht fassen, daß du dich zu mir heraufgewagt hast.«

»Ich hätte es bestimmt nicht getan, wenn nicht besondere Umstände ...«

»Moment«, unterbrach er sie. »Ich bring' nur schnell deinen Mantel nach draußen.«

Miriam sah, daß der Raum durch einen Vorhang getrennt war, vor dem drei einfache Hocker und ein schmiedeeiserner Kacheltisch standen, auf dem neben einer Tabakdose und einer dicken Kerze ein Buch und eine Pfeife lagen. Auf dem Reißbrett war der Entwurf einer modernen, eigenwillig geformten Kirche befestigt.

Als Harald zurückkehrte, bemerkte er, daß Miriam den Entwurf betrachtete. »Verrückte Sache, was? Man könnte vom ›Bluejeans-Stil‹ reden. Lange enge Röhren, sachlich, praktisch und nicht verlogen.« Er wies auf Miriams Hose. »Ich freu'

mich immer wieder, dich darin zu sehen. Aber im Kleid bist du natürlich auch nett. Sogar besonders. Weißt du noch, wie du mit mir in Alassio im wippenden Rock über die Promenade stolziert bist? Und ich hatte nur meine Bluejeans bei mir!«

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. »Harald, ich muß dich sprechen.«

»Ich weiß. Unbedingt, hast du vorhin gesagt. Und da ich mein Köpfchen inzwischen etwas strapaziert habe, glaube ich zu wissen, um was es geht. Besser gesagt: um wen! Ich möchte aber, daß du dich zunächst einmal beruhigst. Und um das zu erreichen, quatsche ich blödes Zeug.«

»Ich danke dir dafür, aber ...«

»Kein Aber«, begehrte er auf. »Du wirst dich jetzt hinsetzen, und ich werde uns einen richtigen Bauernschnaps einschenken. Meine Mutter hat der Wäsche wieder einmal ein kleines Fläschchen beigelegt. Macht sie zu gerne, obwohl sie weiß, daß ich mich darüber ärgere. Sie hat selbst nichts zu beißen. Doch bald ist es ja geschafft. Noch ein Semester, dann geht es los. Dann bin ich fertig und bau' ihr einen Palazzo mit Himmelbett. Seit ihrer Kindheit träumt sie davon, einmal in einem Himmelbett schlafen zu können.«

Miriam konnte sich nicht mehr beherrschen. »Harald, ich flehe dich an: Wulf ist in Gefahr!«

Er trat hinter den Vorhang. »Entschuldige meine Grobheit, aber das wissen wir schon seit ein paar Wochen. Hat man ihn erwischt?«

»Wie kalt du sein kannst.«

Er kehrte mit einem Fläschchen und zwei Gläsern zurück. »Wundert dich das? Ich habe für vieles Verständnis und denke nicht im entferntesten daran, den Moralisten zu spielen. Mit Wulf bin ich jedoch fertig. Nicht, weil er kümmerle. Du lieber Gott, wer tut das nicht. Ich komme aber über seine Unkameradschaftlichkeit nicht hinweg. Und unkameradschaftlich scheint er ja immer noch zu sein. Denn wenn er in Gefahr

schwebt, wie du sagst, ist es eine ausgesprochene Unkameradschaftlichkeit, sich ausgerechnet an dich zu wenden. Wenn überhaupt, dann hätte er sich an mich wenden müssen. Aber nein: erst belastet er dich auf die eine, dann auf die andere Weise.«

Miriam schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht.«

Harald füllte die Gläser. »Wieso nicht?«

»Er hat mir ja nicht gesagt, daß er in Gefahr schwebt. Ich fühle es nur.«

»Gesagt?« fragte Harald gedehnt. »Ist er in München?«

»Ja.«

»Und?«

»Er hat mich aufgesucht. Wenn du ihn gesehen hättest, würdest du anders reden.«

Harald strich über sein zotteliges Haar und dachte: Ich kann mir schon denken, was los ist. Peggy wird auf Mallorca in den höchsten Sirenentönen gezwitschert haben, und Wulf war kein Odysseus. Jetzt weiß er nicht, wie er seiner Penelope die fatale Geschichte vom Seitensprung beibringen soll. Wahrscheinlich hat er den Verstorbenen gespielt, und Miriam glaubt nun, er sei in Gefahr.

Er reichte ihr ein Glas. »Trink erst mal diesen Muttergruß. Und dann werde ich mich bemühen, dir väterlich zuzuhören. Prost!«

Sie nahm einen kleinen Schluck.

»Jetzt der Reihe nach. Wann war Wulf bei dir?«

»Vor einer Stunde. Er und Peggy sind erst heute nachmittag zurückgekehrt.«

Harald stieß einen Pfiff aus. »Und da ist er gleich zu dir gekommen? Verzeih, Miriam, das finde ich rührend.«

Sie seufzte. »Du hast recht. Mir hat es auch mächtig zuge-setzt, als ich erfuhr, daß sie bis jetzt ... Wulf hat aber nicht mehr gekümmelt.«

»Natürlich nicht.«

»Nein, wirklich nicht! Er hatte schon vor, nach Gerona zu telegrafieren, um uns zu bitten, noch einen Tag zu warten, weil Peggy fast viertausend Mark gewonnen hatte.«

»Wie schön, daß es einen lieben Gott gibt.«

»Sei jetzt nicht zynisch. Ich hab' dir gesagt, daß Wulf in Gefahr schwebt!«

»Mit den viertausend Mark?«

»Die sind draufgegangen. Du kennst doch Peggy. Die beiden sind in das berühmte Luxushotel nach Formentor umgesiedelt ...«

»... und der arme Wulf hat sich einen Luxusknacks zugezogen!« Harald schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Aber, Miriam!«

Sie sah ihn flehend an. »Ich weiß, was du denkst: Ammenmärchen! Wenn Wulf aber vor dir stünde, würdest du wissen, daß er etwas erlebt haben muß, mit dem er nicht fertig wird. Er sieht völlig heruntergekommen aus, ist nur noch ein Nervenbündel. Ich kann ihn dir nicht beschreiben. Ganz plötzlich hielt er sich die Ohren zu und stöhnte, als würde er gefoltert. Sein Gesicht verzerrte sich. Ich fragte ihn, was er habe. ›Nichts‹, sagte er. ›Gar nichts.‹ Dann rannte er davon. Glaub mir, mit ihm stimmt etwas nicht. Wir müssen ihm helfen.«

»Den Weg vom Luxushotel zurück zum Alltag zu finden? Nein, Miriam, ich denke nicht daran. Wenn Wulf meiner Hilfe bedarf, soll er kommen und es mir sagen. Ich werde ihm dann schon helfen und Unkameradschaftlichkeit nicht mit Unkameradschaftlichkeit vergelten. Bis dahin ...« Er hob die Schultern. »Tut mir leid. Ich würde dir gerne helfen. In diesem Fall kann ich es aber nicht, weil ich den Eindruck habe, daß aus Wulfs Luxuskoller ein Luxusmoralischer geworden ist. Und mit dem soll er gefälligst selber fertig werden.«

Miriam sah Harald entgeistert an. »So hart habe ich dich noch nie erlebt.«

»Ich kann dich nur bitten, es mir nicht zu verübeln und mich

zu verstehen«, sagte er, während er seine Pfeife aus der Tasche zog. »Schau, Miriam, neben meinem alten, für hundert-siebenzig Mark gekauften Fiat ist dieses Ding hier mein einziger Luxus. Und die Flasche, die da steht, ist der Luxus meiner Mutter. Nach unserem vermaledeiten mallorkinischen Abenteuer habe ich mir geschworen, daß das da«, er wies auf sein Reißbrett, »so lange meine ausschließliche Welt sein soll, bis ich meiner Mutter ein Himmelbett und mir einen zweiten Anzug kaufen kann, damit ich nicht immer ...«

Er hat ja so recht, dachte Miriam und bemühte sich zu lächeln. »Und was wird dann dein Luxus sein?«

Harald machte ein verschmitztes Gesicht. »Daheim Blue-jeans zu tragen.«

Während Miriam und Harald über Wulf sprachen, stand dieser mit ausdrucksloser Miene am Bartisch eines kleinen, in den Abendstunden stets überfüllten Schwabinger Studentenlokals. Das Licht war spärlich. Über den Köpfen der eng zusammengedrängt Stehenden wogte eine fast undurchsichtige Qualmwolke. Die meisten der Studenten hielten eine Bierflasche in der Hand und debattierten heftig miteinander.

»Noch einen Enzian«, sagte Wulf mit schwerer Stimme.

Der Wirt, der dem Aussehen nach Jurist oder Mediziner hätte sein können, machte ein unwilliges Gesicht. »Jetzt sollten Sie aber Schluß machen. Morgen haben Sie einen dicken Kopf, und dann ist es aus mit der Arbeit. Sie kommen doch jetzt in Ihr letztes Semester!«

Wulf leerte das Glas in einem Zuge. »Das geht Sie einen feuchten Kehricht an«, antwortete er lallend. »Vielleicht beruhigt es Sie aber, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich mich mit dem Gedanken trage, mein Studium an den Haken zu hängen.«

»Was soll der Quatsch?«

»Quatsch nennen Sie das? Sie haben's nötig. Ausgerechnet Sie! Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie Ihr Studium ebenfalls nicht beendet.«

»Das hatte seine Gründe. Im übrigen steht nicht fest, daß ich es nicht noch beenden werde. Bei Ihnen dürften die Dinge ...«

»Ich verzichte auf Ihr Privatissimum«, unterbrach ihn Wulf aufgebracht. »Ihr Schnaps ist mir lieber. Los, schenken Sie ein.«

Der Wirt stellte die Flasche zurück. »Ich denke nicht daran! Wenn Sie sich besaufen wollen, müssen Sie anderswo hingehen.«

Wulf sah ihn wütend an und fegte im nächsten Moment etliche Gläser vom Tisch.

Es kam, was kommen mußte: Der Wirt versetzte ihm einen Kinnhaken, und wenige Augenblicke später beförderten ihn einige Studenten auf die Straße.

Zwischen Trunkenheit und Ernüchterung schwankend, tor kelte er durch die Nacht. Ich sollte Schluß machen, sagte er sich. Mit allem. Miriam kann ich nicht mehr aufsuchen. Vor Harald habe ich Schiß. Das »Studenten-Café« und den »Hahn- hof« wage ich nicht zu betreten, weil die beiden dort sitzen könnten. Überall hab' ich mich ausgeschlossen. Nur mit Peggy kann ich noch ... Er lachte plötzlich wie irre. »Ausgerechnet mit Peggy! Ausgerechnet mit Peggy!« Doch dann blieb er stehen und sagte sich: Ich bin ungerecht. Was mir an Peggy mißfällt, ist ihr Leichtsinn. Bin ich etwa weniger leichtsinnig? Ich nehme ihr übel, was ich mir selbst vorzuwerfen habe und ungeschehen machen möchte. Aus Angst, Miriam zu verlieren.

Es nützte nichts, daß Wulf sich in dieser Stunde selbst er- kannte. Schon am nächsten Abend trieb es ihn wieder fort. Erneut trank er, bis man ihn an die frische Luft beförderte. Aber er hörte wenigstens den Schrei des Kindes nicht, dem er über Tag nicht hatte entfliehen können.

Auch an den darauffolgenden Abenden betrank er sich, und er machte einen reichlich verwahrlosten Eindruck, als er am Spätnachmittag des vierten Tages den Garten des Cafés »Annast« aufsuchte, um sich mit Peggy zu treffen.

Sie sah blendend aus, trug ein eng anliegendes Jackenkleid und hatte sich einen deftigen Seidenschal umgebunden.

»Wie gefall' ich dir?« fragte sie und strich über ihren Rock. »Bin ich nicht schick?«

Wulf nickte.

»Hab' ich mir gestern gekauft. Vom vorigen Monatsgehalt, das ich ...« Sie unterbrach sich und machte ein vorwurfsvolles Gesicht. »Wie siehst du aus? Geh mal durch deine Haare. Und deine Krawatte sitzt ganz schief.«

Er zuckte die Achseln und rückte seinen Binder zurecht.

»Hast du Ärger gehabt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann mach nicht solche Trauermiene. Wenn man dich sieht, könnte man meinen, du hättest tagelang nicht geschlafen.«

»Vielleicht hab' ich das auch nicht.«

Sie dämpfte ihre Stimme. »Kommst du immer noch nicht über die Sache hinweg?«

Er gab ihr keine Antwort.

»Und ich hatte mich so auf den heutigen Abend gefreut. Du weißt ja gar nicht, wie sehr ich dich liebe. Jeden Tag hab' ich ...«

Eine Kellnerin trat an den Tisch und erkundigte sich nach den Wünschen.

Peggy bat um ein Eis, Wulf verlangte einen Kognak.

»Kognak?« fragte sie verwundert. »Bei der Hitze?«

»Warum nicht?«

»Du bist komisch. Aber wovon hatten wir gesprochen?«

»Ich weiß es nicht mehr«, erwiderte er gleichgültig.

Sie machte ein betroffenes Gesicht. »Sei nicht so grantig. Ich hab' dir doch gesagt, daß ich mich wie ein Kind darauf gefreut habe, dich wiederzusehen. Da könntest du auch etwas nett sein.«

Ich bin ein Ekel, dachte er. Sie bemüht sich um mich, und ich sitz' da und will nichts von ihr wissen. Dabei ist sie hübsch. Und wahrscheinlich liebt sie mich wirklich.

Peggy berührte seine Hand. »Ich mach' dir einen Vorschlag: Sei heute abend mein Gast. Außer meinem Gehalt habe ich auch noch die Provision für die vier Fotoapparate bekommen. Ich möchte einmal mit dir im ›Königshof‹ sitzen und auf den

Stachus hinabschauen. Und anschließend gehen wir tanzen. Vielleicht in den »Käfig«. Einverstanden?»

Wulf schnitt eine Grimasse. »Der Spaß dürfte an fünfzig Mark kosten.«

»Na, und? Das ist mir ein Abend mit dir wert.«

Er schnitt eine Grimasse. »Na, schön. Aber dann bist du mein Gast. Ich hab' meinen vorigen Monatswechsel ja ebenfalls eingespart.«

Peggy war übergücklich. »Wenn du mich einlädst, werde ich dir für fünfzig Mark etwas kaufen.«

»Du bist verrückt«, erwiderte Wulf. »Halt deine Kröten zusammen. Du wirst früh genug wieder blank sein.«

Sie lachte. »Kaum.«

»Und warum nicht?»

»Weil ich meine Stellung verloren habe.«

Wulf blickte erschrocken auf. »Hat dich dein Chef ...?»

»... auf die Straße gesetzt? So siehst du aus. Dafür wußte ich zuviel. Nein, nein. Wir haben das Verhältnis, wie es so schön heißt, im gegenseitigen Einvernehmen gelöst.«

»Und nun?»

»Werde ich mich zunächst einmal in aller Ruhe informieren.«

»Du hast Nerven.«

»Und ein gutes Aussehen, das ich rücksichtslos in den Wirtschaftswundertopf werfen werde. Ich denke, daß ein hübsches Gericht dabei herauskommen wird.«

»Weißt du, was du bist? Ein Luder!«

»Gott sei Dank«, erwiderte sie. »Wohin man mit Gretchenzöpfen kommt, haben wir ja gesehen. Die Blut- und Bodenromantik liegt hinter uns.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Zynismus kann man nicht erlernen. Den solltest du anderen überlassen.«

»Etwa Harald?»

»Auch ihm.«

»Hast du ihn gesprochen?»

»Nein.«

»Miriam?«

»Was soll die Ausfragerei? Wenn ich sie aufsuche, geht dich das noch lange nichts an.« Er wandte sich an die Bedienung.

»Noch einen Kognak. Aber einen doppelten.«

»Wulf!« Peggy sah ihn ungehalten an.

»Hast du was gesagt?«

»Nein«, antwortete sie wütend.

»Dann ist ja alles gut. Sonst noch Wünsche?«

Sie griff nach seiner Hand. »Was ist mit dir?«

»Du solltest es wissen.« – »Immer noch ...?«

Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und hielt sich die Ohren zu. Eine ganze Weile saß er so, dann ließ er die Arme sinken und sagte: »Wenn das nicht bald aufhört, werde ich wahnsinnig.«

Peggy streichelte seine Hand. »Es wird vergehen, glaub's mir. Du mußt dich nur bemühen, nicht mehr daran zu denken. Komm, laß uns etwas durch den Englischen Garten gehen. Ich mag nicht mehr sitzen.«

Wulf war alles recht. Er folgte Peggy, als wäre er willenlos, spazierte mit ihr durch die Anlagen, speiste mit ihr im »Königshof« und war nicht mehr ganz nüchtern, als sie zu später Stunde den »Käfig« aufsuchten.

Das Lokal war brechend voll. Eine Woge von Parfüm, gemischt mit dem Geruch von Wein, Tabak und Schweiß, schlug ihnen entgegen. Die Luft bebte unter dem Rhythmus einer Negerkapelle. Im flackernden Licht etlicher Kerzen stampfte auf der Tanzfläche ein Knäuel von jungen Paaren, deren Augen wie im Fieber glänzten.

»Gehen wir an die Bar«, sagte Wulf.

Peggy ahnte, daß er weitertrinken wollte. »Warum an die Bar?« erwiderte sie. »Laß uns warten, bis der Tanz zu Ende ist. Wir bekommen bestimmt noch einen Platz.«

Er achtete nicht auf ihre Worte, sondern ging zur Bar hinüber.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

»Was trinkst du?« fragte er, als sie Platz genommen hatten. – »Vielleicht einen Gin-fizz?« fragte eine mit äußeren Reizen reichlich gesegnete Bardame.

»Ich nehme lieber ein Glas Sekt«, antwortete Peggy und wandte sich an Wulf. »Du auch?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bleib' beim Kognak. Aber einen doppelten«, fügte er an die Bardame gewandt hinzu. »Beim einfachen wird die Kehle so trocken.«

Peggy sah ihn flehend an. »Du solltest nicht soviel trinken! Es bekommt dir womöglich nicht.«

Wulf schaute sie geringschätzig an. »Meinst du?«

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und legte ihren Arm über seine Schulter. »Sei doch nicht so.«

Er machte sich frei. »Laß das.«

»Willst du damit sagen, daß ich ...?«

»Genau das!« unterbrach er sie und ergriff das Glas, das die Bardame vor ihn hingestellt hatte. »Prost!«

Peggy nippte an ihrem Sekt. Es war ihr anzusehen, daß sie nicht mehr ein noch aus wußte.

Wulf leerte sein Glas und stellte es zurück. »Noch einen.«

»Wieder einen doppelten?«

Er nickte und stieß Peggy an. »Erinnert sie dich nicht an jemanden?« fragte er und deutete mit dem Kopf zur Bardame hinüber.

Peggy betrachtete sie eine Weile. Worauf mag er hinauswollen, überlegte sie. Ich bin schon ganz konfus.

»Schau dir ihre Augen an«, fuhr er fort. »Könnten es nicht Miriams Augen sein?«

Er will mich quälen, dachte Peggy. Wenn ich nur wüßte, was ich antworten soll. »Das finde ich nicht«, erwiderte sie schließlich. »Miriam hat schönere Augen.«

Wulf stutzte. »Erstaunlich, daß du das zugibst.«

»Warum sollte ich es nicht zugeben? Ich habe Miriam immer

gerne gemocht. Daß sie ein bißchen fade ist – du lieber Gott, wir können nicht alle ...«

»Fade findest du sie?«

»Fade ist vielleicht nicht das richtige Wort. Ich dachte an ihre dauernden Hemmungen. Dadurch wird sie leicht zur Spielverderberin. Stell dir vor, welchen Spaß wir auf Mallorca noch hätten haben können, wenn sie nicht plötzlich drollig geworden wäre. Aber ich will mich nicht beklagen. Wäre Miriam vernünftig geblieben, hätte ich dich wahrscheinlich nie bekommen und somit wohl auch nie die große Liebe kennengelernt.« Sie berührte seine Hand. »Wollen wir darauf trinken? Und dann noch etwas zu mir gehen?«

Wulf sah Peggy an, als begriffe er nichts mehr. »Sag mal, spinnst du jetzt, oder bist du nicht mehr ganz normal?«

Peggy verschlug es den Atem. Ihr sonnengebräuntes Gesicht wurde um etliche Nuancen heller. »Was ist eigentlich mit dir los?« fragte sie entgeistert. »Legst du Wert darauf, mich zu quälen?«

»Wieso?«

»Du fragst, ob ich nicht ganz normal sei, nachdem ich dir zu verstehen gegeben habe, daß ich glücklich darüber bin ...«

»... mich bekommen zu haben?« unterbrach er sie und lachte so laut, daß alle in der Nähe Sitzenden sich nach ihm umdrehen. »Jetzt behaupte nur noch, ich hätte dir die Ehe versprochen.«

Peggy war es unmöglich, etwas zu erwidern.

Wulf kippte seinen Kognak hinunter. »Du brauchst nicht zu denken, ich hätte etwas gegen dich«, fuhr er mit schwerer Zunge fort. »Ich mag dich sogar sehr gerne. Aber, was gewesen ist, du weißt schon, was ich meine, das ist gewesen. Aus! Schluß! Finis! Wir sind nicht mehr in Formentor, sondern in München, und ich wollte, es hätte überhaupt kein Formentor gegeben. Mein Wiedersehen mit Miriam wäre dann anders verlaufen.«

Peggy glaubte in einen Abgrund zu stürzen. »Du bist bei Miriam gewesen?« – »Denkst du etwa nicht?« – »Dann ahne ich, wer dich gegen mich aufgewiegelt hat. Ich hätte es mir denken können. Sie will dich wiederhaben, will nicht auf dich verzichten, und ich soll jetzt ...«

»Quatsch nicht solchen Blödsinn«, unterbrach er sie. »Miriam weiß nicht einmal, daß du und ich ...«

Peggy horchte auf. »Das weiß sie nicht?«

»Ich hab' es ihr nicht sagen mögen«, gestand er mit veränderter Stimme. »Auf die Dauer kann ich es nicht verschweigen, das weiß ich selber. Im Moment aber ... Es würde ihr einen Knacks geben.«

Sie sah ihn lauernd an. »Den möchtest du ihr ersparen?«

»Dumme Frage. Sonst wäre es doch aus für immer.«

»Dann liebst du sie also?«

»Hab' ich jemals ein Hehl daraus gemacht?«

Peggy zog eine Schachtel Zigaretten aus ihrer Handtasche. »Und mich – ich meine, hast du mich nicht geliebt, als wir in Formentor ...?«

Wulf reichte ihr Feuer. »Hast du nicht mal zu Harald gehört? Und war es dann nicht plötzlich aus? Von einem Tag zum anderen! Was würdest du sagen, wenn ich jetzt fragte: Hast du ihn nicht geliebt?«

»Die Antwort kannst du haben: Ich habe geglaubt ihn zu lieben. Es war mein Pech und vielleicht sein Glück, daß ich mich täuschte.«

»Na, bitte. Ähnlich liegen die Dinge bei mir. Wozu also die Aufregung?«

»Wulf, begreifst du denn nicht, daß ich dich wirklich und wahrhaftig liebe?«

Er hob die Schultern. »Dein Pech, vielleicht auch dein Glück, daß ich Miriam liebe. Wirklich und wahrhaftig, wie du sagtest.«

Sie sah ihn lange an. »Und wenn ich dich nicht freigebe?«

Er lachte. »Das würde nichts nützen. Denn ich liebe Miriam und will sie heiraten.«

»Und was ist, wenn sie nein sagt?«

»Dann würde ich dich noch lange nicht heiraten. Hoffentlich bist du dir jetzt darüber im klaren, daß du bei mir nichts erreichen kannst. Noch ein Glas Sekt gefällig?«

»Nein danke«, sagte sie, erhob sich und ging.

Wenn Wulf gewußt hätte, mit welchem Vorsatz Peggy das Lokal verließ, wäre er wohl nicht auf seinem Hocker sitzengelieben. So aber blickte er mit dem diabolischen Grinsen eines Betrunknen hinter ihr her.

Er wußte aber, daß es für sein Benehmen keine Entschuldigung gab. Verdient hat sie diese Behandlung nicht, sagte er sich. Doch dann tröstete er sich mit der Überlegung: Warum soll ich allein es sein, der zu büßen hat. Peggy war schließlich die treibende Kraft. Und sie hat es immer noch leichter als ich. Sie braucht nicht vor dem gellenden Schrei eines Kindes zu flüchten, der mir aus jeder Trompete, Autohupe oder quiet-schenden Bremse entgegenschlägt.

Aber wer weiß, was das Leben ihr noch aufbürdet und womit sie die vergangenen Wochen zu zahlen hat. Es beginnt ja bereits: Ihre Stellung hat sie verloren. Sie liebt, ohne wiedergeliebt zu werden. Man könnte glauben, es gebe wirklich eine ausgleichende Gerechtigkeit.

Dieser Meinung war Peggy nicht. Sie dachte nicht im entferntesten daran, sich dem Schicksal zu unterwerfen. Im Gegenteil, sie wollte Schicksal spielen. Und daß sie gewillt war, alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel rücksichtslos einzusetzen, bewies sie schon am nächsten Mittag, an dem sie sich in der Nähe der Kunstakademie aufhielt, um Miriam wie zufällig zu treffen.

Da sie deren Gewohnheiten kannte, brauchte sie nicht lange zu warten. Sekundenlang schwankte sie jedoch in ihrem

Vorhaben, als sie Miriam die endlosen Stufen der Akademie herabsteigen sah. Zerbrechlicher und ätherischer war sie ihr noch nie erschienen. Vielleicht machte es die hautenge Hose und die leichte Bluse, die Miriam trug, vielleicht auch ihr neuerdings nach vorne gekämmter Pagenkopf, der ihr blasses Gesicht wie eine exotische Blüte umrahmte und ihr ein ungewöhnlich zartes Aussehen gab.

Aber dann überwand Peggy alle Hemmungen und ging geradewegs auf Miriam zu, die eine Zeichenmappe unter dem Arm trug. »Kennst du mich nicht mehr oder willst du mich nicht mehr kennen?« rief sie ihr entgegen, als sie sah, daß die einstige Freundin in Gedanken versunken auf sie zukam.

Miriam blickte verwundert hoch und blieb stehen. »Was machst du hier?« fragte sie sichtlich verwirrt.

Peggy reichte ihr die Hand. »Ich kam zufällig vorbei und sah dich herunterkommen. Na, hab' ich mir gesagt, auch auf die Gefahr hin, daß sie es ablehnt, mit dir zu reden, geh mal hin und quatsch sie an.«

»Warum sollte ich es ablehnen, mit dir zu reden?« fragte Miriam erstaunt.

»Du bist gut. Nach allem, was vorgefallen ist? Wulf hat mir erzählt, daß du verdammt sauer wurdest, als er beichtete, daß er und ich ... Aber was sollen wir machen, Miriam? Es ist nun einmal geschehen. Er hat es nicht gewollt, ich hab' es nicht gewollt – es war einfach plötzlich da. Und es war stärker als wir. Wird wohl die Sonne, das Meer, das Nichtstun und der Wein gemacht haben. Aber welcher Mensch macht keine Dummheiten?«

Miriam spürte die Absicht hinter Peggys Worten. Ekel erfaßte sie. Am liebsten wäre sie davongelaufen. Wenn sie dennoch stehenblieb, so einzig und allein, weil sie fühlte, daß das Treffen nicht zufällig, sondern bewußt herbeigeführt war. Und weil sie nach dem Gehörten den Grund zu kennen glaubte. Peggy geht es darum, Wulf in Mißkredit zu bringen, sagte sie

sich. Wenn ihr das auch gelungen ist, sie soll es nicht wissen! Den Triumph schenk' ich ihr nicht.

Im Bestreben, Zeit zu gewinnen, fragte sie: »Wann hast du Wulf zum letztenmal gesehen?«

»Gestern abend«, antwortete Peggy. »Wir haben im ›Königshof‹ gegessen und waren dann noch im ›Käfig‹. Aber das wird dich nicht interessieren.«

»O doch«, erwiderte Miriam, der plötzlich ein verwegener Gedanke kam. »Wulf war nämlich hinterher noch bei mir.«

Peggy starrte sie an.

»Er suchte mich mitten in der Nacht auf und erzählte mir alles. Vorher hatte er es nicht getan. Aber das nur nebenbei. Auf jeden Fall bist du zu spät gekommen. Darf ich mich jetzt verabschieden?«

Peggy wurde rot vor Zorn. Ihre Lippen bebten. »Und er hat dir alles erzählt?« rief sie und hielt Miriam fest, die schon weitergehen wollte. »Alles!«

»Ja, alles!«

»Auch, daß er auf seiner letzten Schmuggeltour drei Menschen umbrachte? Darunter ein Kind, dessen Schreie er immer noch hört!«

Miriam glaubte, das Herz bliebe ihr stehen. Die Zeichenmappe, die sie unter dem Arm hielt, fiel zu Boden. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Im Geiste sah sie Wulf vor sich sitzen, die Hände an die Ohren gepreßt.

Dann konnte sie plötzlich nicht mehr denken. Pausenlos hämmerte es in ihr: Er hat drei Menschen umgebracht! Er hat drei Menschen umgebracht! Darunter ein Kind – ein Kind, dessen Schreie er immer noch hört.

Miriam bemerkte nicht, daß Peggy ihr die Zeichenmappe unter den Arm schob. Sie vernahm auch nicht die Worte der Entschuldigung, die Peggy stammelte, sah nicht, daß sie wie von Furien gehetzt davonrannte. Nichts nahm sie mehr wahr. Sie glaubte vor einem Abgrund zu stehen und wußte nicht

mehr weiter. Geistesabwesend lief sie durch die Straßen.

Als sie eine Stunde später allein in Haralds Zimmer saß und auf ihn wartete, hätte sie nicht sagen können, wie sie in seine Wohnung gekommen war und wer sie in seinen Raum geführt hatte. Ausdruckslos, als wäre alles in ihr gestorben, blickte sie auf den Titel des Buches, das schon bei ihrem ersten Besuch auf dem Tischchen gelegen hatte: »Vom Unfug des Sterbens«. Immer wieder las sie den Titel, bis sie seinen Sinn erfaßte und erregt aufsprang. Von diesem Augenblick an konnte sie wieder denken.

Sie trat an Haralds Reißbrett. Er entwirft eine Kirche, dachte sie. Und Wulf bringt drei Menschen um. Darunter ein Kind! Ich kann nicht mehr. Ich will ihn nie Wiedersehen. Harald muß dafür sorgen ...

Es war, als hätte der Freund sie gehört. Die Tür wurde geöffnet, und er blickte verwundert zu ihr herüber.

Miriam lief auf ihn zu.

»Was ist denn los?« fragte er besorgt.

Sie umarmte ihn schluchzend.

Er strich ihr über ihr Haar.

Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Tränen rannen über ihre Wangen.

»Ist etwas mit Wulf passiert?«

Miriam nickte. »Es ist furchtbar«, erwiderte sie mit fast erstickter Stimme und umklammerte ihn, als wäre sie eine Ertrinkende. »Er hat drei Menschen umgebracht. Darunter ein Kind!«

Den Bruchteil einer Sekunde erstarrte Harald, dann aber drückte er Miriam von sich. »Das ist nicht wahr!« rief er.

»Doch!«

»Nein, das ist nicht wahr! Wer hat das gesagt?«

»Peggy.«

Seine Augen wurden zu Schlitzten. »Peggy?«

»Ich ahne, was du denkst. Aber das stimmt nicht. Peggy

wollte es mir nicht sagen. Sie wollte nur ... Es ist ihr dann herausgeflogen. Ich glaube, sie war darüber selbst so erschrocken ...«

»Moment«, unterbrach er sie. Sein Gesicht war bleich. »Jetzt kein Kauderwelsch. Ich muß alles wissen. Und der Reihe nach. Kam Peggy zu dir oder hast du sie aufgesucht?«

»Ich traf sie vor der Akademie«, antwortete Miriam und erzählte, was sie erlebt hatte.

Als sie geendet hatte, blickte Harald nachdenklich vor sich hin. »Und du weißt bestimmt, daß Wulf sich an dem Abend in deiner Wohnung plötzlich die Ohren zuhielt?«

»Ja! Erinnerst du dich nicht, daß ich es dir erzählte?«

»Dunkel. Ich wollte damals nicht alles hören, weil ich annahm, daß Wulf ...« Er rang die Hände.

»Was?«

»Das spielt jetzt keine Rolle.«

»Doch!« beharrte sie. »Ich will wissen, was du annahmst.«

Harald fuhr sich über die Stirn. »Daß Wulf und Peggy ... Ich nahm es an, weil du erzähltest, daß er so verändert gewesen sei, und ich sagte mir: Wulf wird herumdrucksen und nicht wissen, wie er es dir beibringen soll. Jetzt sieht die Sache natürlich anders aus. Ich lauf gleich zu ihm.«

»Du willst zu Wulf?«

»Ja, denkst du, ich setze mich jetzt hin und lasse den Herrgott einen guten Mann sein? Ich will wissen, was los ist! Und zwar sofort. Irgend etwas scheint ja faul zu sein. Niemals aber hat Wulf einen Menschen umgebracht.«

»Du glaubst, daß Peggy ...«

»Ich weiß nicht, was ich im Augenblick glauben soll«, unterbrach er sie erregt. »Ich weiß nur, daß Wulf kein Mörder ist und daß ich ihn sprechen muß. Komm«, er drängte Miriam zur Tür, »du gehst jetzt nach Hause und wartest dort auf mich. Und werde ruhig. Wulf hat niemanden umgebracht, das schwör ich dir!«

»Und wenn er doch ...?«

Harald blickte zu Boden. Dann schüttelte er den Kopf und sagte bestimmt: »Nein, das hat er nicht getan! Du müßtest es am besten wissen.«

»Ich würde es ja auch nicht geglaubt haben, wenn sich das, was Peggy sagte, nicht mit dem decken würde, was ich sah. Wenn du gesehen hättest, wie Wulf ...«

»Genug«, unterbrach er sie. »Darüber können wir später reden.«

Gegen drei Uhr klingelte Harald an Wulfs Wohnungstür.

»Wer ist da?« fragte eine dünne und ängstlich klingende Stimme.

»Harald Forster«, antwortete er. »Ich möchte meinen Freund aufsuchen.«

»Ach, Sie sind es.« Die Tür wurde geöffnet. Im Rahmen erschien eine ältere Frau, deren Haare strähnig herabhingen. Sie wischte ihre Hände an der Schürze ab. »Gut, daß Sie kommen. Ich bin schon ganz verzweifelt. Ich tu' doch, was ich kann, aber so, wie Ihr Freund jetzt ist ... Seit er in Spanien war, kenn' ich ihn nicht wieder. Bis jetzt ist er jede Nacht betrunken nach Hause gekommen. Jede Nacht! Ich hab' einen leichten Schlaf, und dann höre ich ...«

»Ist er da?« unterbrach Harald den Redeschwall, da er Wulfs Wirtin kannte und wußte, daß sie so schnell nicht aufhören würde.

»Natürlich«, erwiderte sie. »Er schläft ja den ganzen Tag. Das geht doch nicht! Gestern abend, als er weg war, bin ich in sein Zimmer gegangen und hab' mir die Adresse von seinen Eltern notiert. Man muß ihnen doch mitteilen, daß ihr Sohn ... Sonst macht man sich noch mitschuldig. Ich kenne eine Familie ...«

Harald legte ihr die Hand auf die Schulter. »Machen Sie sich keine Sorgen, Frau Huber. Das kommt jetzt alles wieder in

Ordnung.«

»Ach, da bin ich aber froh. Ihr Freund war nämlich immer ein guter Mieter.«

»Das wird er auch wieder werden. Entschuldigen Sie mich jetzt, ich muß ihn dringend sprechen.«

Die Wirtin nickte. »Gehen Sie nur rein. Und waschen Sie ihm gründlich den Kopf.«

»Werd' ich machen«, erwiderte Harald und öffnete die Tür zu Wulfs Zimmer.

Eine Wolke von Alkoholdunst schlug ihm entgegen. Und dann glaubte er, nicht richtig zu sehen. Mantel, Anzug, Schuhe, Strümpfe, Hemd und Unterwäsche lagen am Boden. Und Wulf saß im Bett und blickte mit geweiteten Augen zu ihm herüber.

»Ein hübsches Wiedersehen«, sagte Harald und schloß die Tür. »Gestattest du, daß ich das Fenster öffne und ...«, er wies auf die umherliegende Kleidung, »... ein wenig Zimmermädchen spiele?«

Wulf brachte keinen Ton hervor.

Harald schob den Vorhang zur Seite und öffnete das Fenster. Dann stemmte er die Hände in die Hüften und schüttelte den Kopf. »Ganz schöner Saustall!«

Wulf riß sich zusammen. »Was willst du von mir?«

Harald bückte sich und begann, die Kleidungsstücke aufzusammeln. »Hoffentlich bildest du dir nicht ein, daß ich es tue, um dir die Arbeit abzunehmen. Ich kann mich nur nicht ...«

»Ich frag dich nochmals, was du von mir willst«, unterbrach ihn Wulf.

»Mit dir reden.«

»Worüber?«

»Über dich.« Harald hängte Wulfs Jackett über einen Stuhl. »Und über Peggy, die es für zweckmäßig hielt, Miriam über diverse Dinge zu informieren.«

Wulf starrte vor sich hin.

Harald sah ihn fragend an. »Darf ich meine Pfeife anzünden?

Die Luft hier ist ohnehin nicht die beste. Ich könnte mir denken, daß unsere Unterredung etwas länger dauern wird.«

Wulf strich die Bettdecke glatt. »Was hat Peggy erzählt?«

»Solltest du das nicht wissen?«

Wulf blickte vor sich hin. »Wie hat Miriam es aufgenommen?«

»Was?«

»Stell dich nicht so an.«

»Du meinst, daß du und Peggy ...? Dazu hat sie nichts gesagt.«

»Nichts?«

»Nein. Das andere bewegt sie weitaus mehr. Mich übrigens auch.«

»Welches andere?«

Harald entzündete seine Pfeife und setzte sich auf die Bettkante. »Jetzt hör mal gut zu«, sagte er in aller Ruhe. »Peggy hat, offensichtlich in der Erregung, eine Behauptung aufgestellt, die Miriam erschüttert hat und mich veranlaßte, dich aufzusuchen.«

Wulf tastete nach Haralds Arm. »Was hat Peggy ...?«

»Was sie gesagt hat, spielt jetzt keine Rolle. Wulf, ich bin als Freund zu dir gekommen. Unseren Krach hab' ich über Bord geworfen, um dir helfen zu können. Ich kann es aber nur, wenn du ganz offen mit mir sprichst. Über alles. Los, erleichtere dich! Erzähl, was passiert ist!«

Wulfs Lippen waren farblos. »Das hätte ich nicht für möglich gehalten«, sagte er kaum hörbar.

»Was?«

»Daß Peggy ...«

»Denk jetzt nicht an Peggy, sondern erzähle!«

»Sie hat ihr Ziel also erreicht.«

»Welches Ziel?«

»Mich für immer von Miriam zu trennen.«

»Du meinst, daß Peggy ...«

»Ja. Ich hab' ihr gestern abend ... Aber lassen wir das. Irrendwie kann ich sie sogar verstehen.«

»Ich begreife nichts.«

»Ist auch nicht notwendig. Es hat nichts mit dem zu tun, was mich fertigmacht und worüber ich nicht hinwegkomme.«

»Und was ist das?«

Wulf richtete sich auf und lehnte sich an die Wand. »Mach das Fenster zu. Ich möchte nicht, daß uns jemand hört. Wenn ich schon reden muß, dann will ich alles, aber auch alles erzählen. Bis ins kleinste Detail. Ich glaub' zwar kaum, daß du mir dann helfen kannst, aber ... Geh, mach das Fenster zu.«

Harald entsprach der Bitte. Und dann schilderte Wulf in aller Offenheit, wie er die Wochen mit Peggy verbracht und was er in der letzten Nacht getan und erlebt hatte.

»Verstehst du nun, daß ich saufe?« fragte er abschließend.

Harald klopfte seine Pfeife aus, die schon lange nicht mehr brannte. »Ja und nein«, sagte er nach einer Weile. »Nie werde ich es verstehen, daß du nach dem Vorfall nicht sofort zur Polizei gelaufen bist. Herrgott, Wulf, die ganze Insel hätte alarmiert werden müssen! Wenn dadurch vielleicht auch niemand gerettet worden wäre: man kann in solcher Stunde doch nicht die Hände in den Schoß legen.«

»Ich weiß. Hab' es ja auch vorgehabt. Aber dann ...«

»... warst du zu feige!«

»Leider. Ich fühle mich darum heute mitschuldiger denn je.«

Harald lag es auf der Zunge zu sagen: Das bist du auch! Er beherrschte sich jedoch, da er dachte: Was nützt es? Zu ändern ist nichts mehr. Jetzt kommt es darauf an, ihn auf einen vernünftigen Weg zu bringen.

In diesem Bestreben griff er Wulfs Bemerkung auf und fragte: »Wer ist nicht mitschuldig? Hätte ich mich damals nicht dazu entschlossen, an der Spanienfahrt teilzunehmen und Miriam zu überreden mitzumachen, dann wärest du bestimmt nicht allein mit Peggy losgefahren, und die ganze Sache wäre

nicht passiert. Und hätten Miriam und ich die Insel nicht verlassen, würden die Ferien anders verlaufen sein. Es wäre wiederum nichts passiert. Mit solchen Grübeleien kommen wir aber nicht weiter. Jetzt hilft nur eins: Du mußt im weiteren Verlauf deines Lebens versuchen, durch irgendwelche Dinge wiedergutzumachen, was an Geschehenem nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Und dazu gehört, daß du zunächst einmal nicht säufst, sondern arbeitest. Tag und Nacht arbeitest! Wenn du das willst, werde ich dir helfen. Das wird auch Miriam tun.«

»Und was ist, wenn Peggy ...? Sie hat mich in der Hand.«

»Wieso?«

»Wenn ich nicht pariere, kann sie mich jederzeit unter Druck setzen.«

Harald nagte an seiner Lippe. »Daran hab' ich nicht gedacht. Aber ich hab' dir ja gesagt, daß ich dir helfen werde, wenn du mir versprichst, jetzt intensiv zu arbeiten. Ich Sorge dann schon dafür, daß Peggy schweigt. Und zwar für alle Zeiten.«

»Wie willst du das machen?«

»Laß das meine Sorge sein. Ich bring' sie auf Vordermann.«
Er hielt ihm die Hand hin. »Schlägst du ein?«

Wulf tat es.

»Und du säufst nicht mehr?«

»Nein.«

»Dann steh auf und sei heute abend um acht Uhr im ›Hahn-hof‹. Ich werde Miriam mitbringen. Daß du ihr, und natürlich auch mir, in mancherlei Hinsicht Zeit lassen muß, brauch' ich wohl nicht zu sagen.«

Harald glich an jenem Tag einer zu heiß gewordenen Maschine, die nicht abgestellt werden kann. Nachdem er Wulf verlassen hatte, suchte er Peggys Wohnung auf. Er traf sie jedoch nicht an und hinterließ eine kurze Mitteilung, in der er darum bat, um sieben Uhr in das »Studenten-Café« zu kommen, da er dringend mit ihr sprechen müsse. Dann fuhr er zu

Miriam, die ihn schon sehnsüchtig erwartete. Ausführlich schilderte er ihr, was er erfahren hatte.

Seine Erzählung machte sie ratlos. In gewisser Hinsicht fühlte sie sich erleichtert. Sie empfand Mitleid für Wulf, den sie am liebsten sofort aufgesucht hätte. Auf der anderen Seite aber fürchtete sie sich davor, ihn zu treffen. Weniger, weil sie sich im Augenblick keine Unterhaltung mit ihm vorstellen konnte. Sie hatte Angst vor ihm und sich selbst. In ihr war etwas zerbrochen. Sie bangte darum, daß Wulf – bewußt oder unbewußt an ihr Mitgefühl appellieren und sie den Versuch machen würde, notdürftig zu kitten, was entzweigegangen war.

Harald gegenüber sprach sie offen über alles, was sie empfand und dachte. Er ließ ihre Bedenken aber nicht gelten.

»Ich versteh' dich«, sagte er beinahe väterlich. »Sehr gut sogar. Es geht jetzt aber nicht um dein oder mein Verhältnis zu Wulf, sondern einzig und allein darum, einen Menschen zu retten. Wie es dabei in uns aussieht, ist völlig nebensächlich.«

»Und wenn es über unsere Kräfte geht?«

Er erhob sich. »Solange wir uns keine Schwächen erlauben, wird dieser Fall nicht eintreten.«

Miriam seufzte. »Ich kann nur hoffen, daß Wulf sich genau-soviel Mühe gibt.«

Harald strich über ihre Wange. »Was sollen wir machen? Wulf ist uns auferlegt.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich muß laufen.«

Sie sah ihn verwundert an. »Du hast doch gesagt, daß wir zusammen zum ›Hahnhof‹ gehen.«

»Das werden wir auch. Vorher muß ich Peggy aber noch verarzten. Ich bin in einer Stunde wieder hier.«

»Du willst dich mit Peggy treffen?«

»Ich muß ihr den Mund stopfen. Wulf machte mich darauf aufmerksam, daß sie ihn mit dem, was sie von ihm weiß, in der Hand hat.«

Miriam griff sich erschrocken an den Mund.

»Keine Sorge! Ich werde ihr das Händchen schon abhacken.«

»Aber wie willst du ...?«

»Erzähl' ich dir später. Ich hab' mir bereits was Nettes ausgedacht. Ich kenn' Peggy. Tausend gegen eine Mark, daß sie auf meinen Trick reinfällt! Mit Pauken und Trompeten.«

Harald kannte Peggy wirklich sehr genau. Das Treffen mit ihr verlief so, wie er es sich vorgestellt hatte.

Sie aß Kuchen, als er das »Studenten-Café« erreichte, und er sah auf den ersten Blick, daß sie sich bemüht hatte, ihr attraktives Äußere auf Hochglanz zu bringen.

Sie trug ihr neues Jackenkleid und hatte wieder den duftigen Seidenschal umgebunden, den sie getragen hatte, als sie sich mit Wulf im Garten des Café »Annast« traf. Nicht im geringsten war ihr anzumerken, daß sie der Unterredung mit gemischten Gefühlen entgegensah. Im Gegenteil. Ihre wasserblauen Augen strahlten wie ein Bergkristall. Sie streckte Harald die Hand entgegen, als hätte es nie einen Streit zwischen ihnen gegeben.

»Du machst dir keinen Begriff, wie ich mich gefreut habe, als ich deine Mitteilung vorfand«, begrüßte sie ihn überschwenglich. »Nein, war das eine Überraschung. Aber du siehst blaß aus. Geht es dir nicht gut?«

Harald sah sie prüfend an. »Schade«, sagte er. »Jammerschade.«

»Was?« fragte Peggy unsicher.

»Daß dein Inneres nicht mit deinem Äußeren übereinstimmt. Du bist schön und frisch wie der junge Morgen. Wer dich nicht kennt ...«

»Bist du gekommen, mir das zu sagen?« unterbrach sie ihn.

»Kaum.« Er setzte sich. »Darf ich dir etwas bestellen?«

»Nein danke.« Sie wies auf den Rest ihres Kuchens. »Ich bin versorgt.«

»Okay«, erwiderte er, bestellte sich eine Coca-Cola und zog

seine Pfeife aus der Tasche. »Dann will ich mich kurz fassen. Um was es geht, wirst du dir denken können.«

Sie lehnte sich zurück. »Sprich dich nur aus.«

Harald stopfte seine Pfeife. »Aussprechen werde ich mich anderswo«, erwiderte er wie nebenbei.

»Darf man erfahren wo?« – »Bei der Polizei!«

Peggy glaubte nicht richtig zu hören. »Wo?«

»Ich denke, ich habe mich klar genug ausgedrückt.« Er entzündete seine Pfeife und blies den Qualm vor sich hin. »Ja, Peggy, es geht nicht anders. Für dich tut es mir leid, da du nun ganz schön reinrasseln wirst. Aber nachdem du Miriam gesagt hast, daß Wulf drei Menschen umgebracht hat, bleibt ihr nichts anderes übrig, als zur Polizei zu gehen und Anzeige zu erstatten. Daß ich sie begleiten werde, wirst du verstehen. Ich hab' ja ebenfalls von der Sache erfahren.«

Peggy verlor alle Farbe. »Habt ihr den Verstand verloren? Ihr könnt doch nicht ...«

»Erwartest du etwa, daß wir uns mitschuldig machen?«

»Mitschuldig? Wieso?«

»Wer von einem Verbrechen weiß und es nicht meldet, gilt als Mittäter und wird als solcher bestraft«, belehrte er sie. »Vielleicht begreifst du jetzt, warum ich dich unbedingt sprechen mußte. Als dein früherer Freund fühle ich mich verpflichtet, dich davon in Kenntnis zu setzen, daß wir noch heute zur Polizei gehen. Wie gesagt: Es tut mir leid für dich, da ich weiß, daß du nicht unter ein paar Monaten davonkommen wirst. Aber was sollen wir machen? Du kannst uns nicht zumuten, daß auch wir eines Tages ...«

Peggy rang die Hände. »Wulf hat doch niemanden umgebracht!«

Harald zwang sich, Peggy so ungläubig wie möglich anzusehen. »Was sagst du da? Er hat niemanden umgebracht?«

Peggy blickte ängstlich zur Seite. »Natürlich nicht!«

»Du hast Miriam gegenüber aber behauptet ...«

»Ich weiß. Ich war so wütend ...«

»... daß du sie quälen wolltest?« – Sie nickte.

Harald schüttelte sich. »So gemein kannst du sein?«

Peggy blickte zu Boden.

»Das ist ja nicht zu begreifen«, sagte er und gab sich den Anschein, als sei er fassungslos. »Weißt du, daß Wulf dich jetzt wegen übler Nachrede anzeigen könnte? Und daß man dir dann mindestens drei Monate aufbrummen würde?«

»Weiß er, daß ich ...?«

»Von wem hätte er es erfahren sollen?«

»Werdet ihr es ihm sagen?«

Harald versuchte den Eindruck zu erwecken, als wäre er sich darüber noch nicht im klaren.

Sie sah ihn flehend an. »Bitte, sagt es ihm nicht.«

Er kaute an seiner Pfeife. »Du verlangst reichlich viel von uns. Erst gehst du hin und stellst ihn als Mörder dar ...«

»Das ist mir doch nur so herausgerutscht.«

»Ich weiß, weil du wütend warst. Wer aber sagt mir, daß du morgen nicht wieder wütend wirst?«

»Ich verspreche dir, daß ich nie wieder ...«

»Darauf kann ich mich nicht einlassen«, unterbrach er sie. »Aber, bitte, ich will dir helfen. Wenn du mir schriftlich gibst, daß das, was du Miriam gegenüber behauptet hast, nicht wahr ist, gehen wir nicht zur Polizei. Wir sind dann ja gedeckt.«

»Die Erklärung gebe ich dir gerne«, erwiderte sie.

»Gut.« Er holte seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Blatt Papier. »Ich hoffe, du bist dir bewußt, daß sich die Erklärung gegebenenfalls gegen dich wenden wird.« – »Gegen mich?«

»Natürlich. Denn würde das, was du jetzt schriftlich geben willst, nicht stimmen, wäre deine Mittäterschaft erwiesen, falls eines Tages herauskäme, daß Wulf doch ... Stimmt deine Erklärung aber, und du würdest noch einmal behaupten, daß Wulf jemanden umgebracht hat, dann erstatte ich Anzeige

wegen Verleumdung. Du kennst mich. In solchen Dingen lass' ich nicht mit mir spaßen.«

»Ich hab' dir gesagt, daß ich es nie wieder behaupten werde.«

»Dann ist ja alles gut. Ich wollte dich nur warnen.«

»Man könnte meinen, du gehörtest zur Heilsarmee. Hast du was zu schreiben?«

Harald reichte ihr seinen Füllfederhalter und dachte: Es ist nicht zu sagen. Kaum ist sie aus dem Druck heraus, da wird sie schon wieder frech. Aber es ist toll, mit welch blödem Trick man einen Menschen, der kein reines Gewissen hat, in die Zange nehmen kann.

»Genügt dir das?« fragte Peggy, nachdem sie eine Weile geschrieben hatte.

Harald nahm den Zettel und las. »Ja«, sagte er schließlich und steckte das Papier in die Brieftasche. »Mir ist jetzt um vieles wohler. Denn wenn Wulf ... Ich hab' es nicht glauben können.«

Peggy wußte nicht, was sie erwidern sollte.

»Miriam natürlich ebenfalls nicht«, fuhr er fort. »Ihr wird ein Stein vom Herzen fallen.«

»Und du wirst jetzt wahrscheinlich schnell zu ihr wollen«, sagte sie spöttisch.

Er nickte. »Weiß Gott! Ich möchte allerdings nicht gehen, ohne dich vorher noch um etwas zu bitten.«

»Mich?« fragte sie verwundert und spielte mit dem Armreifen, den sie sich in Puerto de Pollensa gekauft hatte.

»Hübsches Stück«, bemerkte er. »Toledoarbeit?«

»Ehem. Vergiß aber deine Rede nicht. Möchtest du, daß ich Wulf in Ruhe lasse?«

Harald klopfte seine Pfeife aus. »Das halte ich für so selbstverständlich, daß ich darum nicht bitten würde.«

»Wie taktvoll du bist.«

Er beugte sich zu ihr hinüber. »Es geht mir um etwas anderes. Ich möchte dich bitten, ein wenig zu beherzigen, was ich

dir oftmals sagte: Unterdrück deinen Leichtsinn! Du kannst ein so netter Kerl sein. Es wäre doch schade, wenn du durch Dummheiten ...«

»Erspar dir deine Ratschläge«, unterbrach sie ihn. »Ich weiß selbst, was ich zu tun und zu lassen habe.«

»Nun gut«, erwiderte er und hielt ihr die Hand hin. »Dann kann ich nichts anderes mehr tun, als dir für die Stunden zu danken, die du mir geschenkt hast. Und dir ein gutes Leben wünschen. Ich wünsche es dir von ganzem Herzen.«

Peggy lächelte. »Aber Herr Professor!«

Fraglos wäre es besser gewesen, wenn sich Miriam, Wulf und Harald nicht noch am selben Abend getroffen hätten. Sie alle standen viel zu sehr unter dem Eindruck der turbulenten Ereignisse des Tages. Miriam hatte sich noch nicht von dem Schock erholt, den Peggy ihr versetzt hatte. Harald fühlte sich nach den verschiedenen Unterredungen mit Wulf, Miriam und Peggy wie ausgepumpt. Und Wulf gelang es nur schwer, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß Miriam über alles informiert war. Kein Wunder also, daß die drei einen bedrückten Eindruck machten, als sie sich im »Hahnhof« trafen. Jeder atmete auf, als sie sich nach einer knappen Stunde wieder trennten. Niemand hatte so recht gewußt, was er sagen sollte. Selbst Harald nicht, wenngleich er immer wieder den Versuch machte, die Verkrampfung zu lösen. Es war eben etwas zerstört worden, und als man sich verabschiedete, war jedem klar: So, wie es einmal war, wird es nie wieder werden.

Dennoch bereute es Harald nicht, das Treffen arrangiert zu haben. Ihm ging es weniger darum, eine Versöhnung einzuleiten, als Wulf zu verstehen zu geben: du bist nicht allein.

Wulf fühlte dies und nahm sich fest vor, an nichts anderes als an die Beendigung seines Studiums zu denken. Und er arbeitete in den nächsten Wochen und Monaten wie nie zuvor. Die einzige Ablenkung, die er sich gönnte, waren die gelegentlichen Zusammenkünfte mit Miriam und Harald, die aber anders als früher verliefen. Man traf sich nicht mehr an bestimmten Tagen und zu festgelegten Zeiten. In der Regel war es so, daß

Harald ihn irgendwann abholte. Und dann setzte man sich nicht in ein Café oder Restaurant, sondern sah sich einen Film an oder besuchte Harald interessierende Vorträge, denen Wulf nicht folgen konnte und die Miriam zwischen Bewunderung und Entsetzen schwanken ließen. Was sollten Nicht-Mathematiker mit einem Thema wie »metrisch-diophantische Eigenschaften reeller Zahlen« anfangen?

Beide aber, Miriam wie Wulf, stellten sich stets interessiert. Miriam, weil sie Angst vor träge dahinfließenden Unterhaltungen hatte, und Wulf, weil er für jede Minute dankbar war, die er an Miriams Seite verbringen durfte.

Hinterher war es allerdings recht schwierig für ihn. Nie ließ sich Miriam von ihm allein nach Hause bringen. Immer ging Harald mit, und Wulf konnte sich denken, daß Harald es nicht von sich aus tat.

Mit der Zeit erwuchs daraus eine Art Eifersucht, da Wulf sich sagte: Miriam muß doch sehen, wie sehr ich mich bemühe, das Geschehene vergessen zu machen. Allmählich könnte sie ihre starre Haltung aufgeben.

Er wußte nicht, daß sie es gerne getan haben würde, wenn sie es gekonnt hätte. Mehr als nur einmal hatte sie es sich fest vorgenommen, brachte es aber nicht fertig. Sie litt darunter. Denn sie spürte, daß ihr, auf die Dauer gesehen, nichts anderes übrigbleiben würde, als ihm reinen Wein einzuschenken. Davor aber fürchtete sie sich.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Miriam oder Harald offen mit Wulf gesprochen hätten. Beide scheuten sich jedoch davor und wählten stets unpersönliche Themen, so daß sie schließlich alle miteinander wie Katzen um den heißen Brei liefen. Nichts erinnerte mehr an vergangene Zeiten: keine frechen Antworten, kein Lachen, keine Blödeleien.

Die Zusammenkünfte wurden zur Qual. Am meisten für Wulf, der sich immer häufiger sagte: Miriam und Harald wollen mir helfen, werden mit mir aber nicht mehr fertig. Ich

fühle, daß das innere Band zerrissen ist; man mag es mir nur nicht sagen. Aus Freundschaft, Kameradschaft oder Anständigkeit. Ich sollte sie von mir befreien.

Zwangsläufig geriet er in einen Widerstreit der Empfindungen, und erneut begann eine Zeit, in der er beim geringsten Anlaß den Schrei des Kindes hörte, der ihn monatelang nicht mehr verfolgt hatte.

So auch an einem Tag im Januar 1956, an dem er eine Ansichtskarte aus Barcelona erhielt. Das Foto und die an ihn gerichteten Zeilen ließen in wenigen Sekunden kaleidoskopartig die Ereignisse des letzten Jahres an ihm vorüberziehen. Die Karte stammte von Greta Fischhauer, der attraktiven Düsseldorferin, die ihn zu seiner ersten Reise nach Spanien eingeladen hatte. Sie schrieb:

»Erinnern Sie sich? Heute vor einem Jahr hoben Sie im ›Humplmayr‹ eine Serviette auf. Zwei Briefe, einer aus Barcelona und einer aus München, waren Ihre Lebenszeichen. Finden Sie nicht, daß das etwas wenig ist? Oder entschuldigt Sie Ihr Studium? Ich hoffe, bald einmal wieder von Ihnen zu hören. Herzlichst, Ihre G. F.«

Ein Schuldgefühl erfaßte ihn, und fast augenblicklich vernahm er den Schrei des Kindes.

»Ich halte das nicht mehr aus«, stöhnte er. »Soll ich denn nie mehr Ruhe finden?«

Er riß seinen Mantel vom Haken und rannte nach draußen.

Wie gehetzt lief er durch die Straßen. Doch was half es? Zwischen den großen und nassen Schneeflocken, die wie Wattetupfen auf die Erde herabfielen und das Häusermeer grau und schmutzig erscheinen ließen, drängten sich ihm unentwegt Bilder des vergangenen Jahres auf.

Er fror und schlug den Mantelkragen hoch. Ich muß Harald aufsuchen, sagte er sich. Wenn ich jetzt nicht zu ihm gehe, betrink' ich mich. Er muß mir helfen. Sonst werde ich wieder wortbrüchig.

Harald war nicht zu Hause.

Enttäuscht trat Wulf auf die Straße zurück und überlegte, ob er versuchen sollte, den Freund in der Technischen Hochschule zu treffen, sagte sich dann aber, daß er ihn dort doch nicht finden würde.

Unschlüssig stand er eine Weile vor einer Litfaßsäule. Dann ging er weiter, ohne zu wissen, wohin. Schneeflocken wirbelten ihm in das Gesicht. Er bemerkte es nicht. Zielloos lief er durch die Straßen, bis er plötzlich stehenblieb, da er sich einbildete, in einem der Schaufenster, an denen er gerade vorübergegangen war, ein Aquarell gesehen zu haben, das ihm bekannt vorkam und merkwürdig vertraut erschien. Dabei wußte er bestimmt, daß er es nicht betrachtet hatte. Er hätte auch nicht sagen können, was es darstellte. Irgend etwas an dem Bild hatte seine Aufmerksamkeit erregt und zwang ihn, zurückzugehen.

Sekunden später wußte Wulf, was es gewesen war. Er stand vor einem Aquarell, das Miriams eigenwilliges Signet trug.

Verwirrt schaute er auf den Namen des Geschäftes: Er stand vor der »Galerie Margot«, vor der Kunsthandlung, die sich vor Jahresfrist bereit erklärt hatte, Miriams Arbeiten auszustellen, falls sie 1500 Mark zur Deckung der Unkosten aufbringen würde.

Wulf war es, als legte sich ihm ein Ring um die Brust. Es gab keinen Zweifel: Miriam hatte ihr Ziel erreicht und hatte es ihm verschwiegen.

Wie ein Ausgestoßener kam er sich vor. Er hätte fliehen mögen, blieb jedoch stehen und blickte auf das Bild, das einen alten, bärtigen Männerkopf darstellte, dessen Haut aus Pergament zu sein schien. In seinen Augen leuchtete das Blau der *Cote d'Azur*.

Er war verzweifelt. Immer wieder fragte er sich: Warum hat Miriam mir nicht erzählt, daß ihre Arbeiten ausgestellt werden? Sie weiß doch, daß ich ... Mein Gott, wie hätte ich mich mit

ihr gefreut!

Unentwegt betrachtete er das Bild. Er achtete nicht auf die Schneeflocken, die auf ihn herabfielen. Er fuhr sich erst über das Gesicht, als dicke Tropfen aus seinen Brauen rannen.

Bedrückt trat er an das nächste Fenster, prallte jedoch gleich darauf zurück. Er stand vor einer italienischen Landschaft, in deren Vordergrund ein junger Mann in Bluejeans an einer verfallenen Mauer lehnte und über ein im Dunst liegendes Meer hinwegblickte.

Wulf hätte schreien mögen. Harald war es, der an der Mauer lehnte. Jetzt begreife ich, tobte es in ihm. Die beiden haben auf der Rückreise ... Ich Idiot! Darum haben sie kein Wort über Peggy und mich verloren. Und ich hab' geglaubt ...

Er hastete davon, als wäre er blind. Schneematsch durchnäßte seine Hosenbeine. Er fühlte es nicht. Nur einen Gedanken hatte er noch: trinken!

Und das tat er. Hemmungslos gab er sich dem Alkohol hin. Einen Schnaps nach dem anderen schüttete er in sich hinein. Bis man ihn auf die Straße setzte.

Er suchte andere Lokale auf, doch überall schob man ihn vor die Tür. Bis ihn der Zufall in eine noch leere Bar torkeln ließ, in der man infolge der schummerigen Beleuchtung nicht erkannte, was mit ihm los war. Und in dieser Bar hielt plötzlich jemand schützend seine Hand über ihn: Peggy!

»Was – machst du – denn hier?« fragte er mit schwerer Zunge, als er sie erkannte.

Peggy sah blendend aus und trug ein gewagtes silbergraues Abendkleid. Sie hakte sich bei ihm ein und führte ihn zur Seite. »Komm«, sagte sie. »Setz dich hier in die Ecke. Da ist es am gemütlichsten. Ich lass' dir einen Mokka machen.«

Wulf sah sie verwundert an. »Du läßt mir ...? Wieso kannst du – mir einen Mokka machen lassen?«

Sie strich ihm eine Strähne aus der Stirn. »Ich bin hier Bar-dame.«

Er machte ein entgeistertes Gesicht. »Was bist du?«

»Bardame. Schon seit zwei Monaten.«

Wulf griff sich an den Kopf. »Bin ich jetzt – blöd oder ... Du bist Bardame?«

»Findest du das so absonderlich?«

Er lachte. »Wenn ich auch – blau bin, an eins – kann ich mich noch gut erinnern: Als du deine Stellung – verloren hattest, sagtest du, daß du – deine Figur in den Wirtschaftswundertopf werfen wolltest. Weißt du noch?«

»Und?«

Wulf lachte erneut. »Der Topf – scheint mehr verwunderlich als – wirtschaftswunderlich zu sein!«

Peggy sah ihn bittend an. »Bist du gekommen, mir das zu sagen?«

Er schüttelte den Kopf. »Hab' – ja gar nicht gewußt, daß du ... Gib mir was zu trinken.«

»Jetzt bekommst du erst mal einen Mokka. Und dann mix' ich dir einen Drink. Einverstanden?«

Er nickte.

Sie erhob sich und sprach mit einem Kellner. Dann trat sie hinter den Bartisch und kehrte kurz darauf mit einer kleinen Handtasche zurück, der sie eine Schachtel Zigaretten entnahm.

»Willst du auch eine?«

Wulf dankte.

»Du rauchst immer noch nicht?«

Er fuhr sich über das Gesicht.

»Aber du trinkst?«

»Heute – das erste Mal wieder.«

»Warum?«

Er machte eine wegwerfende Bewegung.

»Ärger gehabt?«

»Vielleicht.«

»Mit Miriam?«

»Red nicht von Miriam«, brauste er auf. »Ich will nichts

mehr von ihr wissen. Sie hat mit Harald ...« Er unterbrach sich und starrte vor sich hin.

Peggy legte ihren Arm über Wulfs Schulter. »Weißt du eigentlich, daß ich dich noch immer liebe?«

Er drehte den Kopf zur Seite und lachte verächtlich. »Liebe? Hör auf mit dem Quatsch.«

Der Kellner servierte den Mokka.

Peggy schenkte ein. »Der wird dir gut tun.«

Wulf trank.

Im Hintergrund erschienen einige rotbefrackte Herren.

»Die Kapelle?« fragte er.

Peggy nickte und schaute auf ihre Armbanduhr. »Bei uns beginnt der Betrieb erst gegen zehn.«

»Und – wie lange mußt du ...?«

»Vor vier komme ich nie fort.«

»Hängt dir – das nicht zum Hals raus?«

»Warum?« Peggy nahm einen Spiegel aus ihrer Tasche und prüfte den Sitz ihres Haares. »Möglich, daß ich es eines Tages leid werde. Im Augenblick finde ich es ganz interessant. Wenn du wüßtest, was für Typen man in einer Bar kennenlernen kann!«

»Und wie ist der Verdienst?«

»Fast das Dreifache von dem, was ich früher hatte. Ich arbeite auf Provision.« Sie steckte den Spiegel zurück. »Aber wollen wir nicht lieber von uns sprechen? Was macht dein Studium?«

»Es kotzt mich an. Alles kotzt mich an.«

»Ich dich auch?«

Wulf schob das Tablett mit dem Mokka-Service zur Seite, legte die Arme auf den Tisch und ließ den Kopf darauf sinken.

Peggy strich ihm über das Haar. »Kann es mit uns nicht wieder werden, wie es war? Du ahnst nicht, wie oft ich an dich denke. Und wie einsam ich mich seit dem Abend fühle, an dem du ...«

Wulf fuhr hoch. »Willst du mir Vorhaltungen machen?«

Peggy warf der Kapelle einen vielsagenden Blick zu und versuchte, Wulf zu beschwichtigen. »Aber nein«, erwiderte sie. »Das Recht dazu hab' ich durch meinen Gang zu Miriam verloren.«

»Ich hab' dir gesagt, daß ich von Miriam nichts mehr hören will«, fuhr er sie an.

Peggy war froh, daß die Kapelle schnell reagiert hatte. Wulfs Worte gingen im einsetzenden Rhythmus eines Foxtrotts unter. »Entschuldige«, erwiderte sie. »Ich wollte dir nur zu verstehen geben, daß ich dich nicht vergessen kann. Ich weiß nicht, warum ich nicht von dir loskomme, weiß nur, daß ich im Augenblick glücklich bin, neben dir zu sitzen.«

Wulf griff sich an die Stirn. »Glücklich bist du darüber? Siehst du denn nicht, daß ich blau bin?«

»Natürlich.«

»Und daß ich innerlich zerrissen bin!«

Sie nickte.

»Und da hast du immer noch nicht genug von mir?«

Peggy schüttelte den Kopf.

Er sah sie verwundert an. »Das begreife ich nicht.«

Sie griff nach seiner Hand. »Ich auch nicht. Aber das ist mir gleichgültig. Ich denke nicht darüber nach.«

»Jetzt möchte ich nur wissen ...« Wulf unterbrach sich. »Komm, bring uns etwas zu trinken. Vielleicht ein Glas Sekt. Ich werde inzwischen darüber nachdenken, ob der Verstand der Frau oder der des Mannes ...«

Peggy gab ihm einen Kuß und erhob sich. »Ich bete zu Gott, daß er dich richtig denken läßt.«

Als Wulf am nächsten Morgen erwachte, wunderte er sich darüber, daß ihm der Schädel nicht brummte. Aber dann erinnerte er sich daran, daß ihm Peggy nach dem Sekt, den er in einer merkwürdig veränderten, beinahe versöhnlichen

Stimmung mit ihr getrunken hatte, ein Glas Wasser reichte, in dem eine Tablette sprudelte.

»Was soll ich damit?« hatte er gefragt.

»Trinken. Dann hast du morgen einen klaren Kopf und kannst arbeiten.«

Sie hat recht behalten, dachte er und blickte zur Decke empor. Im Geiste sah er Peggy vor sich. Er erlebte nochmals, wie sehr sie sich um ihn bemüht hatte, obwohl er betrunken gewesen und aggressiv geworden war.

Ich bin ein Idiot, sagte er sich. Da renne ich wie ein Verrückter hinter Miriam her, die nicht mehr mit mir fertig werden kann und zu der ich wahrscheinlich auch nie richtig gepaßt habe, und ich beleidige unentwegt den Menschen, der stets meine Partei ergriff, mich immer verteidigte und in schweren Stunden zu mir hielt. Ich muß ein Brett vor dem Kopf gehabt haben. Sonst hätte ich längst merken müssen, daß ich einem Phantom nachjage.

Was will ich eigentlich? Einen Stern vom Himmel holen, der mir nicht zusteht? In eine Welt eindringen, die anders ist als die, in der ich lebe?

Er sprang aus dem Bett und betrachtete sich im Spiegel. »Wenn Peggy dich liebt, wirklich und wahrhaftig, wie sie sagt, dann hast du mehr Glück als Verstand«, redete er auf sich ein. »Denn du bist der größte Betrug, der in Gottes freier Wildbahn umherrennt. Siehst männlich aus, gibst dich dementsprechend und bist in Wirklichkeit ein Waschlapfen, der sich mal von diesem, mal von jenem auswringen läßt. Und was kommt dabei heraus? Du säufst. Das Studium wird vernachlässigt, und eines Tages stehst du auf einem Haufen Scherben. Mach Schluß! Noch ist es Zeit!«

Als Wulf eine Stunde später durch fußhohen Schnee zur Universität stapfte, glaubte er einem muffigen Sack entschlüpft zu sein. Befreit blickte er zu einer Wolkenlücke empor, durch die ein strahlendblauer Himmel leuchtete, der ihm der Vorbote

einer besseren Zeit zu sein schien.

Mit der Arbeit wurde es an diesem Tag aber nichts Rechtes. Es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Immer wieder hörte er, was Peggy am Abend zuvor gesagt hatte: »Ich weiß nicht, warum ich nicht von dir loskomme, weiß nur, daß ich glücklich bin, neben dir zu sitzen.«

Und das angesichts meiner Trunkenheit, dachte er. Sie muß mich wirklich lieben, denn sonst ...

Ich werde zu ihr gehen und mich entschuldigen. Auch Miriam werde ich aufsuchen und ihr sagen ... Nein, korrigierte er sich im nächsten Moment, da er sich plötzlich wieder vor der »Galerie Margot« stehen sah. Miriam kann ich nicht aufsuchen.

Aber bei Peggy wollte er sich entschuldigen, das nahm er sich fest vor. Er war sich nur noch nicht darüber klar, was er ihr als kleine Aufmerksamkeit mitbringen sollte. Mit Blumen in eine Bar zu gehen, genierte er sich.

Dann fiel ihm ein, wie sehr sich Peggy über das Fläschchen Parfüm gefreut hatte, das er ihr beim Antritt der Spanienreise schenkte.

Das ist das richtige, sagte er sich. Damit knüpfe ich an vergangene Stunden an.

Es blieb nicht bei dem Parfüm. Als Wulf kurz vor zehn Uhr durch Schwabing ging, sah er vor einem Lokal ein altes Weib stehen, das Veilchensträuße anbot.

»Was kosten die?« fragte er.

»Zwoa Markl, junger Herr«, krächzte die Alte.

Wulf griff in die Tasche. »Geben Sie mir einen.«

»Vergelt's Gott, junger Herr. Vergelt's Gott! Warten S', i schlag's Eahna ein.«

»Nicht nötig«, erwiderte Wulf und wollte das Sträußchen schon nehmen, als er sah, daß die Frau am ganzen Körper zitterte. »Kommen Sie«, sagte er kurz entschlossen, ergriff ihren Korb und nahm sie beim Arm. »Sie frieren sich ja zu Tode. Gehen Sie mal mit mir.«

»Ja, mei – wohin soll i ...?«

»Ein paar Meter von hier entfernt ist eine Bar, in der man Ihnen etwas Heißes zu trinken geben wird. Wenn Sie sich aufgewärmt haben, können Sie weiter verkaufen.«

»Ja, mei – ja, mei!« jammerte die Alte.

Peggy glaubte nicht richtig zu sehen, als sie Wulf mit einem Blumenkorb unter dem Arm in Begleitung einer alten Frau in die Bar eintreten sah.

Er lachte sie an. »Keine falsche Hoffnung! Ich hab' dir keinen Korb, sondern nur ein Sträußchen gekauft. Das Muttchen hier fror aber so sehr, daß ich sie mitnehmen mußte. Kannst du ihr eine Bouillon geben lassen?«

Da Peggy nicht mit Wulfs Besuch gerechnet hatte, war sie außer sich vor Freude. »Selbstverständlich«, sagte sie gerührt und wandte sich an die Alte. »Kommen Sie. Wir gehen in die Küche, dort ist es noch wärmer. Und außerdem kaufe ich Ihnen zehn Sträube ab, die ich meinen Gästen heute abend aufschwätzen werde.«

Wulf klopfte der Alten auf die Schulter. »Na, war's nicht gut, daß ich Sie mitgenommen habe?«

Die Frau stammelte immer wieder: »Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!«

Als Peggy zurückkehrte, leuchteten ihre Augen. »Ich wollte, ich könnte dich jetzt umarmen«, sagte sie. »Leider sitzen drüben schon einige Gäste. Du weißt ja gar nicht, welche Freude du mir gemacht hast. Mit deinem Kommen und mit dem alten Muttchen.«

Ihre Lippen zuckten. Sie mußte sich beherrschen, um nicht loszuheulen.

»Hoffentlich enttäusche ich dich nicht«, erwiderte er und nahm auf einem Barhocker Platz. »Ich wollte nur auf einen Sprung ...« Er unterbrach sich und zog ein kleines Päckchen aus seiner Tasche. »Das wollte ich dir bringen. Vielleicht verstehst du, was ich damit sagen will.«

Peggy sah ihn verwundert an. »Das ist doch ...« Sie roch an dem Päckchen. »Nina Ricci?«

Wulf nickte. »Du hast dich damals so sehr darüber gefreut, daß ich dachte ... Ich möchte um Verzeihung bitten und dir dafür danken, daß du mir gestern geholfen hast.«

Peggy glaubte nicht richtig zu hören. Sie wollte etwas erwidern, nahm aber ihre Handtasche und lief davon. Als sie zurückkehrte, war ihr anzusehen, daß sie geweint hatte.

»Bitte, entschuldige«, sagte sie. »Ich bin froh, daß außer dir noch niemand am Bartisch sitzt.«

»War es so schlimm?«

Peggy seufzte. »Ziemlich. Du hast mich sehr glücklich gemacht. So wie jetzt, war es das letztemal in ...«

»Formentor«, beendete er ihren Satz. »Du kannst es ruhig aussprechen. Ich weiß nicht, was gestern abend mit mir geschehen ist. Alles ist verändert. Ich begreife es noch gar nicht. Ich höre den Schrei des Kindes, der mich immer wieder verfolgt, zucke aber nicht mehr zusammen. Der Schrei bedrückt mich natürlich, aber anders als bisher. Ich will ihm nicht mehr entfliehen, möchte mich ihm vielmehr stellen, bin mir nur noch nicht darüber klar, wie ich es könnte.«

Peggy sah ihn nachdenklich an. »Ich glaube, ich weiß, woran es liegt. Aber laß uns nicht davon sprechen. Was möchtest du trinken?«

»Ich lade dich zu einem Glas Sekt ein. Und dann muß ich gehen.«

»So schnell?«

Er nickte. »Ich hab' morgen mit meinem Professor über meine Diplomarbeit zu sprechen. Da muß ich einen klaren Kopf haben.«

Als Wulf sich eine halbe Stunde später verabschiedete, fragte ihn Peggy, ob sie sich nicht einmal wieder über Tag treffen könnten.

»Aber gerne«, erwiderte er. »Wann?«

»Vielleicht am Sonntag?«

»Einverstanden.« Er reichte ihr die Hand. »Wahrscheinlich wirst du dich ausschlafen müssen. Ist drei Uhr zu früh?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Gut, ich hole dich ab.«

Peggy drückte ihm die Hand. »Ich freue mich jetzt schon darauf.«

Wulf war sich selbst zum Rätsel geworden. Oftmals fragte er sich in den folgenden Tagen: Was ist eigentlich mit mir geschehen? Ich bin wie verwandelt. Alles ist leichter geworden. Ich fühle mich wie befreit, obwohl ich weiß, daß mich das Gespenst der vor den Felsen von Formentor erlebten Nacht nie wieder loslassen wird.

Er fand keine befriedigende Antwort. Eines aber wußte er bestimmt: daß Peggy die Wandlung herbeigeführt hatte, ohne es zu wollen. Als sie am ersten Abend in der Bar zum Ausdruck brachte, glücklich zu sein, ihn zu sehen – gleichgültig, ob er nun nüchtern oder betrunken, ausgeglichen oder innerlich zerrissen neben ihr sitze –, da konnte sie nicht damit rechnen, daß ihre Worte ihm klarmachen würden, wie sehr sie ihn liebe.

Wulf dachte an diese Stunde, als er am Sonntag die Wohnung verließ, um zu Tisch zu gehen und anschließend Peggy abzuholen. Der Himmel war wolkenlos, und der über Nacht gefallene und noch nicht verschmutzte Neuschnee gab der Stadt einen beinahe verträumten Charakter. Er nahm sich vor, mit Peggy durch die Straßen zu bummeln. Ihm war es, als liefe er durch eine Zuckerbäckerlandschaft. Die Lampen trugen weiße Mützen, parkende Wagen glitzernde Mäntel. Und nichts war mehr laut. Nicht einmal das Geschrei der Kinder.

Aber kalt war es, herrlich kalt. Im Geiste spürte er schon die Wärme des Cafés, in das er Peggy nach dem Spaziergang führen wollte.

Wulf war so zufrieden mit sich selbst, daß er gelassen blieb,

als er Miriam und Harald in dessen knallrot lackiertem Fiat in die Straße einbiegen sah, in der er wohnte. Im Gegenteil. Er winkte zu ihnen hinüber.

Harald trat auf die Bremse. Dem alten »Wastl« machte das nichts aus; er rutschte ein gutes Stück weiter, stellte sich dann schief und blieb ratternd stehen.

»Ich muß ziemlich viel Gas geben«, rief Harald, der sich einen dicken Wollschal umgebunden hatte. Er wies auf den Kühlerverschluß, an dessen Rand sich braune Wasserblasen bildeten. »Der Rückstau läßt den Motor sonst kochen. Aber ist es nicht toll, wie er läuft? Miriam hat zwei Liter Glysantin gestiftet. Wir wollten dich gerade zu einer Fahrt in den Hofolding Forst abholen. Los, spring rein!«

Wulf schüttelte den Kopf und ging um den Wagen, um Miriam zu begrüßen. Spiel den Überlegenen, beschwor er sich. Dann haben sie eine Nuß, an der sie lange knacken werden.

»Du willst nicht mitfahren?« fragte Miriam verwundert, als er ihr die Hand reichte.

»Ich kann leider nicht. Hab' eine Verabredung.«

»Das ist doch Quatsch«, erwiderte Harald.

Wulf überhörte die Bemerkung und betrachtete Miriam. »Du siehst nett aus. Das Mützchen steht dir ausgezeichnet. Neu?«

Sie nickte.

»Du solltest es etwas schief aufsetzen. Schief kommt jetzt groß in Mode.«

Miriam machte ein erstauntes Gesicht.

»Du kannst es mir glauben«, fuhr Wulf unbeirrt fort. »Ich las neulich in einer Zeitung ...« Er unterbrach sich und deutete auf ihren Kamelhaarmantel. »Ebenfalls neu?«

»Du merkst aber auch alles.«

»Toll«, sagte er. »Gratuliere! Mütze neu, Mantel neu und zwei Liter Glysantin für »Wastl« ... Du scheinst gut zu verdienen. Schon viele Bilder verkauft?«

Miriam wußte nicht, wohin sie schauen sollte. »Wie meinst

du das?«

Wulf lachte. »Du bist gut. Wenn man eine Ausstellung veranstaltet ... Ich finde den alten Männerkopf übrigens großartig. Auch die italienische Landschaft mit Harald im Vordergrund.«

»Du weißt, daß ich ...?«

»Natürlich. Hab' mich nur gefragt, warum du es mir verschwiegen hast. Im ersten Augenblick war ich richtig böse.«

Harald stellte den Motor ab. »Hör mal zu, Wulf, das hat seinen besonderen Grund.«

»Kann ich mir denken«, erwiderte er.

»Wieso?«

Wulf lag es auf der Zunge, eine anzügliche Bemerkung zu machen. Im gleichen Augenblick aber sagte er sich: Wozu? Du hast einen neuen Weg eingeschlagen. Bleib auf ihm und sei konsequent.

Harald sah ihn fragend an. »Nun red schon. Wieso hast du dir das denken können?«

Wulf grinste. »Nimm's nicht so wörtlich. Als ich mich fragte, warum Miriam mir ihre Ausstellung wohl verschwiegen haben könnte, sagte ich mir schließlich: Sie wird schon einen Grund haben. Aus!«

Harald verzog seine Miene. »Ich könnte mich ohrfeigen. Der kluge Kopf, der Miriam empfahl, dir nichts zu sagen, war nämlich ich. Und warum? Ich war ihr bei der Beschaffung der fünfzehnhundert Mark behilflich und ...«

»Er hat eine Bürgschaft übernommen«, warf Miriam ein.

»Über Details brauchen wir uns nicht zu unterhalten«, sagte Harald und blickte zu Wulf empor. »Um es kurz zu machen: Ich befürchtete, daß du aus dieser Tatsache irgendwelche Rückschlüsse ziehen würdest und ... Na ja, du weißt schon.«

Gut, daß ich den Mund gehalten hab', dachte Wulf. Ich scheine den beiden verdammt Unrecht getan zu haben.

»Verstehst du das?«

Wulf nickte. »Bist ein Kindskopf. Aber ich gebe zu: Es hätte

sein können, daß ich in dem von dir befürchteten Sinn reagiert hätte.« Er schaute zu Miriam hinüber. »Hoffentlich bist du mir nicht böse, daß ich dir nicht böse bin?«

»Ich hätte es dir nicht verheimlichen sollen.«

»Wieso? Wir sind doch nicht miteinander verheiratet.«

»Natürlich nicht. Aber ...«

»Komm, hör auf«, unterbrach er sie. »Wozu darüber reden. Ich bin froh, daß kein anderer Grund vorgelegen hat. Aber abgesehen davon: Wer weiß, wofür es gut war.«

Miriam betrachtete ihn verwundert.

Er schaute zum Himmel hoch. »Phantastisches Wetter, was? Im Hofoldingen Forst muß es heute herrlich sein.«

»Willst du nicht doch mitfahren?« fragte Harald.

Wulf schüttelte den Kopf. »Ich hab' euch doch gesagt, daß ich eine Verabredung habe.« Er blickte auf die Armbanduhr. »Außerdem hab' ich noch nicht gegessen. Macht's gut. Und für ›Wastl‹ ein dreifaches Toi-toi-toi! Auf daß er durchhält!«

»Da bin ich ohne Sorge«, erwiderte Harald und ließ den Motor anlaufen. »Kälte kann er besser vertragen als Hitze. Servus, Schnaps.«

»Servus, Professor«, antwortete Wulf und dachte: Wie lange ist es schon her, seit wir uns das letzte Mal »Schnaps« und »Professor« genannt haben?

Als Harald anfuhr, nickte Wulf Miriam noch einmal zu.

Sie machte einen befreiten Eindruck, hob die Hand und führte sie, einer plötzlichen Regung folgend, zum Mund.

Er tat das gleiche. Und dachte: Das Leben kann schön sein, wenn man sich nicht selber im Wege steht.

Während der Fahrt zum Hofoldingen Forst sprachen Miriam und Harald nur wenig miteinander. Beide aber beschäftigten sich unentwegt mit Wulf, dessen verändertes Wesen sie sich nicht erklären konnten.

Miriam brannte darauf, mit Harald darüber zu reden. Sie

wagte es jedoch nicht, da der nur langsam vorwärts kommende alte Fiat unentwegt von anderen Fahrzeugen überholt wurde und sie pausenlos in eine dichte Schneewolke eingehüllt waren. »Das ist ja scheußlich«, schimpfte sie schließlich. »Kannst du nicht mal halten?«

Harald wies auf die seitlich aufgeworfenen Schneewälle. »Leichter gesagt, als getan. Es muß aber gleich ein Parkplatz kommen. Wenn der frei gemacht ist, lassen wir ›Wastl‹ stehen und machen einen Spaziergang.«

Sie hatten Glück. Der Parkplatz war frei, und Miriam atmete erleichtert auf.

Harald lachte sie an. »War es so schlimm?«

»Wie man es nimmt. Ein Vergnügen war es jedenfalls nicht. Von der herrlichen Schneelandschaft habe ich nicht das geringste gesehen.«

Er war ihr beim Aussteigen behilflich. »Das muß man in Kauf nehmen, wenn man sich unter die Wirtschaftswunderer mischt. Die haben alle keine Zeit mehr.«

»Ich begreife nicht, wie Menschen sich selbst so hetzen können.«

»Beruhige dich. Wir haben das Fließband ja verlassen und ... Schau mal«, unterbrach er sich und zeigte auf eine in der Sonne liegende Tannengruppe, von der eine mächtige Schneewolke wie ein silbern glänzender Vorhang herabfiel. »Ist das nicht herrlich? Da hätte ich jetzt gerne gestanden!«

Miriam lachte. »Das Kind im Manne.«

»Gott sei Dank!«

»Was sagst du eigentlich zu Wulf?« fragte sie ohne Übergang.

Harald hakte sich bei ihr ein. »Ich steh' vor einem Rätsel. Wollen wir etwas gehen?«

»Weit werden wir nicht kommen.«

»Macht nichts.« Er zog sie mit sich fort.

»Mit Wulf muß etwas geschehen sein«, nahm sie das Thema

wieder auf. »Wenn ich nur wüßte, was?«

Harald grinste. »Möglich, daß ich mich täusche, aber weißt du, was ich vorhin gedacht habe?«

»Nein.«

»Er muß jemanden kennengelernt haben.«

Miriam blieb stehen. »Du meinst ein Mädchen?«

»Ja.«

Sie blickte nachdenklich vor sich hin.

»Wäre dir das nicht recht?«

Miriam schaute auf, als seien ihre Gedanken in weiter Ferne gewesen. »Wie kommst du darauf?«

Harald zuckte die Achseln. »Weil du plötzlich so still geworden bist.«

Sie sah ihn verwundert an. »Wurd' ich das?«

»Man kann es so nennen.«

»Merkwürdig«, sagte sie und ging weiter.

Eine Zeitlang stapften sie schweigend durch den Schnee. Dann blieb Miriam erneut stehen. »Merkwürdig ist es eigentlich nicht«, korrigierte sie sich.

»Was?« fragte Harald und unterdrückte ein Schmunzeln.

»Daß ich still wurde.«

Jetzt werde ich dich auf den Arm nehmen, dachte er und fragte: »Wieso ist das nicht merkwürdig?«

»Ach, weißt du ... Verstehst du denn nicht?«

Er verneinte.

»Schau, wenn Wulf ein Mädchen kennengelernt hätte, dann ...«

Sie schwieg.

»Was wäre dann?«

»Dann wäre ich ... Ich würde mich dann doch wieder völlig frei fühlen können.«

»Würde dir das helfen?«

»Natürlich.«

»Das begreife ich nicht«, erwiderte Harald.

Sie sah ihn groß an.

»Wirklich nicht. Weil ich den Grund nicht sehe. Wenn sich jemand, wie du sagst, wieder völlig frei fühlen möchte, dann muß doch ein Grund vorhanden sein. Hast du einen?«

»Nein«, antwortete sie kaum hörbar.

»Na also«, erwiderte er und fügte nach einer Weile hinzu:
»Eigentlich schade.«

»Was?«

»Daß du keinen Grund hast.«

Miriam machte eine unwillige Bewegung. »Ich verstehe dich nicht.«

»Ist doch ganz einfach: Hättest du einen Grund, dann bestünde – ich meine theoretisch – die Möglichkeit, daß *ich* der Grund wäre. Und dann ...« Er unterbrach sich.

Ihre Augen weiteten sich. »Was wäre dann?«

Mit einer schnellen Bewegung ergriff er einen Tannenzweig und zog ihn herab.

Miriam duckte sich vor der fallenden Schneelast.

Harald riß sie an sich. »Dann würde ich dich in einem solchen Augenblick nicht nur schützen, sondern auch küssen.«

»Das würdest du tun?«

»Bestimmt!«

»Versuch's. Ich möchte nämlich gerne wissen ...«

Erst später, sehr viel später, war Miriam in der Lage, den Satz zu beenden. Aber da hatte es keinen Sinn mehr. Da wußte sie bereits, was sie hatte wissen wollen.

In den folgenden Wochen und Monaten trafen sich Miriam und Harald nur selten mit Wulf. Es lag jedoch nicht an ihnen. Er war es, der ihnen aus dem Weg ging. Dabei machte er einen ruhigen und ausgeglichenen Eindruck, und Miriam und Harald bedauerten oftmals, daß es ihnen nicht gelang, den früheren Kontakt wiederherzustellen. Sie wünschten Wulf sagen zu können, wie es um sie stand.

Verrückterweise wich Wulf ihnen aus, weil er ein ähnliches Bedürfnis verspürte. Er wußte, daß er früher oder später über Peggy und sich sprechen würde, hatte aber Angst davor, weil er befürchtete, daß Miriam und Harald ihn nicht verstehen könnten. Er zog es deshalb vor, möglichst wenig mit ihnen zusammenzukommen.

Unabhängig davon hatte er feststellen müssen, daß sein Wissen reichliche Lücken aufwies und er vieles nachholen mußte, wenn er in den immer näher heranrückenden Prüfungen nicht durchfallen wollte. Also setzte er sich hin und büffelte und traf sich selbst mit Peggy nur einmal in der Woche.

Anfangs war es ihm schwergefallen, sie des Abends nicht schnell noch »auf einen kurzen Sprung«, wie er sagte, aufzusuchen. Davon hatte Peggy aber nichts wissen wollen.

»Sosehr ich mich freue, dich zu sehen«, hatte sie ihm gesagt, »du mußt die Bar als meinen Arbeitsraum betrachten. Komm also nicht dorthin. Du würdest mich nur hemmen. Und dir würde es weh tun, wenn du siehst, daß ich anderen schöne Augen machen muß.«

Wulf hatte das eingesehen. Sie waren übereingekommen, sich nur noch außerhalb der Bar zu treffen. Und er hielt sich an diese Abmachung. Monatelang. Bis er eines Tages ein Telegramm erhielt, mit dem ihm die attraktive Düsseldorfer Geschäftsfrau Greta Fischhauer mitteilte, daß sie am Abend in München sei und sich freuen würde, wenn sie sich um 20 Uhr im »Humplmayr« treffen könnten.

Nur zu gerne folgte Wulf dieser Einladung, die eine willkommene Abwechslung für ihn darstellte. Dies um so mehr, als er gerade am Morgen seine Diplomarbeit abgegeben hatte. Wenn das Studium damit auch noch nicht abgeschlossen war, so hatte er doch einen bedeutsamen Abschnitt erreicht.

Als er den Speiseraum des exklusiven Restaurants betrat, glaubte er nicht richtig zu sehen: die hübsche Düsseldorferin saß am selben Tisch, an dem er sie vor fast eineinhalb Jahren kennengelernt hatte. Aber das war noch nicht alles: sie trug auch das gleiche Kleid und ließ in dem Augenblick, da sie Wulf eintreten sah, ihre Serviette fallen.

Mit wenigen Schritten war er neben ihr, hob das Tuch auf und legte es auf den Tisch. Dann lachte er sie an. »Hab' ich es richtig wiederholt?«

Sie reichte ihm die Hand. An ihrem Gelenk klirrten etliche Goldmünzen. »Nicht ganz«, erwiderte sie. »Damals sagten Sie: ›Pardon‹. Und dann: ›Der Kellner wird Ihnen eine neue Serviette bringen‹.«

Wulf war verwundert. »So genau wissen Sie das noch?«

Die Düsseldorferin nickte. Auf ihrem eisblau schillernden Haar tanzten Lichtreflexe.

Sie sieht glänzend aus, dachte er. Und jetzt weiß ich auch, woran sie mich schon damals erinnerte: an Peggy.

Greta Fischhauer unterbrach seine Gedanken. »Wollen Sie nicht Platz nehmen? Oder möchten Sie wieder warten, bis der Kellner kommt?«

Wulf schüttelte den Kopf und setzte sich. »Ich glaube, das

wäre übertrieben.«

Sie sah ihn prüfend an.

»Was schauen Sie?« fragte er, um etwas zu sagen.

»Wie Sie aussehen. Ich finde, daß Sie sich verändert haben.«

»Wirklich?«

»Das Jugendliche ist fort.«

Wulf verneigte sich. »Um so mehr freue ich mich, Ihnen sagen zu können, daß bei Ihnen die jugendliche Frische dominiert.«

Sie lächelte. »An Ihren guten Manieren habe ich nie gezweifelt. Auch nicht, als Sie nichts mehr von sich hören ließen.«

»Ich bitte dafür nochmals um Entschuldigung, aber ...«

Greta Fischhauer berührte seine Hand. »Wir wollen nicht darüber sprechen. Das heißt – eine Frage möchte ich an Sie richten. Darf ich indiskret sein?«

»Bitte.«

»Haben Sie etwas durchmachen müssen?«

»Ja.«

»Das tut mir leid.«

Wulf strich über die Tischdecke.

»Und Sie sind darüber hinweg?«

»Soweit es geht. Ein Mensch hat mir dabei geholfen.«

»Eine Frau?«

»Ja.«

»Lebt sie in München?« – Wulf nickte.

»Und da haben Sie sie nicht mitgebracht?«

»Ich konnte doch nicht einfach ...«

»Doch!« unterbrach sie ihn. »Sie werfen sich jetzt in ein Taxi und holen sie.«

Er lachte. »Ihr Temperament in Ehren, aber das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie ist ... Hoffentlich enttäusche ich Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß meine Freundin zur Zeit als Bardame tätig ist.«

»Warum sollte mich das enttäuschen?«

»Es könnte doch sein, daß Sie Anstoß daran nehmen, daß ein Student eine Bardame zur Freundin hat.«

»Was sind das für krause Gedanken«, erwiderte die Düsseldorferin. »Wenn wir uns heute auch erst zum zweitenmal sehen, so müßten Sie doch wissen, daß ich nicht zu den Menschen gehöre, die mit Scheuklappen durch das Leben laufen. Und nun mache ich Ihnen einen Vorschlag: Wir essen jetzt und suchen Ihre Freundin dann auf. Einverstanden?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Natürlich. Und wenn Sie wollen, können Sie mir bis dahin von ihr erzählen.«

Er zögerte. »Ich weiß nicht, ob das gut wäre.«

Sie sah ihn fragend an.

»Unsere Geschichte ist nicht gerade erbaulich. Andererseits – wenn ich es recht bedenke, müßte ich sie Ihnen eigentlich erzählen. Denn genaugenommen beginnt sie mit Ihnen.«

»Mit *mir*?«

»Ja. Mit der Serviette, die Ihnen vom Schoß rutschte.«

Ohne sich dessen bewußt zu sein, begann Wulf mit der Schilderung der Ereignisse des vergangenen Jahres. In aller Offenheit sprach er über Miriam, Peggy und Harald und berichtete von der gemeinsamen Reise nach Mallorca. Er erzählte alles, was er erlebt hatte – bis auf das entsetzliche Geschehen vor den Felsen von Formentor.

Greta Fischhauer konnte sich schon ein ziemlich genaues Bild von Peggy machen, als sie zwei Stunden später mit Wulf das »Humplmayr« verließ. Sie erwartete einen hübschen, schlagfertigen und etwas leichtsinnigen Menschen, dem sie es – nach allem, was sie gehört hatte – insgeheim ein wenig übelnahm, daß sie sich zwischen Wulf und Miriam gedrängt hatte.

Als sie Peggy aber kennenlernte, war mit einem Schlag alles anders. Greta Fischhauer wußte auch warum. Auf den ersten Blick erkannte sie, daß es für Peggy nur einen Mann gab: Wulf.

Abgesehen davon konnte sie nicht umhin, sich einzugestehen, daß sie selten einen so hübschen Menschen gesehen hatte.

»Mein Kompliment«, sagte sie an Wulf gewandt, als sie an der Bar Platz genommen hatten und Peggy für einen Augenblick verschwand, um etwas zu holen.

Wulf deutete eine Verneigung an.

»Sie sieht phantastisch aus«, fuhr die Düsseldorferin fort. »Aber das ist nicht das wichtigste. Die Frau liebt Sie ...!«

»Ich weiß«, erwiderte Wulf. »Und ich war sehr häßlich zu ihr.«

»Warum eigentlich?«

Wulf nagte an seinen Lippen. »Ich will ehrlich sein: Ich hab' Ihnen vorhin nicht alles erzählt. Ich werde es wohl nie können. Es gibt Dinge ...«

Die Düsseldorferin legte ihre Hand auf seinen Arm. »Sprechen Sie nicht weiter.«

Als Peggy zurückkehrte und sich zu ihnen setzen wollte, traten fünf oder sechs Herren in den Raum, die nach kurzem Zögern an der Bar Platz nahmen.

»Das Geschäft blüht«, sagte Greta Fischhauer.

»Leider«, antwortete Peggy. »Ich hätte mich gerne mit Ihnen unterhalten, aber Sie sehen ...« Sie entschuldigte sich und ging zu den Herren hinüber, um sich nach deren Wünschen zu erkundigen.

»Einen Whisky-Soda und den neuesten schweinischen Witz«, forderte einer von ihnen.

Wulf warf ihm einen wütenden Blick zu.

Peggy lachte. »Für Witze ist unser Toilettenmann zuständig. Dritte Tür rechts.«

Greta Fischhauer stieß Wulf an. »Glänzend pariert. Und mit einer Selbstverständlichkeit! Ich bräuchte das nicht fertig.«

»Ich auch nicht.«

Während Peggy einige Drinks mixte, wandte sie sich an Greta Fischhauer. »Schade, daß Sie nicht einen Tag später

gekommen sind. Morgen habe ich meinen freien Tag.«

»Das ist ja großartig«, erwiderte die Düsseldorferin. »Ich bin dieses Mal mit dem Wagen hier und muß morgen nach Salzburg, um einen Kunden zu besuchen. Wollen Sie mich begleiten?«

Peggy warf Wulf einen schnellen Blick zu. »Kannst du dich frei machen?«

»Ausnahmsweise! Ich hab' meine Diplomarbeit heute abgegeben.«

Peggy strahlte.

Greta Fischhauer spielte die Entrüstete. »Und das haben Sie mir verschwiegen? Da gibt's nur eins: Zur Strafe breche ich den heutigen Abend ab, und Sie müssen uns morgen begleiten.«

Schwer zu sagen, wer glücklicher war: Peggy oder Wulf. Oder auch Greta Fischhauer, die sich offensichtlich gerne mit jungen Menschen umgab und es genoß, Freude zu bereiten.

Das wurde auch am nächsten Tag ersichtlich, als sie Wulf aufforderte, sich an das Steuer ihres »Jaguars« zu setzen.

Er genoß es, mit 140 und mehr Stundenkilometern über die Autobahn zu jagen. Von der Gegend sah er allerdings kaum noch etwas, aber was spielte das schon für eine Rolle.

Hauptsache: der helle Streifen der Betondecke glitt wie ein rasendes Band unter ihm hinweg. Die Berge und den Chiemsee hatte er ja schon oft gesehen. Wozu also auf sie achten? Viel interessanter war es, dauernd Blinkzeichen zu geben und einen Wagen nach dem anderen zu überholen.

Greta Fischhauer ließ ihn gewähren, da auch sie manchmal von der »Autoritis« befallen wurde. Und sie konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken und mußte an sich selbst denken, als Wulf an der österreichischen Grenze strahlend verkündete, 135 Kilometer in nur einer Stunde und drei Minuten zurückgelegt zu haben.

Dann aber zeigte ihnen ein österreichischer Grenzbeamter,

daß es neben hohen Geschwindigkeiten auch noch anderes geben kann. Nachdem er die Pässe kontrolliert hatte, reichte er nur den von Peggy und Wulf zurück, sagte »Momenterl« und verschwand im Zollgebäude.

»Ist Ihr Paß nicht in Ordnung?« fragte Wulf besorgt.

Greta Fischhauer schüttelte den Kopf. »Er ist erst vor einigen Wochen verlängert worden.«

Es dauerte nicht lange, da kehrte der Beamte zurück. Er ging um den Wagen herum und blieb vor Greta Fischhauers Fenster stehen. »Küß' die Hand, gnä' Frau«, sagte er und reichte ihr den Paß, auf den er eine kleine Blume gelegt hatte. »Bitt' schön, i möcht' Ihnen zum Geburtstag alles Gute wünschen. Wann S' weiterhin so fesch ausschau'n, kann Ihnen nix passieren.« Damit grüßte er und trat einen Schritt zurück.

Von diesem Augenblick an war alles anders. Schlagartig waren sie in einer anderen Welt – eben in Österreich. Wulf verspürte keine Lust mehr zu rasen, und jeder hatte nur noch einen Gedanken: den Wagen so schnell wie möglich abzustellen, um in Ruhe durch Salzburg zu schlendern.

»Von Geschäften will ich heute nichts mehr wissen«, sagte Greta Fischhauer. »Mein Kunde soll mir den Buckel herunterrutschen. Jetzt wird gebummelt. Zunächst durch die Getreidegasse zum Café »Glockenspiel«. Dann fahren wir mit der Zahnradbahn zur Festung oder mit dem Aufzug zum Mönchsberg hinauf und sehen uns die Stadt von oben an. Und wenn wir uns satt gesehen haben und nicht mehr können, setzen wir uns in den »Eulenspiegel« und bestellen uns einen Heber Wein und ein erstklassiges, am Holzkohlengrill zubereitetes Hendl.«

Der Tag in Salzburg verlief, wie Greta Fischhauer es vorge schlagen hatte. Gemächlich schlenderten sie durch Gassen und Gäßchen, und nachdem sie im »Eulenspiegel« zu Abend gegessen hatten, fuhren sie noch ein zweites Mal zum Mönchsberg hinauf, um einen letzten Blick auf die von riesigen Scheinwerfern angestrahlten Sehenswürdigkeiten der Stadt zu

werfen: auf die Festung, den Dom, die Dreifaltigkeitskirche, das Schloß Mirabell und den Kapuzinerberg.

»Es war himmlisch«, sagte Peggy, als sie in den Mönchsberg-Lift traten, um wieder hinunter in die Stadt zu fahren. »Wie sollen wir Ihnen nur danken.«

»Indem Sie mir gelegentlich mal schreiben«, antwortete Greta Fischhauer mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Wulf.

Der hob die Hände. »Mea maxima culpa!«

Greta Fischhauer lachte und wies auf ein im Aufzug angebrachtes Werbeplakat des Salzburger Spielkasinos. »Wie wäre es, Peggy? Wollen Sie Ihr Glück nicht nochmals versuchen?«

Peggy machte ein bedenkliches Gesicht. »Reizen könnte es mich schon. Wir sind aber übereingekommen, nie wieder leichtsinnig zu werden.«

»Bravo«, erwiderte die Düsseldorferin. »Was ist aber, wenn ich es einmal sein möchte?«

»Wir schauen Ihnen gerne zu«, sagte Wulf.

»Das wäre langweilig. Nein, ich mache einen Vorschlag: ich stifte hundert Mark. Verlieren wir die – gut, dann ist es mein Schaden. Gewinnen wir – legen wir alles in einen Topf und teilen durch drei. Einverstanden?«

»Was bleibt uns anderes übrig, als uns unter der Macht des Kapitals zu beugen«, antwortete Wulf.

»Und zu hoffen, daß das Kapital Zinsen trägt«, fügte Peggy hinzu. »Ich brauch' nämlich vielleicht schon in Kürze sehr viel Geld.«

»Wofür?« fragte er verwundert.

Peggy zog ihre Nase kraus. »Das sag' ich dir nicht.«

Greta Fischhauer hakte sich bei ihr ein. »Mir auch nicht?«

»Wenn Sie mir versprechen, es ihm nicht zu sagen.«

»Großes Ehrenwort!«

Peggy näherte sich ihrem Ohr und flüsterte eine Weile.

Als sie endete, sah die Düsseldorferin sie groß an. »Das

wollen Sie machen?« – »Ehem.«

»Und Sie glauben, daß Sie es schaffen?«

Peggy nickte. »Die Hälfte habe ich schon zusammen.«

»Dann kann ich nur hoffen, daß wir heute gewinnen. Vorsorglich erhöhe ich den Einsatz auf zweihundert Mark.«

Wulf wurde ungehalten. »Das gestatte ich auf keinen Fall!«

»Sie sind reichlich vorlaut, Monsieur«, wies ihn Greta Fischhauer zurecht. »Denn was ich mir an meinem Geburtstag gestatte, ist meine und nicht Ihre Sache.«

Einige Stunden später mußte sie ihn erneut zurechtweisen, da er es nicht zulassen wollte, daß Peggy den Gewinn des Abends annahm. Fast sechshundert Mark hatten sie gewonnen.

»Das ist unmöglich«, erklärte er. »Sie haben festgelegt, daß wir im Falle eines Gewinnes ...«

»Stimmt«, unterbrach sie ihn. »Ich gebe zu, daß das Recht auf Ihrer Seite steht. Sie vergessen aber, daß ich heute Geburtstag habe und machen kann, was ich will.«

Es half Wulf nichts. Peggy mußte die gesamte Summe annehmen.

Eine Bedingung stellte Greta Fischhauer allerdings: Wulf hatte sich zu verpflichten, sie an einem Tag, den Peggy ihm zu gegebener Zeit nennen würde, in Düsseldorf anzurufen.

Wulf versprach es, konnte es sich aber nicht verkneifen hinzuzufügen: »Es ist schon komisch: Wenn zwei Frauen zusammenkommen, beginnt doch gleich die Geheimniskrämerei.«

Vier Monate später wußte Wulf, was es mit der Geheimnistuerie auf sich gehabt hatte. Er erfuhr es an dem Tag, an dem er sein Studium mit Erfolg beendete und unmittelbar nach der Verleihung des Diploms in Peggys Wohnung eilte, um sie zu einem exklusiven Essen abzuholen.

Peggy hatte ihn schon voller Nervosität erwartet. Sie wußte, daß an diesem Vormittag die Entscheidung fallen würde. Wenn

Wulf ihr auch gesagt hatte, daß er keine Befürchtung hege, das letzte Wort wurde erst an diesem Tag gesprochen.

Ihr fiel daher ein Stein vom Herzen, als die Wohnungsglocke gegen Mittag plötzlich Sturm läutete und Wulf gleich darauf mit geröteten Wangen vor ihr stand. »Geschafft?« rief sie mit vor Erregung heiserer Stimme.

Wulf schloß sie in die Arme. »Madame, der Tisch im ›Königshof‹ ist reserviert!«

Ihr traten Tränen in die Augen. »O Wulf! Du weißt ja gar nicht, wie ich mich freue.«

»Vielleicht doch«, erwiderte er und küßte sie.

Peggy machte sich frei. »Nein, das kannst du nicht wissen. Du weißt ja noch gar nicht alles!«

Er sah sie fragend an.

Sie drehte sich im Kreise. »Schau mich mal an. Fällt dir nichts auf?«

Erst jetzt bemerkte Wulf, daß Peggy eine elegante Wildlederjacke und einen sportlichen Rock trug. »Neu?« fragte er.

»Ja!« frohlockte sie. »Passend zu ›Amigo!‹«

»Zu was?«

»Zu ›Amigo!‹ Du lernst ihn gleich kennen.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Wer ist ›Amigo?‹«

»Dreimal darfst du raten.«

»Ein Hund?«

Peggy lachte schallend. »Gib's auf, du kommst nicht drauf.« Sie zog die Wohnungstür hinter sich zu und ergriff seine Hand.

»Komm, ich führ' dich zu ihm.«

»Aber ich hab' einen Tisch bestellt.«

»Der wird warten. Und wenn nicht, dann macht es auch nichts. ›Amigo‹ ist wichtiger. Und anschließend mußt du Greta Fischhauer anrufen.«

»Warum?«

»Weil du ihr versprochen hast, sie an dem Tag anzurufen, den ich dir nenne. Ich sage: heute. Also mußt du es tun.«

Wulf blieb stehen. »Wollte sie an dem Tag angerufen werden, an dem ich mein Studium beende?«

»Ja.«

»Das war eure ganze Geheimniskrämerei?«

»Die halbe.«

»Und was ist die andere Hälfte?«

»»Amigo!« Stiftest du ein Taxi?«

»Wofür?«

»Um ›Amigo‹ abzuholen.«

»Jetzt werd' ich langsam verrückt. Wer oder was ist ›Amigo‹?«

»Das wirst du schon sehen. Stiftest du das Taxi?«

»In Gottes Namen.«

Wenige Minuten später stiegen sie in einen Wagen, und Peggy bat den Kraftfahrer, in die Schleibingerstraße zu fahren.

Wulf konnte nur noch den Kopf schütteln. »Schleibingerstraße? Kenn' ich überhaupt nicht.«

»Sie liegt direkt beim Hofbräuhaus.«

Er zuckte die Achseln. »Ich geb's auf und lass' mich überraschen.«

Eine Viertelstunde später war er kaum noch fähig, ein Wort hervorzubringen. Nachdem der Kraftfahrer vor der »Mahag«, einer Generalvertretung der Volkswagenwerke, gehalten hatte, und sie ausgestiegen waren, hatte ihn Peggy an ein Fenster des Ausstellungsraumes herangezogen und gesagt: »So, ›Amigo‹, nun zeige ich dir dein Herrchen.« Dabei tippte sie auf Wulfs Schulter. »Das ist er. Wulf Wesener heißt er. Gestern war er noch ein kleiner stud. rer. pol., seit heute morgen ist er ein ausgewachsener Diplomkaufmann. Vertragt euch gut, seid nett zueinander und – wenn's geht, auch zu mir.«

Wulf glaubte nicht richtig zu hören. Verwirrt starrte er Peggy an, die ihrer Handtasche einen kleinen Schlüsselbund sowie eine Zulassungs- und Steuerkarte entnahm, die sie einer kurzen Prüfung unterzog.

»Jawohl«, sagte sie, »das eingetragene Kennzeichen stimmt mit der Nummer ›Amigos‹ überein.« Dann reichte sie Wulf die Papiere. »Mein lieber Wulf: ›Amigo‹ ist zwar noch nicht ganz bezahlt, ich freue mich aber dennoch, ihn dir am heutigen Tag schenken zu können. Hoffentlich macht er dir – viel – Freude, und ...«

Peggy konnte sich plötzlich nicht mehr beherrschen. Sie schluchzte und vergrub ihren Kopf an Wulfs Brust. Und er konnte nichts anderes tun, als sie mit einer Hand an sich zu drücken und mit der anderen ein Taschentuch aus der Hose zu ziehen, um sich zu schneuzen.

»Aber, Peggy«, sagte er schließlich. »Wie konntest du nur ... Ich soll den Wagen ...? Das ist doch unmöglich. Ich kann ihn nicht annehmen.«

»Das mußt du aber«, antwortete sie halb lachend, halb weinend. »Sonst würdest du mir ja die Freude von Monaten rauben.« Erneut schluchzte sie. »Sind wir nicht Kindsköpfe? Stehen da und heulen. Du hast nämlich auch Tränen im Auge.« – Wulf umarmte sie.

»He«, rief ihnen ein Radfahrer zu, »wann S' a Hilfestellung brauchts, i kimm glei!«

Im Ausstellungsraum wurden sie von einem schmunzelnden Verkäufer begrüßt. Und dann kam der große Augenblick, in dem sie sich zum erstenmal in den von Peggy gekauften Wagen setzten.

»Gefällt er dir?« fragte sie.

»Und wie!« Wulf konnte kaum sprechen.

Sie strich über das Instrumentenbrett.

Er schüttelte den Kopf. »Ausgerechnet meine Lieblingsfarbe. Riech mal, wie er riecht!«

Peggy schnupperte. »Himmlisch!«

Wulf umfaßte das Steuer.

»Sie können gleich losfahren«, sagte der Verkäufer. »Der Tank ist gefüllt. Die gnädige Frau hat für alles gesorgt.«

Wulf tastete verstohlen nach Peggys Hand. »Die gnädige Frau hat er gesagt!«

Ihre Wangen röteten sich.

»Klingt gar nicht schlecht«, fuhr er nachdenklich fort. »Findest du nicht auch?«

Der Verkäufer wies auf eines der großen Schaufenster, das geöffnet wurde. »Sie können den Motor anlassen. Der Weg ist frei.«

»Moment«, erwiderte Wulf und wandte sich an Peggy. »Ich müßte dir jetzt etwas sagen und weiß nicht was. Aber das weiß ich bestimmt: Unsere Wege werden sich nicht mehr trennen.«

Sie drückte seine Hand. »Darum hab' ich es nicht getan. Ich wollte dir nur eine Freude bereiten.«

In den nächsten Stunden war Wulf nicht wiederzuerkennen. Vergessen war das erhaltene Diplom, vergessen der im »Königshof« reservierte Tisch. Er sah nur noch den Wagen, hörte nur noch den Motor und jubelte, wenn die vor ihm liegende Straße frei war und er »einen Zahn drauflegen« konnte, wie er sagte.

Wehe aber, wenn er an einer Verkehrsampel halten mußte und ein anderer Wagen dicht an ihn herankam. Oder wenn jemand scharf an ihm vorüberfuhr.

Schlimm wurde es erst, als Wulf vor einem Blumenladen hielt, um Peggy einen Strauß Rosen zu kaufen. Denn kaum war er ausgestiegen, da stellte ein Bäckerjunge sein Fahrrad hinter »Amigo« ab. Wohlverstanden: unmittelbar hinter *seinem* Wagen!

»Euch Radfahrer hab' ich schon lange dick!« schnauzte er den Bäckerburschen an. »Stell deine dämliche Kiste gefälligst weiter zurück. Da ist doch Platz genug! Denkst du, ich will mir meinen Wagen verkratzen lassen?«

Aber das war noch nicht alles: Als Wulf im Blumenladen stand, sah er, daß ein kleines Mädchen, das verschämt zu Peggy hinaufschaute, den vorderen Kotflügel berührte. Sofort

rannte er nach draußen, zog das Kind vom Wagen fort und wischte mit dem Taschentuch über den Lack.

Problematisch wurde es auch, als Peggy ihm nach zweistündiger Kreuzfahrt durch die Stadt sagte, daß sie Hunger verspüre.

Wulf sah sie entgeistert an. »Jetzt? Es ist schon drei Uhr. Da bekommen wir nirgendwo mehr ...«

»Aber ich muß etwas essen«, unterbrach sie ihn. »Mir wird sonst schlecht!«

Sekundenlang war er ratlos. Dann kam ihm ein rettender Gedanke. »Ich hab's«, sagte er. »Wir fahren über die Autobahn zum ›Rasthaus Irschenberg‹. Das sind höchstens vierzig Kilometer. Dort bekommen wir bestimmt noch was Warmes und können ›Amigo‹ von unserem Tisch aus sehen.«

Peggy gab es auf. Nur keine weiteren Aufregungen, dachte sie. Aber sie war glücklich, restlos glücklich.

Das war sie auch am Abend, als Wulf sie in die Bar begleitete, um mit ihr zur Feier des Tages eine Flasche Sekt zu trinken und Greta Fischhauer sowie seine Eltern anzurufen.

Die Düsseldorferin gratulierte herzlichst und lud Peggy und Wulf ein, sie für einige Tage zu besuchen. Die Eltern aber erreichte er nicht, da – wie die Hausangestellte sagte – seine Mutter in Cannes weile und der Vater nach London habe fliegen müssen.

Immer dasselbe, dachte Wulf, als er den Hörer auflegte. Wenn ich mal Kinder habe ... Aber wer weiß, was dann wieder ist. Bis dahin werden die Politiker wohl schon für den nächsten Krieg gesorgt haben. Und erneut ist es aus mit dem Familienleben. Es ist zum Kotzen.

»Hast du deine Eltern gesprochen?« fragte ihn Peggy, als er aus der Telefonzelle trat.

Wulf schüttelte den Kopf. »Sie schwirren wie üblich in der Weltgeschichte umher. Heute in Cannes und London, morgen in Venedig und New York.« Er ergriff sein Glas. »Prost, Peggy.

Auf daß es bei uns einmal anders sein möge.«

Sie legte ihre Hand auf die seine.

Als er sein Glas absetzte, fragte er: »Wieviel Schulden haben wir eigentlich?«

»Wir?« fragte sie verwundert.

»Ja. Ab heute gibt es kein du und kein ich mehr, nur noch wir. Also raus mit der Sprache: Wie lange muß ›Amigo‹ noch auf Wechseln laufen? Und wie hoch sind die Papierchen?«

Peggy strahlte. »Die schaff ich spielend alleine. Sechs Monate à dreihundert Mark.«

»Na schön«, erwiderte er. »Dann werde ich mir ›Amigo‹ noch einmal anschauen.«

Es war nicht das erste Mal, daß Wulf an diesem Abend die Bar verließ. Und Peggy wußte, daß es nicht das letzte Mal sein würde. Länger als eine Viertelstunde hielt er es nicht aus. Dann mußte er erneut um »Amigo« herumgehen, der ihm im Licht der Neonlampen besonders schön erschien. Unabhängig davon fand er immer wieder einen Fliegenklecks oder dergleichen, der beseitigt werden mußte. Ein Glück, daß er sich gleich nach der Jungfernfahrt Schwamm und Leder gekauft hatte. Denn mit dem Wolltuch, das Peggy ihm geschenkt hatte, war nicht viel anzufangen.

Die Hände in den Hosentaschen, ging er einige Male um »Amigo« herum und schaute nach, ob auch niemand an die Stoßstangen gekommen war. Und während er so prüfte, ob noch alles in Ordnung war, dachte er plötzlich: Jetzt weiß ich, was ich tue! Und wenn Miriam und Harald schon in den Betten liegen sollten – ich fahre zu ihnen und hole sie.

Kurz entschlossen fuhr er los, und schon bald darauf stürmte er die Stufen zu Miriams Wohnung hinauf. Er hatte Glück, doppeltes Glück sogar: Miriam war noch auf, und Harald war gerade bei ihr zu Besuch.

»Die Prüfung bestanden?« rief sie, als sie die Tür öffnete und Wulf mit blitzenden Augen vor sich stehen sah.

»Auch!« antwortete er. »Auch!«

»Was heißt hier: auch?« hörte er Harald aus dem Zimmer rufen.

Miriam reichte ihm die Hand. »Gratuliere!«

Harald erschien im Flur. »Du bist ein komischer Kauz. Kaum ist man die Sorge um dich los, da legst du einem neue Rätsel auf. Was bedeutet dein Auch?« Er hielt ihm die Hand hin. »Gratuliere!«

»Kommt, ich muß euch was zeigen.«

»Um diese Zeit?«

»Ja. Ich möchte euch mit ›Amigo‹, meinem neuen Freund, bekannt machen.«

Miriam sah ihn verwundert an. »Warum hast du ihn nicht mit heraufgebracht?«

»Das könnt' ich doch nicht so ohne weiteres. Außerdem fällt ihm das Treppensteigen schwer.«

Miriam blickte zu Harald hinüber.

Der zuckte die Achseln. »Gehen wir. Verrückte und Diplomkaufleute werden schnell gefährlich.«

Als sie auf die Straße traten, schaute Wulf wie suchend um sich.

Harald lachte. »Dein ›Amigo‹ scheint abgehauen zu sein.«

»Begreif ich nicht«, erwiderte Wulf. »Aber nein«, rief er gleich darauf und zeigte auf den neuen VW, der wenige Meter von ihnen entfernt unter einer Straßenlaterne stand. »Da steht er!«

Miriam und Harald blickten in die gewiesene Richtung.

»Darf ich vorstellen: mein Freund ›Amigo‹, aus dem Stamme der Luftgekühlten. Und dies sind die bekannte Malerin Miriam Tauber und ihr Freund Harald Forster, ein junger und erfolgversprechender Architekt, der vor einigen Wochen den Auftrag erhielt, eine hypermoderne Kirche zu bauen und dennoch, wie man sieht, in Bluejeans herumläuft.«

Miriam blieb wie angewurzelt stehen. »Das ist dein Wagen?«

Wulf strahlte. »Mein ›Amigo‹!«

Harald trat an den VW heran.

Wulf klopfte ihm auf die Schulter. »Was sagst du?«

Harald strich über sein zotteliges Haar. »Erstaunlich! Erstaunlich, wie schnell das Wirtschaftswunder um sich greift.« Er stemmte die Hände in die Hüften. »Toll! Präsent vom Alten Herrn?«

Wulf schüttelte den Kopf.

»Von der Alten Dame?«

»Auch nicht.«

»Von wem denn?«

»Einmal dürft ihr noch raten.«

Harald ging um den Wagen herum. »Phantastisch. Vor allen Dingen die Farbe.«

»Nun sag schon, von wem hast du den Wagen?« drängte Miriam.

Wulf hakte sich bei ihr ein. »Von meiner Freundin.«

»Harald, hast du gehört!« rief Miriam aufgeregt. »Du hast recht behalten: Wulf hat eine Freundin! Und sie hat ihm den Wagen geschenkt!«

»Nicht schlecht«, erwiderte er. »Ich hab' ja immer gesagt: Wulf ist ein kluges Kind! Ein sehr kluges sogar!«

Miriam drückte Wulfs Arm. »Erzähl, wer ist deine Freundin?«

Harald lachte. »Wer soll sie schon sein!«

Wulf erstarrte. »Du weißt ...?«

»Nein. Aber ich kann's mir denken.«

»Wer?«

»Na, wer schon. Ein elegantes Wirtschaftswunder-Töchterlein wird's sein!«

Wulf war es, als fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er lachte aus vollem Halse. »Kommt«, sagte er. »Ich will euch nicht länger zappeln lassen. Meine Freundin sitzt in der Nähe in einer Bar und wird sich freuen, euch zu sehen. Bin gespannt,

was ihr für Augen machen werdet.«

»Kennen wir sie womöglich?« fragte Miriam.

»Ich glaub' schon.« Wulf schloß die Wagentür auf. »Los, steigt ein!«

»Aber ich kann doch nicht in diesem Kleid ...«

»Stell dich nicht so an«, sagte Harald. »Ob in Bluejeans oder Petticoats – wir sind immer gut angezogen.«

Wulf war so aufgeregt, daß er kaum richtig fahren konnte, und er atmete erleichtert auf, als er »Amigo« in eine Parklücke bugsiiert hatte.

»Seid aber nett zu ihr«, bat er, als er mit Miriam und Harald auf die Bar zuzuging. »Auch, wenn sie euch nicht gefallen oder euch irgend etwas an ihr stören sollte. Sie hat eine schwere Zeit hinter sich und ... Ihr werdet schon wissen, was ich meine, wenn ihr sie seht. Auf jeden Fall: Ich werde sie heiraten.«

Harald blieb stehen. »Also, langsam werde ich nervös. Studium beendet, Wagen bekommen, Freundin mit Geld geangelt und nun auch noch Eheschließung? Wie oft müssen wir dir denn heute noch gratulieren?«

Wulf grinste. »Warten wir's ab.« Er blickte Miriam an. »Bin gespannt wie ein Flitzbogen.«

»Ich auch.«

Wulf trat in das Lokal und warf einen schnellen Blick zur Bar hinüber. Gott sei Dank, dachte er, als er sah, daß nur ein Herr am Bartisch saß. Peggy, die ein dezentes, taubenfarbenes Abendkleid trug, blickte zu ihm hinüber. Sie hob schon die Hand, um ihm zuzuwinken, ließ sie jedoch erschrocken sinken und starrte mit geweiteten Augen auf Miriam und Harald, die wie gebannt stehenblieben.

»Ich werd' verrückt«, murmelte Harald.

Miriam riß sich zusammen und lief zu Peggy hinüber. »Peggy!« rief sie. »Ist es wahr, daß du ...« Weiter kam sie nicht, denn Peggy stürzte hinter dem Bartisch hervor und umarmte sie.

Harald stieß Wulf an. »Sei ehrlich: Hat sie dir den Wagen geschenkt?«

»Ja.«

»Und sie hat ihn sich selber verdient?«

»Hier in diesem Lokal. Heute mittag hat sie mich damit überrascht. Nicht die Bohne hab' ich gewußt.«

»Moment«, sagte er, schob Miriam zur Seite und blickte Peggy in die Augen. »Alle Achtung! Darf dir dein Professor einen Kuß geben?«

Peggy seufzte erlöst. »Wenn Schnaps nichts dagegen hat.« Harald schaute Wulf an.

Der nickte ihm zu und legte seine Arme um Miriam.

»Wohlan denn: es sei!«

Als Harald Peggy wieder freigab, schnupperte er an ihr herum. »Der Geruch kommt mir bekannt vor. Nina Ricci?«

Sie lachte. »Jedem das Seine. Ich schätze, daß du dich inzwischen an ›Shocking‹ gewöhnt hast.«

Er wandte sich an Miriam. »Wie heißt das Parfüm, das du ...«

»Shocking«, rief Wulf.

Harald strich über sein zotteliges Haar. »Also, das muß anders werden. Ich finde es shocking, daß Wulf sich in deinem Toilettentisch besser auskennt als ich. Was können wir da machen?«

»Vielleicht das gleiche, was Peggy und ich vorhaben«, antwortete Wulf. »Heiraten!«

Harald sah Miriam an. »Kommt ein bißchen plötzlich, wie?« Sie lächelte.

»Na schön«, sagte Harald. »Lassen wir die Katze aus dem Sack.« Er wandte sich an Peggy und Wulf. »Wenn ihr wollt, könnt ihr in drei Wochen – genauer ausgedrückt: am Sieben- undzwanzigsten – unsere Trauzeugen sein.«

Peggy schlug die Hände zusammen.

»Unter einer Bedingung«, erklärte Wulf. »Ihr spielt bei uns die Trauzeugen, wenn es bei uns soweit ist!«

»Abgemacht«, erwiderte Harald, »sofern wir jetzt etwas zu trinken bekommen.« Er stieß Wulf in die Rippen. »Wie heißt es doch im Lehrbuch der Liebe? Ende gut – alles gut!«

Harald hätte dies wohl kaum gesagt, wenn er gewußt hätte, was sich drei Tage später ereignen sollte. Es war Peggys erster freier Tag nach Übernahme des Wagens, den Wulf zu einer Fahrt nach Salzburg benutzen wollte. Peggy hatte immer wieder von der Stadt und den schönen Stunden geschwärmt, die sie mit Greta Fischhauer dort verbracht hatten.

Es war ein wundervoller Herbsttag. Das sterbende Laub der Bäume leuchtete in der Sonne wie getriebenes Kupfer. Und aus dem erst drei Tage alten und schon fünfmal gewaschenen »Amigo«, der gemächlich über die Autobahn dahinrollte, flatterte von Zeit zu Zeit ein kleines, weißes Papierschnitzelchen, dem niemand ansehen konnte, daß es der Teil eines jener sechs Wechsel war, die Peggy beim Kauf des Wagens in Zahlung gegeben und die Wulf noch am Morgen vor der Fahrt eingelöst hatte.

Am Abend zuvor hatte ihn sein aus London zurückgekehrter Vater angerufen, um ihm zum Diplom zu gratulieren, und als ihm der Vater zu verstehen gab, daß er sich etwas Besonderes wünschen dürfe, hatte Wulf augenblicklich um zweitausend Mark gebeten.

»Nicht zum Versaufen«, hatte er hinzugefügt. »Zur Anschaffung eines reellen Wertes. Aber ich muß sie unbedingt bis morgen früh haben.«

Der Vater hatte ihm die Summe telegrafisch überwiesen, und eine Stunde nach Erhalt des Geldes kaufte Wulf Peggys Wechsel zurück, die er ihr zuschob, als sie aus München

herausfahren.

»Wir fahren nicht mehr auf Wechseln, sondern auf Rädern«, sagte er glücklich. »Schuldenfrei beginnt unser neues Leben. Reiß die Dinger in kleine Fetzen und laß sie zwischen München und Salzburg fliegen.«

Sie gerieten in eine Hochstimmung und fragten sich, warum ein VW eigentlich so breit gebaut sei. Sie wären mit der Hälfte des zur Verfügung stehenden Platzes ausgekommen.

In Salzburg steigerte sich ihre Stimmung weiterhin. Nicht zuletzt, weil sie einen Parkplatz fanden, von dem sie sich sagen konnten: Nach menschlichem Ermessen kann »Amigo« hier nichts geschehen. Dann aber auch, weil sie in der Judengasse in einem Schaufenster eine Wildlederjacke entdeckten, die im Schnitt völlig der Jacke entsprach, die Peggy sich für die Fahrten im »Amigo« gekauft hatte.

Sollten sie sich diese Chance entgehen lassen? Schon von weitem sollte man sehen, daß sie zusammengehörten.

Also kauften sie die Jacke und bummelten dann wohl zehnmal durch die enge Getreidegasse, deren Schaufenster ihnen besonders günstig erschienen. Wo sie standen und gingen, überall konnten sie ihr Spiegelbild sehen. Und sie fanden, daß es so schnell kein hübscheres Paar geben könne.

Aber auch dem hübschesten Paar schmerzen schließlich die Füße. Sie gaben die Bummelei auf, schauten noch einmal nach »Amigo« und fuhren dann zum Mönchsberg hinauf, wo sie von der Terrasse des Cafés den Blick auf die Stadt genossen.

Zum Abendessen suchten sie den gegenüber von Mozarts Geburtshaus gelegenen »Eulenspiegel« auf, in dem sie mit Greta Fischhauer gegessen hatten.

»Ist das Leben nicht schön?« sagte Wulf, als ihnen ein Hendl auf einem Holzteller serviert wurde.

Peggy sah ihn verliebt an. »So schön, daß man Angst bekommen kann.«

»Wovor?«

»Vor dem Ende.«

»Aber, geh«, erwiderte er und hob sein Glas. »Es fängt doch erst an. Und darauf wollen wir trinken.«

Es blieb nicht bei dem Heber Rotwein, den Wulf bestellt hatte. Sie schwelgten so sehr in Zukunftsplänen, daß es ihnen plötzlich ein Bedürfnis war, es den am Nebentisch sitzenden Gästen, die sich eine Flasche Sekt bestellt hatten, gleichzutun. Die Folge: Es war schon fast Mitternacht, als sie aufbrachen und zu »Amigo« zurückkehrten.

»Du mußt aber langsam fahren«, sagte Peggy, als sie in den Wagen einstieg. »Wir haben ganz schön getrunken, und du weißt – Blutprobe, wenn etwas passiert!«

Wulf lachte. »Von dem bißchen? Abgesehen davon«, er zeigte auf den Wagen, »ich darf ihn ja noch gar nicht schnell fahren. Du kannst also unbesorgt sein.«

Das war Peggy auch. Und sie blieb es, als in Höhe von Rosenheim immer dichter werdende Nebelschwaden auftauchten. Wulf fuhr sehr langsam, und sie fand es wunderbar, den Kopf an seine Schulter zu lehnen und mit geschlossenen Augen dahinzufahren und zu träumen.

Nur langsam kamen sie vorwärts, und Wulf atmete erleichtert auf, als sich der Nebel in der Nähe des Irschenberges auflöste und schließlich ganz verschwand. »Gott sei Dank!« sagte er. »Hat mich doch maßlos angestrengt.«

Es dauerte nicht lange, da tauchten sie erneut in ein dichtes Nebelfeld ein.

»Zum Kotzen!« schimpfte Wulf und schaltete auf den dritten Gang zurück. »Wir nähern uns der Mangfallbrücke. Dahinter wird's wahrscheinlich besser werden.«

»Hoffentlich«, sagte Peggy. »Stört es dich, wenn ich meinen Kopf wieder an deine Schulter lege?«

Wulf zögerte. »Offen gestanden – ja. Beim angestrengten Hinschauen beuge ich mich unwillkürlich vor.«

Peggy, die sich schon hatte anlehnen wollen, setzte sich

gerade.

Wulf tastete nach ihrer Hand. »Damit aber Klarheit herrscht: Ich liebe dich, wirklich und wahrhaftig!«

Peggy schloß die Augen. Es ist das erste Mal, daß er es in dieser Form sagt, dachte sie beglückt. Am liebsten hätte sie ihn auf der Stelle umarmt.

Hätte sie es doch getan! Denn Sekunden später tauchten zwei hochliegende Lichter vor ihnen auf. Wulf schrie etwas und trat auf die Bremse. Doch da krachte es schon. Der Wagen wurde umgeworfen und fortgerissen. Scheiben klirrten. Es splitterte und dröhnte.

»Peggy!« rief er, erhielt im gleichen Augenblick aber einen Stoß, fühlte sich emporgehoben und durch die Luft gewirbelt, schlug irgendwo auf und verlor die Besinnung.

Als Wulf erwachte, blickte er suchend um sich. Er lag in einem weißen Metallbett. Neben ihm saß eine Krankenschwester. »Wo bin ich?« fragte er.

Die Schwester legte ein Buch zur Seite, in dem sie gelesen hatte. »Im Krankenhaus von Miesbach. Sie haben einen schweren Autounfall gehabt.«

Wulf schloß die Augen. Er erinnerte sich plötzlich an die hochliegenden Lichter, die auf ihn zugekommen waren, hörte es erneut krachen und splintern. »Peggy«, stöhnte er. »Schwester, wo ist meine Begleiterin?«

»Einen Augenblick«, antwortete sie. »Ich hole den Arzt.«

Um Himmels willen, dachte Wulf. Wenn Peggy etwas zugestoßen ist ...

Ein dunkelhaariger Herr in weißem Kittel trat in den Raum. Seine hinter einer breitrandigen Hornbrille liegenden Augen blickten ernst.

Wulf sah ihm ängstlich entgegen. »Was ist mit meiner Begleiterin?«

Der Arzt setzte sich auf den Rand des Bettes und ergriff

Wulfs Hand. »Sie hatten einen sehr schweren Unfall«, erwiderte er. »Sogar einen ungewöhnlich schweren. Ein Lastwagen geriet hinter der Mangfallbrücke auf die falsche Fahrbahn und fuhr direkt auf Sie zu. Es ist ein Wunder, daß Sie noch leben. Wenn Sie nicht herausgeschleudert worden wären ...«

»Was ist mit meiner Begleiterin?« schrie Wulf.

Der Arzt senkte den Kopf. »Sie ist tot.«

Wulf stockte der Atem. Minutenlang starrte er vor sich hin.

Auch der Arzt schwieg.

Sie ist tot, dachte Wulf immer wieder. Durch meine Schuld. Ich hatte getrunken. »Ich habe sie getötet!« schrie er jäh wie von Sinnen und machte den Versuch, sich aufzurichten.

Der Arzt hielt ihn zurück. »Sie müssen ruhig liegenbleiben. Sie haben nicht die geringste Schuld. Der Lastwagen ...«

»Nein!« schrie Wulf. »Ich hatte getrunken.«

Der Arzt horchte auf. »Ist das wahr?«

»Ja!«

»Das ist ... Das ist allerdings schlecht. Wir haben, wie immer in solchen Fällen, von allen Beteiligten eine Blutprobe zu nehmen. So auch von Ihnen. Aber es ändert nichts an der Tatsache, daß Sie schuldlos sind. Die Polizei sagte ...«

»Hören Sie auf!« unterbrach ihn Wulf. »Mich interessiert nicht, was die Polizei sagt. Ich hatte getrunken!«

In den nächsten Wochen und Monaten war Wulf nicht wiederzuerkennen. Er sprach nur wenig und ging allen aus dem Weg. Vergeblich machten seine Eltern den Versuch, ihn nach Hause zu holen, vergeblich bemühten sich Miriam und Harald um ihn. Keine drei Sätze waren aus ihm herauszuholen.

Bis der Tag kam, an dem der Unfall sein gerichtliches Nachspiel erfuhr. Wenn sich der Staatsanwalt auch darüber im klaren war, daß Wulf den Zusammenprall des Wagens nicht herbeigeführt hatte, so sah er sich auf Grund des Ergebnisses der Blutuntersuchung doch gezwungen, Strafantrag zu stellen.

»Die Sache ist nicht so tragisch, wie sie aussieht«, hatte der Verteidiger zu Wulfs Vater gesagt. »Machen Sie sich keine Sorgen. Überlassen Sie nur alles mir.«

Um so entsetzter war Wulfs Vater, als der Staatsanwalt nach einer scharf gehaltenen Anklagerede eine Gefängnisstrafe von neun Monaten forderte.

»Das ist nicht zu glauben«, schnaubte er mit hochrotem Kopf. »Was kann der Junge dafür, daß der Lastwagen ...«

»Nicht so laut«, flüsterte Wulfs Mutter, eine elegant gekleidete Dame, die unentwegt zu ihrem Sohn hinüberblickte, der blaß und ausdruckslos auf der Anklagebank saß.

»Der Herr Verteidiger hat das Wort«, sagte der Vorsitzende.

Miriam, die mit Harald auf der hintersten Zuhörerbank Platz genommen hatte, machte einen verzweifelten Eindruck. »Hättest du das für möglich gehalten?« fragte sie. »Neun Monate!«

Harald versuchte, sie zu beruhigen. »Das will noch nichts besagen. Jetzt kommt erst mal sein Anwalt an die Reihe. Und dann hat Wulf das Schlußwort.«

»Davon verspreche ich mir nicht viel.«

Eine Viertelstunde später sah es ganz danach aus, als sollte Miriam recht behalten. Denn als der Verteidiger geendet hatte und Wulf das Wort erteilt wurde, erhob er sich und sagte mit müder Stimme: »Herr Amtsgerichtsrat. Mein Anwalt hat es für richtig gehalten, neben den rein sachlichen Ausführungen, denen ich mich anschließe, am Schluß seines Plädoyers an Ihr Mitgefühl zu appellieren. Er wies darauf hin, daß ich die Verunglückte sehr geliebt habe und sie in Kürze hätte heiraten wollen, und er stellte unter anderem die Frage: ›Ist der Angeklagte durch den Verlust, den er erlitten hat, nicht schon genügend gestraft?‹ Dazu muß ich erklären: Nein!«

Wulfs Eltern fuhren zusammen.

Der Verteidiger sprang auf. »Schweigen Sie!«

Miriam griff nach Haralds Hand.

Der Gerichtssaal glich einem brodelnden Kessel.

Wulf schaute seinen Anwalt an. »Warum soll ich schweigen?«

»Sie wissen offensichtlich nicht ...«

»Lassen Sie das meine Sorge sein«, unterbrach ihn Wulf.

»Ich weiß sehr genau, was ich sage.«

»Ich bitte um Ruhe!« forderte der Vorsitzende die erregt tuschelnden Zuhörer auf. Dann wandte er sich an Wulf. »Ich mache darauf aufmerksam, daß alles, was Sie hier aussagen, bei der Urteilsfindung gegen Sie verwertet werden kann.«

Wulf nickte.

Der Verteidiger warf Wulfs Vater einen ratlosen Blick zu und hob die Schultern.

»Ich habe erklärt, daß ich mich durch den Verlust meiner Freundin nicht genügend bestraft fühle«, fuhr Wulf tonlos fort. »Das mag übertrieben klingen. Und doch: Selbst wenn ich den zur Debatte stehenden Unfall nicht verschuldet habe – und das ist erwiesen, da ich mich auf der richtigen Fahrbahn befand, der Lastkraftwagen hingegen auf der falschen –, dann bin ich durch den erlittenen Verlust bei weitem noch nicht genügend bestraft. Denn ich bin mitschuldig am Tod dreier Menschen, die im Herbst letzten Jahres vor der Insel Mallorca getötet wurden, und ich möchte noch heute ein volles Geständnis ablegen. Bis jetzt war ich zu feige dazu. Ich kann die Last nun aber nicht mehr tragen.«

Der Richter, die Beisitzer, der Verteidiger, die Eltern und alle im Gerichtssaal Anwesenden starrten wie gebannt auf Wulf, der leichenblaß dastand und mit schleppender Stimme berichtete, was er an jenem Unglücksabend vor den Inseln von Formentor getan und später erlebt hatte.

Niemand unterbrach ihn. Als er endete, herrschte eine beinahe gespenstische Stille im Saal, die nur von einer am Gerichtsgebäude vorbeifahrenden Straßenbahn unterbrochen wurde.

Der Vorsitzende wandte sich an die Beisitzer, mit denen er

einige Worte wechselte. Dann verkündete er, daß die Sitzung für fünfzehn Minuten unterbrochen sei.

Wulf sah seinen Vater wie einen geprügelten Hund aus dem Raum schleichen. Seine Mutter weinte lautlos vor sich hin.

Für euch tut's mir leid, dachte er. Aber was sollte ich machen? So hätte ich nicht weiterleben können.

Er blickte zu Harald hinüber, der sich erhob und zu ihm herübergrüßte. Miriam hielt den Kopf gesenkt, als scheue sie sich, ihr Gesicht zu zeigen.

Der Verteidiger trat an ihn heran. »Den Prozeß hatte ich mir nun ja etwas anders vorgestellt«, sagte er. »Aber ich verstehe Sie.«

»Kümmern Sie sich um meinen Vater«, bat Wulf. »Er ist soeben hinausgegangen. Bei ihm gehen die Nerven leicht durch. Sagen Sie ihm, es sei gut, daß ich mein Gewissen erleichtert habe. Auch für ihn. Das könne uns nur näherbringen.«

Als der Anwalt den Saal verließ, sah Wulf, daß Harald Miriam etwas zuflüsterte. Dann ging er ebenfalls nach draußen, und Miriam suchte seine Mutter auf, setzte sich neben sie und sprach mit ihr.

Etwa zehn Minuten vergingen so, dann kehrte Harald mit dem Vater zurück.

Ich hab's geahnt, dachte Wulf. Er ist ein anständiger Kerl.

Gleich darauf erschien auch der Anwalt.

»Konnten Sie meinen Vater etwas beruhigen?« fragte ihn Wulf.

»So gut es ging. Ihr Freund leistete glänzende Hilfestellung. Vernünftiger Mann.«

Wulf nickte. »Wie geht es nun weiter?«

»Ich denke, daß Ihr Geständnis das Urteil günstig beeinflussen wird. Verhandelt wird natürlich nur die anstehende Sache.«

»Und das andere?«

»Sie meinen Ihr spanisches Erlebnis?« Der Verteidiger zuck-

te die Achseln. »Schwer zu sagen. Der Vorsitzende kann dem Staatsanwalt anheimstellen, die Sache aufzugreifen und Anklage zu erheben. Der Staatsanwalt dürfte das aber kaum machen, da Sie das Boot ja nicht steuerten, den Tod also nicht verschuldet haben. Bleibt die Schmuggelei, die unter Umständen unter eine inzwischen erlassene Amnestie fällt. – Die zweite Möglichkeit: Die Angelegenheit wird an ein spanisches Gericht überwiesen. Das macht man normalerweise nicht, wenn die Tat – in Ihrem Fall die Schmuggelei – nach hier geltendem Recht strafbar ist. Es wäre aber denkbar, daß man sich sagt: Übergeben wir die Sache der zuständigen spanischen Behörde, damit ein Verfahren in Gang gebracht wird, das dem Sonnenbebrillten das Handwerk legt und vielleicht sogar die Organisation der Opiumschmuggler aufdecken kann.«

Der Anwalt hatte richtig vermutet. Als das Gericht wieder zusammentrat, verkündete der Vorsitzende, daß der Angeklagte wegen Trunkenheit am Steuer zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten bei einer Bewährungsfrist von zwei Jahren verurteilt werde. Außerdem werde ihm die Fahrerlaubnis auf die Dauer von einem Jahr entzogen. Dem Staatsanwalt wurde anheimgestellt, in der vom Angeklagten eingestandenen Sache Strafantrag zu stellen oder aber die spanische Strafbehörde einzuschalten.

»Kommen Sie«, sagte der Anwalt, als das Urteil verkündet worden war und Wulf nicht recht wußte, was er tun sollte. »Sie können zufrieden sein. Ihr Bekenntnis hat das Urteil günstig beeinflußt, und ich gehe jede Wette ein, daß Sie in der spanischen Angelegenheit freigesprochen werden – gleichgültig, ob sie nun hier oder in Spanien verhandelt wird.«

Wulf hörte die Worte, nahm sie aber nicht auf. Er konnte später nicht einmal sagen, wie er aus dem Gerichtssaal herausgekommen war. Er wußte nur, daß er plötzlich auf einem kahlen Flur vor seinen Eltern und vor Miriam und Harald gestanden hatte.

Der Vater umarmte ihn. Die Mutter schluchzte. Harald reichte ihm die Hand, und Miriam gab ihm einen schüchternen Kuß auf die Wange.

»Komm«, sagte der Vater, »jetzt gehen wir erst mal ins Hotel.«

Wulf schüttelte den Kopf. »Laßt mich allein.« Er sah von einem zum anderen. »Versteht mich. Ich melde mich, wenn's wieder geht.« Damit drehte er sich um und ging.

Sein Vater wollte ihn zurückhalten.

Harald ergriff dessen Arm. »Nicht«, sagte er. »Lassen Sie ihm Zeit. Sie können ohne Sorge sein. Er wird schon kommen. Und Sie werden ihn dann haben, wie Sie ihn nie hatten.«